



Christoph Ulf (Hrsg.)

Der neue  
Streit um Troia  
Eine Bilanz

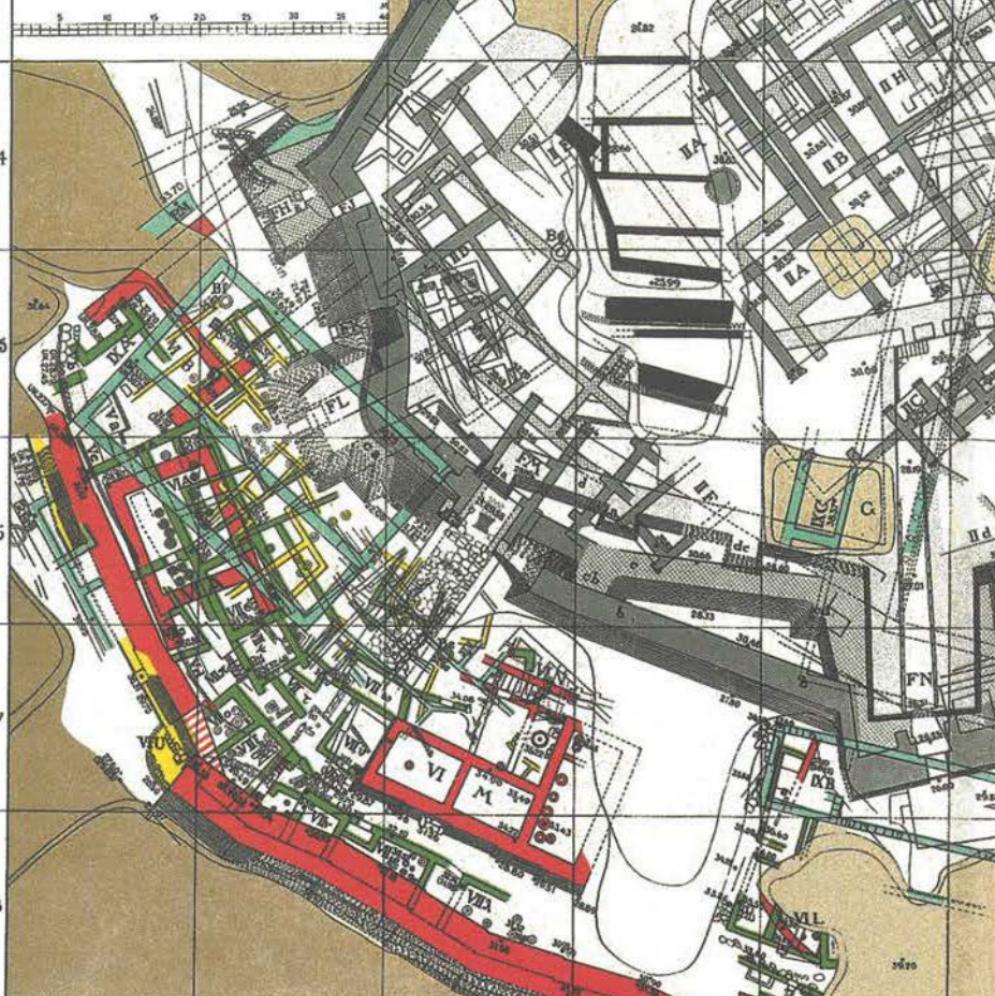
C. H. Beck



Der neue Streit um Troia

DIE AUSGRABUNG  
VON  
TROJA

AUFG. VON W. DÖRPFELD UND W. WILBERG



## Erklärung

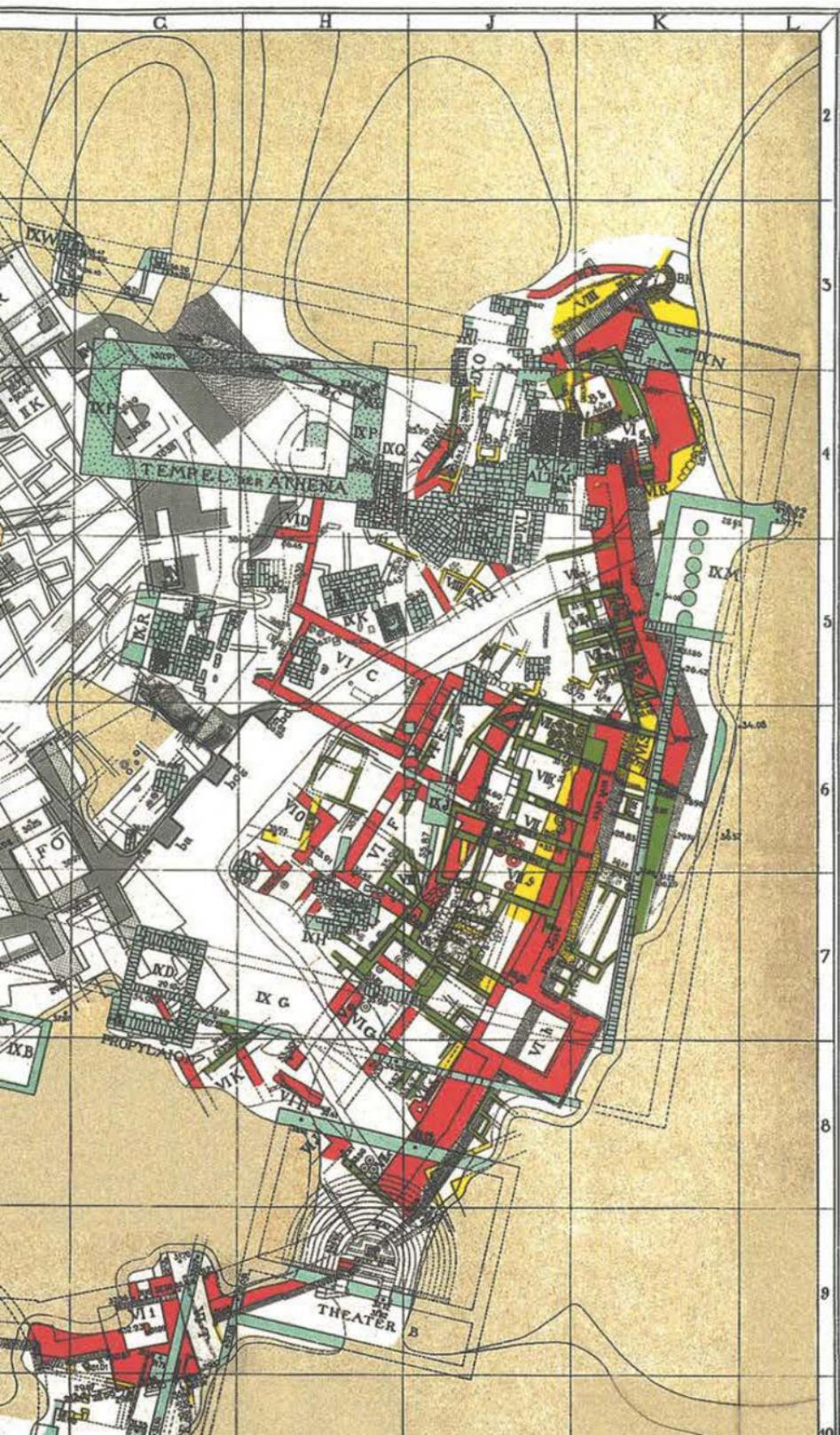
 Troia I	 Troia VII., VIII.
 Troia IIb, c, d (nach Dörpfeld)	 Troia IX. Hellenistisch und römisch
 Troia VI	 Nicht ausgegraben

Der Plan ist nach der magnetischen

Nordlinie orientiert

Die Zahlen geben die Höhen

über dem Meer an







Mit 17 Abbildungen und 8 Karten

Vorsatz (VV): Plan der sog. neun (eigentlich zehn) Schichten  
von Troia nach den Grabungen Dörpfelds.  
Nachsatz (HV): Plan von Troia VIIa und VIIb.

Der Herausgeber und der Verlag C.H. Beck danken  
den folgenden Sponsoren für die Unterstützung dieses Werkes:

Bundesministerium für Wissenschaft, Bildung und Kultur, Wien  
Leopold-Franzens-Universität, Innsbruck  
Amt der Vorarlberger Landesregierung  
Abteilung Kultur im Amt der Tiroler Landesregierung

2., unveränderte Auflage 2004  
© Verlag C. H. Beck oHG, München 2003  
Satz: Karlheinz Hülser, Konstanz  
Repro, Druck und Bindung: Kösel, Kempten  
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier  
(Hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)  
Printed in Germany  
ISBN 3 406 50998 3

[www.beck.de](http://www.beck.de)

## Inhaltsverzeichnis

Vorwort .....	7
<i>Christoph Ulf, Wozu eine Bilanz?</i> .....	9

### Grundlagen

<i>Justus Cobet, Vom Text zur Ruine. Die Geschichte der Troia-Diskussion</i> .....	19
<i>Ulrich Sinn, Archäologischer Befund – Literarische Überlieferung: Möglichkeit und Grenzen der Interpretation</i> .....	39
<i>Hans-Joachim Gehrke, Was ist Vergangenheit? oder: Die ‹Entstehung› von Vergangenheit</i> .....	62

### Identifizierung, Charakterisierung und Lokalisierung von Troia

<i>Dieter Hertel, Die Gleichsetzung einer archäologischen Schicht von Troia mit dem homerischen Ilios</i> .....	85
<i>Bernhard Hänsel, Troia im Tausch- und Handelsverkehr der Ägäis oder Troia ein Handelsplatz?</i> .....	105
<i>Frank Kolb, War Troia eine Stadt?</i> .....	120
<i>Susanne Heinholt-Krahmer, Zur Gleichsetzung der Namen Ilios-Wiluša und Troia-Taruiša</i> .....	146
<i>Ivo Hajnal, Uluša – Taruiša. Sprachwissenschaftliche Nachbetrachtungen zum Beitrag von Susanne Heinholt-Krahmer</i> .....	169
<i>Peter W. Haider, Westkleinasien nach ägyptischen Quellen des Neuen Reiches</i> .....	174
<i>Susanne Heinholt-Krahmer, Ahhiyawa – Land der homerischen Achäer im Krieg mit Wiluša?</i> .....	193

## Inhaltsverzeichnis

### Herkunft und Charakterisierung der homerischen Texte

<i>Ivo Hajnal</i> , Der epische Hexameter im Rahmen der Homer-Troia-Debatte .....	217
<i>Michael Meier-Brügger</i> , Die homerische Kunstsprache .....	232
<i>Barbara Patzek</i> , Die homerischen Epen im Spiegel ihrer geschichtlichen Tradition: <i>Oral Poetry</i> und <i>Oral Tradition</i> .....	245
<i>Christoph Ulf</i> , Was ist und was will ‹Heldenepik›: Bewahrung der Vergangenheit oder Orientierung für Gegenwart und Zukunft? .....	262

### Troia und ‹Homer› in der Geschichte ‹der Griechen›

<i>Birgitta Eder</i> , Noch einmal: der homerische Schiffskatalog .....	287
<i>Kurt Raflaub</i> , Die Bedeutung der Dark Ages: Mykene, Troia und die Griechen .....	309
<i>Robert Rollinger</i> , Homer, Anatolien und die Levante: Die Frage der Beziehungen zu den östlichen Nachbarkulturen im Spiegel der schriftlichen Quellen .....	330
<i>Reinhold Bichler</i> , Die Datierung des Trojanischen Kriegs als Problem der griechischen Historie .....	349

### Anhang

Abkürzungsverzeichnis .....	371
Register .....	373
Autorenverzeichnis .....	381

## Vorwort

Die große Troia-Ausstellung des Jahres 2001 in Stuttgart, Braunschweig und Bonn sowie das im selben Jahr erschienene Buch *Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels* von Joachim Latacz haben die seit Heinrich Schliemanns Zeiten in den Altertumswissenschaften schwelende Debatte über das Verhältnis zwischen der homerischen Ilias und den archäologisch nachweisbaren Ruinen Troias wieder aufleben lassen. Der aktuelle Streit hat ungewöhnliche Dimensionen erreicht. Das hängt damit zusammen, daß es sich um keine der üblichen fachwissenschaftlichen Diskussionen handelt. Denn es geht nicht bloß um ‹Fakten›. Es geht auch um die Methoden, mit deren Hilfe archäologische Befunde wissenschaftlich angemessen zum Sprechen gebracht werden können. In dieser Debatte fand eine Position in der Öffentlichkeit starke Resonanz, die – teilweise spekulativ – die Ruinen Troias zu einem historisch korrekten Bühnenbild für die Schilderungen der Ilias werden ließ. Die daraus abgeleitete vermeintliche Übereinstimmung von homerischer Dichtung und realer Geschichte hat ein breites Publikum fasziniert. Dagegen wurden jedoch schwerwiegender Einwände erhoben. Unter anderem wurde die mangelnde Unterscheidung zwischen spekulativer Vermutung und wissenschaftlicher Hypothese kritisiert. Darüber hinaus würden auf anachronistische Weise antike Aussagen über die Vergangenheit für bare Münze genommen und Begriffe verwendet, deren Tauglichkeit für die historische Analyse fraglich ist.

Nicht zuletzt deshalb, weil dabei das Selbstverständnis der Altertumswissenschaften und darüber hinaus auch der Geisteswissenschaften zur Debatte steht, haben sich die Autorinnen und Autoren dieses Bandes bereit erklärt, jeweils einen der grundlegenden Aspekte des «neuen Streits um Troia» zu behandeln. Um die Zusammengehörigkeit der einzelnen Beiträge deutlich zu machen, wurde der Band in vier Abschnitte gegliedert, mit denen die Grundfelder der Diskussion – die Art des Zusammenhangs von Text und Ort, der Ort Troia, die homerischen Epen und das Verhältnis der Griechen zu Troia und Homer – erfaßt werden. Doch greifen die einzelnen Beiträge in der Regel über dieses Grundthema, dem sie zugeordnet sind, auch auf die anderen Felder aus. Um das sichtbar werden zu lassen, werden in den Artikeln immer wieder Querverweise gegeben.

## Vorwort

Die allgemeine Karte Kleinasiens auf S. 212 sowie verschiedene Detailkarten sollen es dem Leser, dem die geographischen Gegebenheiten nicht so geläufig sind, erleichtern, die einzelnen Gedankengänge nachzuvollziehen. Darüber hinaus haben sich alle Autorinnen und Autoren bemüht, in einer Sprache zu sprechen, die nicht nur dem Fachmann, sondern auch dem interessierten Laien verständlich ist.

Als Herausgeber habe ich den Autorinnen und Autoren nicht nur für ihre meist spontan erfolgte Zusage zur Mitarbeit zu danken, sondern auch dafür, daß sie mit ihrem Beitrag zur Entemotionalisierung der Diskussion beitragen wollen. Daher liegt mit diesem Buch nicht nur eine Bilanz der aktuellen Diskussion, sondern auch ein Arbeitsinstrument für das weitere wissenschaftliche Gespräch vor. In diesen Dank sind auch Wolfgang Kullmann und Wolfgang Schuller einzuschließen, die aus unterschiedlichen Gründen ihre zuerst gegebene Zusage zur Mitarbeit zurückziehen mußten, aber auch jene, denen es nicht möglich war, sich an dem Band zu beteiligen, die aber an ihm indirekt durch ihre Ratschläge und Ermunterungen mitgewirkt haben. Sie können hier nicht einzeln genannt werden.

Der Verlag C.H. Beck hat sich bereit erklärt, das Buch zu verlegen. Die Entscheidung fiel zu einem Zeitpunkt, als die Diskussion beinahe «auf dem Siedepunkt» war. Sie darf daher auch als ein Signal dafür interpretiert werden, daß der Verlag nicht nur an einer offenen und die Öffentlichkeit einschließenden Debatte interessiert ist, sondern diese auch fördert. Das verdient Anerkennung und Dank.

Hinter jedem guten Buch steht ein kompetenter und engagierter Lektor. Ein solcher ist Dr. Stefan von der Lahr, der sich mit seiner fachlichen und verlegerischen Kompetenz weit über das Übliche hinaus für den Band eingesetzt hat. Er wurde hierbei von Andrea Morgan und Karlheinz Hülser erfolgreich unterstützt. Der Herausgeber und die Autorinnen und Autoren wünschen sich, daß auch das nicht nur von ihnen, sondern auch vom Leser dieses Buches mit Dank anerkannt werden möge. Da sich ein derartiges Buch – trotz des breiten Interesses an der Troia-Debatte – nicht in dem Maße verkaufen läßt, wie das aus finanziellen Gründen nötig wäre, haben Sponsoren das Erscheinen des Buches ermöglicht. Mein Dank geht an das Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur in Wien, an die Abteilung Kultur im Amt der Tiroler Landesregierung, an die Leopold-Franzens-Universität Innsbruck und an das Amt der Vorarlberger Landesregierung.

Innsbruck, im Juli 2003

Christoph Ulf

## Wozu eine Bilanz?

CHRISTOPH ULF

Seit einiger Zeit ist ein Streit erneut aufgeflammt, der schon im Anschluß an die Grabungen Heinrich Schliemanns am Ende des 19. Jahrhunderts entstanden war. Er dreht sich um die Frage, ob die Archäologie literarischen Texten zu historischer Aussagekraft verhelfen kann. Die in der aktuellen Debatte zuerst öffentlich von Frank Kolb formulierte Kritik an der historischen Auslegung der durch Manfred Korfmann, den deutschen Chefausgräber in Troia, ans Tageslicht beförderten archäologischen Funde hat zu einer heftigen Kontroverse geführt, die weit über das Fachpublikum hinaus für Aufsehen gesorgt hat. Nicht ganz zu Unrecht wurde gefordert, diese *Battle of Troy*, wie sie in *The Times* vom 25. 2. 2002 genannt wurde, nicht in der Öffentlichkeit auszutragen. So sollte nicht zuletzt auch erreicht werden, die die Diskussion begleitenden starken Emotionen zu kalmieren. Die Debatte sollte aus der Tagespresse bzw. den Feuilletons wieder auf universitären Boden zurückgeholt werden.

Die im Februar 2002 vom Rektor der Universität Tübingen in dieser Absicht organisierte Diskussion konnte dieses Ziel jedoch nicht erreichen. An der am Deutschen Historikertag im September 2002 eigens für diese Debatte eingerichteten Sektion fehlten – anders als in Tübingen – die Hauptvertreter jener Position, derzufolge die aktuellen archäologischen Ergebnisse in Verbindung mit neuen philologischen und linguistischen Erkenntnissen folgende Aussagen erlauben sollen: «Der moderne Ort Hisarlık ist mit dem Troia der *Ilias* gleichzusetzen; dieser Ort war der Schauplatz eines Krieges, der den Stoff für die *Ilias* abgab.»

Leider wurde von den Vertretern dieser Position auch die Mitarbeit an diesem Band abgelehnt, zu der sie vom Herausgeber und dem Verlag wiederholt mit dem Ziel eingeladen worden waren, beide Seiten im Streit gebührend berücksichtigen zu können. Die hinter den Absagen zu vermutende Begründung lautet in den Worten von Joachim Latacz so: «Jeder Klardenkende hat genug gehört und gesehen [...] Mag der

Zweiflerzirkel künftig in sich kreisen. «Es ist Zeit, zur Arbeit zurückzukehren.»<sup>1</sup>

Soll das bedeuten, daß es nichts mehr zu sagen gibt, daß die eigenen Argumente unwiderlegbar sind, und auch, daß die «Gegner» nicht in der Lage oder willens sind, diese Situation zu realisieren? Das könnte theoretisch natürlich so sein. Doch allein ein Blick zurück auf ähnliche wissenschaftliche Kontroversen müßte vorsichtig stimmen. Denn man weiß, wie oft derartige Auseinandersetzungen nur deshalb ihr vorläufiges Ende gefunden haben, weil die wissenschaftspolitisch stärkere Partei – zumindest für den Augenblick – ihre Meinung durchsetzen konnte. Das kann jedoch im Interesse der Wissenschaften und des Nutzens, den sie weit über die Wissenschaften hinaus bewirken sollen, kein erstrebenswerter Zustand sein.

So darf man, ohne in den Verdacht zu geraten, kein «Klardenkender» zu sein, ruhig einige Fragen der folgenden Art stellen: Gibt es tatsächlich nichts mehr zu sagen? Ist die Lösung des «Rätsels», wie der Titel des erfolgreichen Buches von Joachim Latacz verheißen, tatsächlich schon gelungen? Steht es nun unwiderruflich fest, daß es einen Krieg gab, der um den Ort, der beim türkischen Dorf Hisarlik liegt, geführt wurde? Hieß dieser Ort lange vor der Abfassung der uns vorliegenden *Ilias* *Troia* bzw. *Ilios*? Wird allein deswegen schon, weil dieser Ort – was keineswegs sicher ist – in hethitischer Zeit *Wilusa* genannt wurde, Anatolien zur «Wiege Europas»? Ist es – nicht zuletzt in Anbetracht unseres Wissens, daß die mit der Vorstellung von «nationalen» Gebilden behaftete Trennung zwischen Europa und Asien auf den griechischen Historiographen Herodot zurückgeht, also nicht älter als das 5. Jahrhundert v. Chr. ist – zulässig, Anatolien und Europa als auch national konnotierte Begriffe mit einem solchen Troia des 2. Jahrtausends zu verbinden? Und weiter: Seit wann gab es denn «Griechen»? Reicht denn die über die mykenische Schrift «Linear B» erschlossene Existenz sprachlicher Zusammengehörigkeit aus, von einem schon im 2. Jahrtausend vorhandenen «Volk der Griechen» sprechen zu dürfen?

Auch darf man fragen, was die andere und – weil sie griffig ist – inzwischen vielfach zitierte Formulierung konkret heißen soll: «Homer ist ernstzunehmen.»<sup>2</sup> In welcher Hinsicht wird das gefordert? Gilt das für das Produkt einer in mykenische Zeiten reichenden mündlichen

1 Siehe Cobet in diesem Band, Anm. 57.

2 Mit diesem Satz schließt das Buch von J. Latacz, *Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels*, München/Berlin 2001, 342.

Tradition oder für den Dichter bzw. die Dichtung des 8./7. Jahrhunderts v. Chr., oder wird das ganz pauschal für die unter dem Namen Homers überlieferten Werke als historische Quelle gefordert? Wie ist eine angenommene mykenische Tradition über einen troianischen Krieg mit der Vorstellung in Einklang zu bringen, daß der Anstoß für die homerischen Epen aus ‹Anatolien› kommt? Man darf zudem fragen, was die Feststellung bedeuten soll, «daß alle derzeit für die Archäologie auswertbaren topografischen Angaben Homers in etwa zutreffen».³ Heißt das, daß die Archäologie den Beweis für den Trojanischen Krieg erbracht hat, oder nur, daß eine ungefähre Übereinstimmung zwischen der in der Ilias von der Landschaft Troas bzw. von Troia gegebenen Schilderung und den heute sichtbaren bzw. ergrabenen Örtlichkeiten besteht? Und was soll es konkret heißen, daß der Ort, der in der Ilias *Troia* bzw. *Ilios* genannt wird, im 2. Jahrtausend ein Handelsplatz war? Oder ist diese Frage belanglos, weil in der Prähisto-  
ri-  
storie andere begriffliche Kategorien gelten als in der anthropologisch orientierten Ökonomie und in der Geschichtswissenschaft?

Die Quellen sind offenbar eben nicht eindeutig, weshalb sich zwangsläufig solche und viele weitere Fragen einstellen. Das aber heißt nichts anderes, als daß die Situation eben noch nicht geklärt ist. Und daß das keineswegs eine falsche Schlußfolgerung sein kann, ergibt sich daraus, daß die «Lösung eines alten Rätsels» – welches eigentlich? – zwar versprochen wurde, aber doch erst für die nächste Zukunft. Wenn die Lösung aber noch nicht gelungen ist, warum soll man dann nicht mehr wissenschaftlich diskutieren dürfen? Diskutieren bedeutet nichts anderes, als eine wissenschaftliche Meinung zu überprüfen. Wissenschaft erstarrt zur Dogmatik, wenn der fachliche Austausch nicht mehr fortgeführt wird. Vertreter anderer Meinungen als «Zweiflerzirkel» abzutun, erinnert fatal an die der Wissenschaftstheorie wohlbekannte Vorgehensweise, die «Immunisierungsstrategie» genannt wird: Wer aus einer Diskussion aussteigt, kann auch nicht widerlegt werden. Es kann somit weder geklärt werden, ob das Ergebnis der Analysen einem Einwand standhält, noch geprüft werden, ob die als Basis der einzelnen Analyseschritte gewählten Prämissen hinreichend tragfähig sind.<sup>4</sup>

3 M. Korfmann, Wilusa/(W)Ilios ca. 1200 v. Chr. – Ilion ca. 700 v. Chr., in: *Troia – Traum und Wirklichkeit*, Begleitband zur Ausstellung. Stuttgart 2001, 75.

4 Vgl. dazu den Überblick bei Ch. Ulf, Herkunft und Charakter der grundlegenden Prämissen für die Debatte über die historische Auswertung der homerischen Epen, in: *Klio* 84 (2002) 319–354.

Die Autorinnen und Autoren des vorliegenden Bandes eint die Absicht, mit diesem Buch einem Stillstand fachlichen Austausches entgegenzuwirken. Im folgenden werden die Forschungsbereiche vorgestellt und erläutert, an denen keine wissenschaftliche Diskussion über das Thema ‹Troia – Homer› vorbeikommt. Eine derartige Intention stand bereits hinter einem Kolloquium, das von Deborah Boedeker organisiert worden war und an dem auch Manfred Korfmann teilgenommen hatte, noch ehe 2001 der heftige Troia-Streit ausgebrochen war. Die grundsätzlichen Felder der Argumentation finden sich zudem in dem jüngsten Überblick von Justus Cobet und Hans-Joachim Gehrke übersichtlich geordnet und präzise beschrieben.<sup>5</sup> Angesichts des öffentlichen Charakters der *Battle of Troy* erscheint es jedoch sinnvoll, eine noch weiter gehende Bilanz unter konstanter Berücksichtigung der wissenschaftlich-methodischen Fundierung der einzelnen Argumentationsstrände zu ziehen. Denn einer der entscheidenden Auslöser für den aktuellen Streit ist die Auffassung, daß die für eine wissenschaftliche Argumentation notwendigen Standards nicht eingehalten werden. Deinen Bedeutung kann nicht bestritten werden, will man sich nicht auf das Gebiet unwissenschaftlicher Spekulation begeben. Zu solcher Spekulation gehört es unter anderem auch, jede Behauptung einer Möglichkeit schon mit einer wissenschaftlichen Hypothese gleichzusetzen. Auf der Basis der die Darstellungen durchgehend begleitenden methodologischen Reflexion – das ist ein wichtiges Ziel des Buches – sollte es möglich sein, die Emotionalisierung zu überwinden, welche das Gespräch zu hemmen scheint.

Das Buch bietet zuerst «Grundlagen». Die gegenwärtige Diskussion wird vor ihrem wissenschaftsgeschichtlichen Hintergrund erläutert und dadurch der Blick für die sie bestimmenden Prämissen geschärft. Die dominierende Frage, in welcher Relation archäologischer Befund und literarische Überlieferung stehen, wird eigens bearbeitet. Sie bezieht sich einerseits auf die antike Realität und andererseits auf das Bemühen des Archäologen, diese Realität aufzudecken. Der Blick auf die Geschichte ist daher nicht nur als Teil der Wissenschaftsgeschichte lohnend. Er wird zur Notwendigkeit, wenn man wissen will, wie ‹Homer› das verstanden hat und verstanden haben wollte, was für ihn

<sup>5</sup> D. Boedeker (Hg.), *The World of Troy*, in: *Classical World*, Special Issue 91/5 (1998) 331–413. J. Cobet/H.-J. Gehrke, Warum um Troia immer wieder streiten?, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 53 (2002) 290–325.

Vergangenheit war. Wir wissen, daß es keinen (wissenschaftlichen) Geschichtsbegriff vor der Entstehung der Geschichtswissenschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts gab – was aber bedeutet dann Vergangenheit für ‹Homer›?

Vor dem Hintergrund der Geschichte des eigenen wissenschaftlichen Denkens und des ‹Homer› möglichen Denkens über die von ihm dargestellte ‹Geschichte› können die Fragen nach den in der aktuellen Diskussion wichtig gewordenen Details präzise gestellt werden. Es werden die Probleme benannt, welche mit der Identifizierung von Troia mit Hisarlık insbesondere dann verbunden sind, wenn diese Gleichsetzung zur Bestätigung vermuteter historischer ‹Ereignisse› herangezogen wird. Wie die Ruinen bei Hisarlık in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends geheißen haben, ist den hethitischen und den ägyptischen Quellen nicht eindeutig zu entnehmen. Der Wunsch, darin die Namen *Troia* bzw. *Ilios*, d.h. *Tanuwisa* bzw. *Wilusa* zu entdecken, hat manche Schwierigkeit in der wissenschaftlichen Argumentation überdeckt. Darüber hinaus ist die Untersuchung der linguistischen Wahrscheinlichkeit der Gleichsetzung der Namen von der Frage der geographischen Lokalisierung der mit diesen Namen bezeichneten Orte klar zu trennen. Zudem ist zu prüfen, ob je ein großes Reich von *Ahhijawa* existiert hat, was nach der Darstellung der Ilias, die von einem konzentrierten Angriff – der Achäer – auf *Ilios/Troia* ausgeht, notwendig wäre. Es ist dabei auch zu untersuchen, ob sich ein solches Staatsgebilde – in geringeren Dimensionen – auf dem griechischen Festland befunden hat. Vieles scheint dafür zu sprechen, daß es sich dabei nur um einen kleineren Machtbereich handelt, der auf den Inseln vor der kleinasiatischen Küste zu lokalisieren ist.

Wie steht es um die Ruinen bei Hisarlık selbst? Hier zeigt sich bald, wie problematisch es ist, die Übereinstimmung eines archäologischen Befundes und der literarischen Darstellung mit den Worten «in etwa» anzugeben. Sind schon die allgemeinen Übereinstimmungen zwischen der Beschreibung in der *Ilias* und dem archäologischen Befund – abgesehen von den Landschaftsmarken – vergleichsweise vage, so läßt sich überhaupt keine präzise Übereinstimmung zwischen dem Ablauf des Krieges um Troia, wie ihn die Ilias schildert bzw. andeutet, und den archäologisch nachweisbaren Zerstörungen erkennen.

Es ist darüber hinaus kein bloß müßiges Spiel, um die Begriffe zu streiten, mit denen ein archäologisch ergrabener Ort wissenschaftlich beschrieben wird. An diesen Begriffen hängen die für jede wissenschaftliche Aussage notwendigen Theorien über das Aussehen und die Entwicklung von Gesellschaften in politischer, sozialer, kultureller und

ökonomischer Hinsicht. So hat die Frage nicht zu unterschätzende Bedeutung, ob der Ort *eine Stadt* im wissenschaftlichen Sinne war oder nicht. Das gleiche gilt für die Verwendung des Terminus *Handel* und für die Frage, ob ein Ort *Handel* betreibt. Nur eine des Anachronismus stets verdächtige Rückspiegelung moderner Verhältnisse in die Vergangenheit kann auf diese Möglichkeit der exakten Bestimmung eines zur Debatte stehenden Phänomens verzichten.

Es genügt jedoch nicht, über die Möglichkeiten und Grenzen der Aussagen Bilanz zu ziehen, die aus dem archäologischen Befund abzuleiten sind. Natürlich muß auch der Text, dem der Grabungsort Hisarlik erst sein öffentliches Interesse verdankt, ins Blickfeld rücken. Für die geschichtswissenschaftliche Auswertung steht die Frage im Mittelpunkt, um welche Art von Texten es sich bei *Ilias* und *Odyssee* handelt. Die Beschäftigung mit diesen Texten kann zwar auf eine lange Tradition zurückblicken, doch hängen ihre Ergebnisse mit Prämissen zusammen, deren Herkunft und Qualität im Gleichklang mit der Erarbeitung neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse stets von neuem zu prüfen sind.

Seit jeher spielt in der wissenschaftlichen Betrachtung der Texte die Vorstellung eine Rolle, daß ihnen mündliche Traditionen über historische Ereignisse zugrunde liegen würden. Doch über welche Art von «Gedächtnis» verfügen mündliche Traditionen? Kann mündlich tradiertes «Wissen» über historische «Fakten» ohne parallel existierende schriftliche Überlieferung länger als drei Generationen überdauern? Wie erfolgt die Selektion dessen, was tradiert wird? Und was bedeutet es für die Überlieferung, daß die Sprache der Texte ein Kunstprodukt, keine gesprochene Sprache ist, sich aber doch an gesprochener Sprache zu orientieren scheint?

*Ilias* und *Odyssee* sind im Versmaß des Hexameters überliefert. Doch das ist kein geläufiges Versmaß, sondern eine kunstvolle Bildung. Es ist keineswegs sicher, daß es alt und gar auf mykenische Zeiten zurückzuführen ist. Es gibt gute Gründe, seine Entstehung spät zu datieren. Um welche Texte aber handelt es sich dann, die mündlich und doch nicht mündlich sind, eine kunstvolle Sprache und ein besonderes Versmaß aufweisen, was beides zugleich nicht ganz leicht mit bloßer Mündlichkeit in Einklang zu bringen ist? Anders gefragt: Sind solche Texte mit der Etikette «Höhe- und Endpunkt» einer mündlich weitergegebenen Heldenepik tatsächlich treffend charakterisiert?

Nach der Bilanzierung auf den Feldern der Archäologie und der Textbetrachtung bleibt noch die Frage offen, was schließlich «die historischen Griechen» selbst über Troia dachten. Wichtig ist dabei nicht,

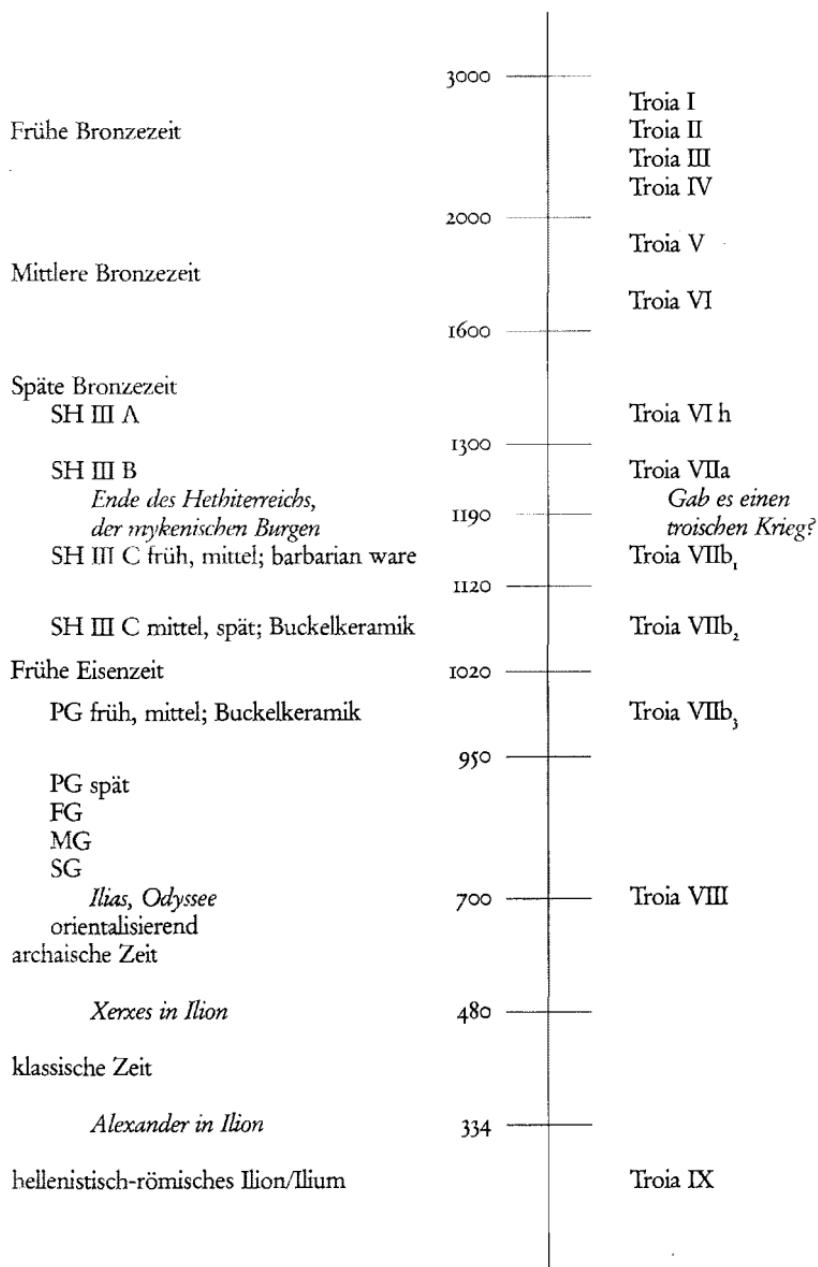
wie die Rezeption der Texte erfolgte. Entscheidend ist vielmehr, wo die Texte im Leben der griechischen Hörer (und Leser) zur Zeit der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends verankert waren. In diesem Zusammenhang rückt die Frage nach dem sogenannten Schiffskatalog wieder in den Vordergrund. Ein Überblick zeigt, wie unwahrscheinlich es aus mehreren Gründen ist, diesen anscheinend geschlossenen Katalog als ‹mykenisches Element› anzusehen. Doch diese Aufzählung der Kontingente aus Griechenland, die angeblich einst Troia belagerten, fügt sich gut ins Bewußtsein griechischer Gemeinsamkeit, das innerhalb eines vielschichtigen Kontextes entsteht. Zu ihm gehören lokale Konflikte um das wegen der kontinuierlichen Bevölkerungszunahme wertvoller werdende Land. Zu ihm gehört aber auch der sich intensivierende Kontakt mit den orientalischen Kulturen. Dieser läßt sich wesentlich konkreter als noch vor wenigen Jahren nachzeichnen. Anatolien – der Raum, dem neuerlich wegen Troia besondere Bedeutung zugesprochen wird – spielte dabei freilich keine Rolle. Und die Erzählung von dem gemeinsamen Trojanischen Krieg war kein anatolisches Ereignis, sondern ein grundlegendes Element der ‹historiographischen› Konstruktion der eigenen, griechischen Geschichte. Es gehört zu solchen Konstrukten einer gemeinsamen Vergangenheit, daß niemand wissen kann und auch genau zu wissen braucht, wann und ob die Ereignisse, aus denen sie sich zusammensetzt, tatsächlich stattgefunden haben.

Wer sich die Mühe macht, die in den Beiträgen gebotene Kombination aus der Darstellung der Quellsituation, den Hinweisen auf die methodologischen Notwendigkeiten wissenschaftlicher Argumentation und den auf diesen beiden Säulen beruhenden Schlußfolgerungen nachzuvollziehen, kann tatsächlich eine Bilanz ziehen. Er wird in die Lage versetzt, die gegeneinander und quer zueinander laufenden Argumentationsgänge der aktuellen Debatte zu verstehen, aber auch, sie zu beurteilen. So hat sich dieses Buch nicht zum Ziel gesetzt vorzugeben, was ‹zu denken ist›, sondern vielmehr die Vermittlung einer Grundlage, von der aus es für historisch interessierte Laien und für Fachwissenschaftler möglich sein sollte, zu einem eigenen Urteil zu kommen.



## **GRUNDLAGEN**

## Zeitschema



## Vom Text zur Ruine Die Geschichte der Troia-Diskussion

JUSTUS COBET

Im Sommer 2001 war wieder einmal – und heftig wie seit langem nicht – öffentlicher Streit um Troia entbrannt. Artikel um Artikel erschien in allen wichtigen Tages- und Wochenzeitungen. Sigrid Löffler machte den «Krieg um Troia» zum Aufmacher des Oktoberheftes von *Literaturen* mit einem langen Interview, das sie mit dem gegenwärtigen Ausgräber Manfred Korfmann «in Wilusa» geführt hatte.<sup>1</sup> Die Aufmerksamkeit der Medien erlosch bald, nachdem die Kontrahenten Mitte Februar 2002 in Tübingen, wo Korfmann und sein Gegenüber, der Althistoriker Frank Kolb, lehren, in einer hoch ritualisierten Konfrontation zahlreicher Gelehrter vor einer Kulisse von Hunderten von überall angereisten Kollegen, Studierenden und Laien aufeinandergetroffen waren, ohne den Streit beilegen zu können. Den Anlaß zum Streit hatte ein Kommentar Kolbs zur großen Troiaausstellung geboten, als diese nach Stuttgart auf ihrer zweiten Station Mitte Juli 2001 in Braunschweig eröffnet wurde. Die Ausstellung war die Frucht von über anderthalb Jahrzehnten Ausgrabungsarbeit Korfmanns seit 1982 in der Troas, seit 1988 in Troia selbst.<sup>2</sup> Dem Publikum werde hier, so Kolb, ein falsches Bild der Siedlung vorgeführt. Die Burg, wie man sie seit Schliemann und Dörpfeld kannte, werde ohne hinreichende Grundlage in den archäologischen Befunden um eine große Unterstadt, wie sie die früheren Ausgräber vergeblich gesucht hatten, erweitert und dabei zu einer bedeutenden Handelsmetropole am Kreuzweg der Kontinente hochgespielt.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Justus Cobet, Hans-Joachim Gehrke, Warum um Troia immer wieder streiten? In *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 53, 2002, 290–325.

<sup>2</sup> Troia – Traum und Wirklichkeit: Stuttgart 17.3.–17.6.2001. Braunschweig 14.7.–14.10.2002. Bonn 16.11.2001–1.4.2002. Vgl. den gleichnamigen Begleitband zur Ausstellung und die jährliche Berichterstattung *Studia Troica* iff., 1991ff.

<sup>3</sup> Berliner Morgenpost 17.6., Schwäbisches Tagblatt 24.6.2001. Frank Kolb, Ein neu-

Welches Motiv einer solchen Annahme zugrunde liegt, lässt sich leicht erschließen: Die Stadt sollte groß und bedeutend genug erscheinen, um uns Homers Krieg gegen Troia in der Realität vorstellen zu können. Dahinter steht die alte Frage, ob oder inwiefern wir aus den Sagen der Alten historische Ereignisse rekonstruieren dürfen. Immer schon war es das Interesse der in den Orient reisenden Europäer gewesen, die Schauplätze der großen Tradition, des Alten Testaments wie der Überlieferung der Griechen und Römer, aufzusuchen und die Geschichten am authentischen Ort zu erinnern. Daraus entstand im 19. Jahrhundert der Traum der Pioniere des Spatens, wie Heinrich Schliemann einer war, die versunkenen Stätten der Antike wieder ans Licht zu heben und so den Erzählungen der Alten eine neue historische Realität zu verleihen.

Homer stellt die *Ilias*, seine Erzählung vom Zorn des Achill und dem Krieg um Troia, in eine Gedächtnislandschaft, deren Realität für uns sich dem Epos und seiner Wirkungsgeschichte verdankt. Ihre Topographie, die Lage an den Dardanellen, dem antiken Hellespont, die Ebene um die Flüsse Skamander und Simoeis, das Idagebirge im Hintergrund, wird mit den Augen der Erzählung gelesen, Spuren von Geschichte in der Landschaft werden mit Homer als die Zeichen der erzählten Ereignisse verstanden und interpretiert. Die Zeit des Dichters und seines Publikums ist die frühe griechische Gesellschaft um 700 v. Chr. Das geschichtliche Lesen finden wir im Text Homers selbst gespiegelt, ja angeleitet. So lässt der Dichter im letzten Gesang der *Odyssee* (24, 80-84) in der Unterwelt den Agamemnon, den bei der Heimkehr nach Mykene die Gattin Klytaimnestra und der Rivale Aigisth erschlagen hatten, dem noch vor Troia gefallenen Achill von dessen Begräbnis berichten:

*Wir, das heilige Heer der argeiischen Lanzenschwinger,  
schütteten alsdann einen großen und untadlichen Grabhügel auf  
über dem vorspringenden Gestade an dem breiten Hellespontos,  
daß er vom Meere aus den Männern weithin sichtbar sei,  
denen, die jetzt geboren sind und die künftig sein werden.<sup>4</sup>*

er Troia-Mythos? Traum und Wirklichkeit auf dem Grabungshügel von Hisarlik. In: Hans-Joachim Behr, Gerd Biegel, Helmut Castritius, *Troia – Traum und Wirklichkeit. Ein Mythos in Geschichte und Rezeption*, Braunschweig 2002, 8–39.

4 Wie auch im folgenden nach der Übersetzung von Wolfgang Schadewaldt.

Aus der Perspektive der erzählten Handlung wird die Zeit des Dichters und seines Publikums als die Zeit der zukünftigen Menschen ange- sprochen. Die Zeit der homerischen Helden wird ihnen greifbar durch das Epos *und* durch die noch sichtbaren Zeichen der Heroenwelt: die Grabhügel, die jedem, der in die Dardanellen einfährt, vor Augen stehen – Text und Gräber sind die Monamente der Geschichte um Troia. Die *Ilias* endet mit der Errichtung zweier solcher Tumuli: dem des Griechen Patroklos (23. Gesang) und dem des Trojaners Hektor (24. Gesang).

Im siebenten Gesang der *Ilias* (7,81–91) fordert Hektor einen Griechen zum Zweikampf:

*Den ich besiege, werde ich den Achäern zur Bestattung freigeben,  
daß sie ihm einen Grabhügel am Hellespont aufschütten.  
Und einst wird einer sprechen noch von den spätgeborenen Menschen,  
wenn er durch den Hellespont fährt:  
«Das ist das Mal eines Mannes, der vor Zeiten gestorben,  
den einst, als er sich hervortat, erschlug der strahlende Hektor.»  
So wird einst einer sprechen, und dieser mein Ruhm wird nie vergehen.*

Für den Dichter, seine Hörer, schließlich Leser, *die spätgeborenen Menschen*, waren die Grabhügel am Hellespont und auch die (wie wir inzwischen sagen: bronzezeitlichen) Ruinen von Troias Mauern sichtbare Zeichen der heroischen Ereignisse. Die Dichtung selbst stellt sie so vor. In der Fiktion der Erzählung springen wir in eine über die Zeit hinweg greifbare Wirklichkeit. Auf diese Weise wird die Troas zu einer historischen Landschaft. Die sichtbaren Zeichen in der Landschaft *und* die Imagination der Erzählung erheben sich gegenseitig zur lebendigen Vorstellung einer großen, längst vergangenen Zeit.

Das Epos sagt nicht, wie lange das her ist. Erst mit der seit Herodot und Thukydides im 5. Jahrhundert beginnenden Geschichtsschreibung konstruierten die Griechen eine fortlaufende Geschichte. So bezogen sie im Rückblick aus der Frage nach den eignen Ursprüngen auch die Ereignisse der Sage in eine fortlaufende Chronologie ein und entkleideten sie durch diese Historisierung ihres Denkmalcharakters. Troia wurde dabei zum Ankerpunkt ihrer frühen Geschichte. Am Ende der Antike schrieb die Chronik des Hieronymus für Troias Zerstörung das Jahr 1182 v. Chr. fest.

Der perserkönig Xerxes und der Grieche Alexander suchten die Gräber der Helden auf. So pointierten sie ihre Pläne, der eine auf dem Weg von Asien nach Europa, der andere von Europa nach Asien: Die Troas wurde Teil einer politischen Zeichensprache und bald auch Ziel

eines homerbewußten Tourismus: «Wir wurden nicht satt vom Anschauen der Gräber. Ich wollte bleiben, bis ich alle Verse der Ilias angesichts der einzelnen Orte gesehen hätte» (Ps. Aischines *Epistula* 10,2). *Nullum est sine nomine saxum*, hier ist kein Stein ohne eine Geschichte, läßt der Dichter Lukan Caesar nach seinem Sieg über Pompeius 48 v. Chr. in der historischen Landschaft sprechen (*Bellum civile* 9,973).

*Etiam periere ruinae*, längst seien die Überreste vergangen, heißt es aber auch bei Lukan (9,969). Keine Spur der alten Stadt habe sich erhalten, hatte auch der Geograph Strabon in der Zeit des Augustus in seiner längeren Erörterung der Topographie der Skamanderebene formuliert (*Geographie* 13,1). Er überliefert uns eine gelehrte Debatte um die genaue Lage des versunkenen Troia. Von den Bewohnern des griechischen Ilion selbst stamme die von ihm mit Demetrios von Skepsis gegen andere verworfene lokalpatriotische Annahme, das homerische Troia liege unter dem neuen Ilion; vielmehr habe sich das alte Troia weiter landeinwärts befunden. In der neuzeitlichen Diskussion um die historische Topographie der Troas spielt Strabon eine vielleicht noch größere Rolle als der Text der Ilias.

Die Römer erzählten die Sage, anknüpfend an die Flucht des Trojaners Äneas nach Westen, als ihre Gründungsgeschichte neu, wie uns Livius und Vergils Äneis, das römische ‹Nationalepos› aus der Zeit des Kaisers Augustus, zeigen. Dieser Überlieferung verdankt sich die bleibende Aktualität der Troia-Sage in Mittelalter und Früher Neuzeit.<sup>5</sup> Die Franken imitierten diese Sagenkonstruktion und leiteten sich selbst von flüchtigen Trojanern ab. Troia gehörte zu den wenigen Orten, die stets auf den mittelalterlichen Weltkarten eingetragen wurden, neben Rom, Jerusalem, Babylon, Athen.

Pilger notierten regelmäßig, wenn sie durch die Dardanellen fuhren: *Hier lag das einst mächtige Troia* (Saewulf 1103). Reiseberichte werden seit der Renaissance immer ausführlicher. Soweit es die Verhältnisse zuließen, gingen die Reisenden zunehmend an Land, um sich die Geschichte, dem realen Ort so nahe wie möglich, zu vergegenwärtigen – aus dem Gedächtnis, mit Vergil, später mit den neuen Übersetzungen von Homers *Ilias* in der Hand.

*Es ist ein Vergnügen, das Tal zu sehen, wo, wie ich mir einbilde, der berühmte Zweikampf zwischen Menelaos und Paris vorging und die*

<sup>5</sup> Belege Vf. u. Barbara Patzek, Troia. In *Der Neue Pauly* 15/3 (2003) i. Dr. Ders., Die Troas als historische Landschaft. In: Dagmar Unverhau (Hg.), Das Kartenbild der Renaissance, Wiesbaden 2003 (Wolfenbütteler Forschungen 101), 337–383.

*große Stadt stand – vom Fall Troias zu lesen im Schatten einer Troia-nischen Ruine* (1718).<sup>6</sup>

Es gab weiter südlich, der Insel Tenedos gegenüber, die auffälligen Ruinen des hellenistisch-römischen Alexandria Troas, die man gemeinhin für das alte Troia hielt. An dieser Gleichung hören wir aber seit dem 16. Jh. auch antiquarische Kritik: Mauern und Inschriften sähen aus wie im römischen Arles; der Ort läge für die von Homer geschilderten Kämpfe zu nahe am Meer (Jacob Spon 1681). In der unteren Skamanderebene aber fand man keine Ruinen. Erste Zweifel tauchten auf: Ist Troia ein *figmentum poeticum*? (Reinhold Lubenau 1588).

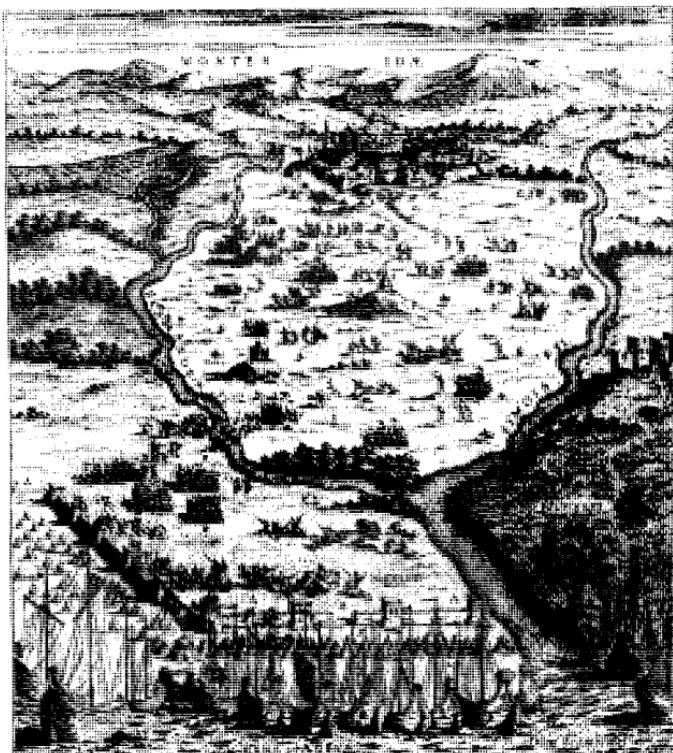
Zur gleichen Zeit erschien die erste Rekonstruktion der historischen Landschaft am Schreibtisch. Alexander Popes Ansicht aus der Vogelperspektive, dem zweiten Band seiner *Iliasübersetzung* von 1716 beigegeben, blickt vom Hellespont auf das Schiffslager der Achäer, auf Skamander und Simoeis, das Schlachtfeld und im Hintergrund, vor den Bergen des Ida, die mächtigen Mauern Troias und die Quellen des Skamander. Diese Ansicht – wiedergegeben auf der folgenden Seite – leitete für ein Jahrhundert die Suche der Reisenden nach Troia an.

Robert Wood und die englischen *Dilettanti* suchten 1750 im Auftrag und Vollzug einer noch amateurhaften, aber doch schon einer Gelehrsamkeit in der Landschaft, wenn auch vergeblich, das ganze Skamandertal nach einer Ruine ab. Doch zunehmend dringender wollte man zu Popes ‹Rekonstruktion› die Empirie, eine reale Ruine. Der Graf Choiseul-Gouffier, 1784–1792 französischer Gesandter an der Pforte, bot eine ganze Mannschaft von Gelehrten, Vermessern und Zeichnern auf. Es entstanden die ersten sorgfältig vermessenen Karten von Küste und Landesinnerem der Troas.<sup>7</sup> Sein Motiv war ausdrücklich, die Vorstellungskraft des Lesers am Schreibtisch zu Hause zu unterstützen, aber offensichtlich auch, die romantische Vergegenwärtigung des Iliasgeschehens in der Landschaft sozusagen objektiv zu sichern.

Wir befinden uns in der Zeit der aufkommenden Homerkritik, d. h. der historisch-kritischen Analyse des Epos, seiner Zerlegung in Schichten unterschiedlicher Entstehungszeit. Friedrich August Wolfs in diesem Sinne programmatischen *Prolegomena ad Homerum* von 1795 beriefen sich, was Fragestellung und Methode anging, auf Johann Gottfried Eichhorns *Historisch-kritische Einleitung in das Alte Testament* von

6 Lady Wortley Montagu, Briefe, Mannheim 1784, 77 – Antwort Alexander Pope: Works, hg. W. Elwin, W.J. Courthope, Bd. 9, London 1887, 41.

7 Voyage pittoresque de la Grèce II 1 (1820) und II 2 (1822).



**Tribù** sive **litteras** per rite nuptias. 1. **Propositio**, sive **Propositio** et **Propositio**. 2. **Testis** **Immatriculatus** sive **testis** q. **Immatriculatus** sive **testis**. 3. **Matrimonium** sive **Matrimonium** **Matrimonium**. 4. **Testis** **Immatriculatus** sive **testis** **Immatriculatus**. 5. **Matrimonium** sive **Matrimonium**. 6. **Ex Matrimonio**. 7. **Funeris** **Actus**, **Murus**, **Thalorum**, **B. Locis**, **Fugae** ante **nubes** in **lib. 8** 12 13 14 C. **Gesta** **Domi**ni **locis** **lib.** 2 B. **Thallos**, **Sciamantibus** **Cestato** **lib.** 22 E. **Locis**, **Fugae** in **lib. 15** F. **Fugae** in **lib. 16** G. **Fugae** in **lib. 20**.

Alexander Pope, The Iliad of Homer, Bd. 2, 1716

1780-1783. Die Suche nach dem realen Troia diente nicht mehr nur der Vergegenwärtigung in der historischen Landschaft, sie wurde nun vielmehr befrachtet mit dem Wunsch nach einem unitarischen Argument.

Wird die Übereinstimmung zwischen dem Lande und dem Texte der Ilias wirklich gefunden, so ist der Einwurf, den die neuen Bestreiter der Existenz des alten Ilions von den Widersprüchen des Dichters hernehmen, zerrichtet.<sup>8</sup>

Jean Baptiste Lechevalier übersetzte im Dienste Choiseul-Gouffiers 1786 Popes Karte in die wirkliche Landschaft und wählte die erste

<sup>8</sup> Josef von Hammer-Purgstall, *Topographische Ansichten gesammelt auf einer Reise in die Levante*, Wien 1811, 4.

auffällige Anhöhe im Hintergrund der Küstenebene, am Fuße des Ida, zum Standort der Burg und Stadt von Troia: die Bunarbaschi- bzw. Balli Dağ-These.<sup>9</sup> Wie wenn alle darauf gewartet hätten, schlug sie durch. Bis in die Tage Schliemanns gab es Anhänger dieser von ihm noch einmal heftig bekämpften Annahme.

Schliemanns späterer Grabungsplatz, der Hügel Hisarlik nahe den Dardanellen, war viel unscheinbarer als der Balli Dağ, er wurde aber bereits von Leuten Choiseuls als antike Ruine erkannt und bald darauf als der Platz des griechisch-römischen Ilion identifiziert. Schließlich wurde argumentiert, darunter müsse auch das alte Troia liegen.<sup>10</sup> Diese Überlegungen und die noch junge Kunst des stratigraphischen – Schichten beobachtenden – Grabens gelangten in den 1850ern und 1860ern von Skandinavien über London zu Frank Calvert in die Troas.<sup>11</sup> Schliemann wurde von diesem Frank Calvert 1868 sozusagen ins gemachte Nest gesetzt.<sup>12</sup> Es ist Teil seines selbstgeschaffenen Mythos, er habe allein mit dem Homer in der Hand das lange vergeblich gesuchte Troia endlich gefunden.

Schliemann verband die in seiner Zeit entstehenden professionellen Verfahren des Ausgrabens noch mit dem romantischen Wunsch nach Vergegenwärtigung. Sie wurde allerdings inzwischen auch als Argument gegen die Homeranalyse gebraucht. Dennoch behielt der Wunsch nach Vergegenwärtigung seine naiven Züge. Als Schliemann im April 1870 auf die erste Mauer stieß, rannte er zu den Calverts und rief: «*Three cheers for Troy. I have discovered Priam's Palace.*»<sup>13</sup> Etwas von dieser Naivität hat sich in der Archäologie bis heute erhalten, bei den Ausgräbern wie ihrem Publikum, ja, sie verbünden sich unter diesem Vorzeichen gewissermaßen zu einer Komplizenschaft gegen die historisch-philologische Kritik, der sich die Historiker verpflichtet fühlen.

Was den Text angeht, war die Naivität für die sich professionalisierende Altertumswissenschaft seit Friedrich August Wolfs Homerkritik

9 Pınarbaşı heißt das türkische Dorf; Balli Dağ die darüber liegende Anhöhe.

10 Charles MacLaren, *A Dissertation on the Topography of the Plain of Troy*, Edinburgh 1822. Nach eigenem Besuch in der Troas 1847 erschien mit mehr Wirkung eine Neubearbeitung: *The Plain of Troy Described and the Identity of the Ilium of Homer with the New Ilium of Strabo proved*, Edinburgh 1863.

11 Susan H. Allen, *Finding the Walls of Troy. Frank Calvert and Heinrich Schliemann at Hisarlik*, Berkeley 1999. Susan H. Allen, «*Artifacts as Vouchers for Printed History*»: Charles Th. Newton's Influence on Frank Calvert. In *Mitteilungen aus dem Heinrich-Schliemann-Museum Ankershagen* 7, 2001, 101–112.

12 Vf., Heinrich Schliemann, München 1997, 58–66.

13 Brief Calverts vom 19. 7. 1878 bei Allen (1999) 131f.

geschwunden. Gleichzeitig trat die Quellenkritik der Historiker hervor. Barthold Georg Niebuhrs *Römische Geschichte* von 1812 erzählt nicht mehr einfach nach Livius, sondern beginnt, die frühe römische Geschichte neu zu rekonstruieren. George Grotes große *Griechische Geschichte*, erschienen ab 1846, verzichtete konsequent darauf, aus der Sagenüberlieferung eine frühe griechische Geschichte zu rekonstruieren. Die Homerphilologie verdankt der analytischen Schule, heute der Neoanalyse, die Einsicht, daß *Ilias* und *Odyssee* eine aus zahlreichen Motiven und Quellen erwachsene, vielschichtige Erzählung darstellen, die in einem letzten, freilich besonderen Akt zu einer Großkomposition verdichtet wurden. Das heißt doch, wir haben es nicht einfach mit dem – dichterisch überhöhten – Abbild *eines Ereignisses* zu tun; freilich können Ereignisse ein Substrat des einen oder anderen Zuges der Erzählung darstellen. Das ist etwas anderes als zu sagen: Die Dichtung hat einen *historischen Kern*.

Schliemann kritisierte Grote und sah im Spaten eine Waffe gegen die Quellenkritik: Die Archäologie befördere *Tatsachen* ans Licht.

*Möge diese Forschung mit Spitzhacke und Spaten mehr und mehr beweisen, daß die in den göttlichen Homerischen Gedichten geschilderten Ereignisse keine mythischen Erzählungen sind, sondern auf wirklichen Tatsachen beruhen.<sup>14</sup>*

Wenn da reale Mauern sind, sei die Erzählung, wenn auch vielleicht in einzelnen Zügen dichterisch überhöhend, reale Geschichte. Es ist eine Ironie der Wissenschaftsgeschichte, daß durch Schliemanns Grabungserfolge und seine methodenfeindliche Rhetorik gegen die «Kathederwissenschaften» die junge Tradition der Quellenkritik in den Ruch der veralteten Stubengelehrsamkeit geriet – eine Weichenstellung, die sich bis heute auswirkt und den eigentlichen Kern der Troia-Debatte ausmacht. Auf überraschend einfache Weise scheint der Spaten den Gordischen Knoten der Rätsel zu lösen, vor die uns eine von alters überkommene Überlieferung stellt. Ein die Ausgrabungen Korfmanns enthusiastisch begleitendes und interpretierendes Buch endet mit den Worten:

*Die frühere Ungewißheit schwindet, und die Lösung scheint näher denn je zu liegen. Es würde nicht verwundern, wenn das Resultat bereits in naher Zukunft lauten würde: Homer ist ernstzunehmen<sup>15</sup> –*

<sup>14</sup> Heinrich Schliemann, *Ilios. Stadt und Land der Trojaner*, Leipzig 1881, 747.

<sup>15</sup> Joachim Latacz, *Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels*,

gemeint ist nicht mehr: als Dichtung, sondern als historische Quelle. Ich erkenne darin den verzweifelten Versuch des Homerphilologen, den Text zurückzubinden an die vom Spaten entzauberte Landschaft.

Schliemann ging den mit Popes Kartenbild beginnenden Weg zu Ende: von der Vergegenwärtigung über das Vermessen der Landschaft, die Rekonstruktion ihrer historischen Topographie zum Graben. Mochten bei Pope wie vielleicht noch bei Choiseul-Gouffier das Motiv, den Leser zu unterstützen, überwiegen, verwandelte sich nun Homer in eine Realie, für die Mauern und Scherben zum Beweisstück einer empirisch erfahrenen Realität diesseits der Dichtung wurden. Der Text wurde zum Traum, aus dem uns die Realitäten der Spatenforschung in die Wirklichkeit zurückrufen – eine vergleichsweise banale Wirklichkeit.

Schliemann und seine Nachfolger haben das Ende eines langen Weges als Anfang mißverstanden – als sei man jetzt, endlich, bei der eigentlichen, der historischen Wahrheit des Mythos angelangt: als ob die Antwort auf die Frage des ‹Wo liegt Troia?› zugleich die Historizität des Troischen Krieges offenbarte. Was man durch Graben gefunden hatte, war aber lediglich der Ort, an dem die Sage spielte. Man sah die Tumuli in der Landschaft, man hatte sich der historischen Mauern mit dem Spaten vergewissert. Damit gelangte man an den Ausgangspunkt der Dichtung zurück. Denn wie Homer sah man die Mauern vor sich, die ersichtlich aus einer sehr alten und mächtigen Zeit stammten. Ob aber Homers Erzählung im Kern, erheblich oder nur noch in einzelnen Splittern bezeugt, was diese Mauern einst erlebt hatten und was zu ihrer Zerstörung geführt hatte, ist eine andere Frage. Text und Ruine können durchaus zwei verschiedene Geschichten erzählen oder vielmehr: Die Sage interpretierte im 8./7. vorchristlichen Jahrhundert die spätbronzezeitlichen Mauern, die von selbst nicht zu sprechen vermochten, noch es heute vermögen. Freilich können wir dank der Grabungen über die Kontexte der Dichtung besser nachdenken, weil wir die Zeiten zu unterscheiden lernten, so die Zeit des Dichters und seines Publikums von der Zeit des Erbauens der Mauern und ihrer Zerstörung(en). Diese Mauern wurden als mächtige Ruinen in der historischen Landschaft zum Anhaltspunkt für eine längst vergangene Zeit: die Zeit der Helden, die stärker waren als wir heute, die spätgeborenen Menschen. Das Epos ruft das Bild einer großen Vergangenheit hervor, in dem sich die frühen Griechen wie in einer Gründungsurkunde spie-

München 2001, 342. «Neue Erkenntnisse als Schlüssel zur Enträtselung eines Mythos» betitelte Korfmann einen Frankfurter Troia-Vortrag (Februar 2003).

gelten – eine Erzählung, die kanonisch wurde, allerdings kein heiliges Buch. Hier ist an die methodische Parallelie mit dem alten Israel zu erinnern.<sup>16</sup> Die Archäologie in Palästina begann zu derselben Zeit, in der auch Schliemann zu graben anfing, die Erzählungen des Alten Testaments aus der Topographie und den Ruinen des Heiligen Landes zu beglaubigen. Auch dabei ging es um die Abwehr der durch die Quellen- bzw. Literarkritik beförderten Historisierung der Texte. Aber anders als in Troia wird heute die Archäologie Palästinas zunehmend in den Dienst der historisch-kritischen Aufarbeitung der Überlieferung gestellt.<sup>17</sup> Auch sind die Fundamentalismen, die einer Historisierung im Wege stehen, in den beiden Fällen ‹Troia› und ‹Jericho› von ganz verschiedenen Kräften inspiriert.

Die Ausgrabungen in Troia eröffneten aber auch – glücklich verbunden mit Schliemanns Grabungen in Mykene, Tiryns und Orchenos, begleitet von den Erfolgen der Pioniere der Archäologie in Ägypten und Vorderasien – einen neuen Weg, den Weg in die ägyptische Bronzezeit, das dritte und zweite vorchristliche Jahrtausend, weit vor die Zeit Homers und seines Publikums. Die Arbeit in Troia blieb freilich immer befrachtet mit dem besonderen Begehr, am realen Ort die Indizien für den von der griechischen Sage vorgestellten Troischen Krieg zur Gewissheit zu verdichten. Die dem Buch von Joachim Latacz eingeschriebene Polemik gegen die zu seinem unübersehbaren Mißfallen immer noch zögernde «Zweiflergruppe» in Sachen Historizität darf nicht darüber hinweg täuschen, daß auch er den «Weg zur Lösung eines alten Rätsels» weit über ein Jahrhundert nach Schliemann immer noch nicht ganz am Ziel sieht. Also dürfen wir um Troia weiter streiten, wir, die entschiedenen «Zweifler» und jene, die «glauben».

Gerade hatte die Forschung die Jagd nach einem historischen Kern der Troia-Sage als eine vergebliche aufgegeben, als Heinrich Schliemanns Ausgrabungen seit 1870 in Troia und Mykene jene Ruinen freilegten, die einst die Vorstellung eines Heroischen Zeitalters inspiriert hatten, periodisierte jüngst Hans van Wees die Debatte um Homer und Troia. «These important discoveries turned back the clock, as generations of scholars once more set off in search of historical fact buried in the legends.»<sup>18</sup> «Die *Ilias* ist kein Geschichtsbuch», rief Franz Hampl

16 Vf., Troia, Jericho und die historische Kritik. In: Archäologie und historische Erinnerung, hg. v. dems. u. Barbara Patzek, Essen 1992, 117–135.

17 Israel Finkelstein, Neil Asher Silberman, Keine Posaunen vor Jericho, München 2002.

18 Hans van Wees, Homer and Early Greece. In *Colby Quarterly* 38/1, 2002, 94–117, hier 94.

1962 dieser Bewegung der Forschung programmatisch entgegen und verwies auf die unverlierbare Erkenntnis der Quellenkritik, daß der historische Kern einer Sage nicht durch bloße Rationalisierung gewonnen werden könne. «Ein Schliemann war ausgezogen, das homerische Troja und die Residenz Agamemnons zu entdecken, und wer wollte schon bestreiten, daß die Erfolge die kühnsten Erwartungen übertrafen? Wer konnte jetzt noch zweifeln, daß es Priamos und Agamemnon wirklich gab, und die *Ilias* Vorgänge und Zustände wohl dichterisch ausschmückte, aber doch im ganzen historisch getreu schilderte?» Bis in die Schulbücher hinein erkannte Hampl hier eine *communis opinio* am Werk.<sup>19</sup>

Eindeutig hatte Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, der Fürst der Altertumswissenschaft, geurteilt: «Vor einem Menschenalter begann Heinrich Schliemann auf dem Boden der griechischen Stadt Ilion zu wühlen, unbeschwert von jeder sprachlichen oder geschichtlichen Wissenschaft, beflügelt von dem naiven Kinderglauben, alles, was im Homer stünde, müßte real sein. [...] Es war nicht mehr als billig, daß die Welt dem Entdecker zujubelte, mindestens verzeihlich, daß die Masse, die geschichtliche Wissenschaft nicht fassen kann, die realen Schätze als Beweis für die Realität der homerischen Erzählungen nahm. [...] Darüber ereifert man sich nicht; man nimmt es aber auch nicht ernst.»<sup>20</sup> Der Tonfall dieser prominenten Stimme schien das Vorurteil der ‹Kathedergelehrsamkeit› gegen den unbefangenen Außenseiter zu verraten und der Handgreiflichkeit der archäologischen Befunde zu widersprechen. Für lange Zeit repräsentativ war deshalb eher die Sicht des universal gelehrt Eduard Meyer, der angesichts der frisch ergrabenen Mauern Troias als historischen «Kern» der Sage den «Heerzug eines mächtigen Königs von Mykene gegen die Stadt in der Skamander-ebene» erkannte.<sup>21</sup> Die Ausgräber nach Schliemann und Wilhelm Dörpfeld<sup>22</sup> folgten dem ohne Frage und hatten damit gewiß keine

<sup>19</sup> Franz Hampl, Die *Ilias* ist kein Geschichtsbuch (1962), erweitert in: Ders., Geschichte als kritische Wissenschaft Bd. 2, hg. v. Ingomar Weiler, Darmstadt 1975, 51–99; Zitat 51. Zur inneren Logik der Forschungsgeschichte Barbara Patzek, Homer und Mykene. Mündliche Dichtung und Geschichtsschreibung, München 1992.

<sup>20</sup> Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Über die ionische Wanderung. In *Sitzungsberichte der Preußischen Akad. d. Wissenschaften* 1906, 59.

<sup>21</sup> Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, 2. Aufl. Bd. II 1, Stuttgart 1928, 299.

<sup>22</sup> Wilhelm Dörpfeld, Troja und Ilion. Ergebnisse der Ausgrabungen in den vorhistorischen und historischen Schichten von Ilion 1870–1894, 2 Bde. Athen 1902.

Mühe, ihr Publikum zu überzeugen.<sup>23</sup> In Cerams «Götter, Gräber und Gelehrte», als erstem leinengebundenen Bucherfolg im Weihnachtsgeschäft nach der Währungsreform 1949 eine der Gründungsurkunden der Bundesrepublik, heißt es: «Es war der Triumph Heinrich Schliemanns, aber es war auch der Triumph Homers. Was als Sage und Mythos gegolten hatte, zugeschrieben der Phantasie des Dichters, war bewiesen worden in seiner Existenz!»<sup>24</sup> Solchem Sachverhalt zu widersprechen, heißt es in der Zunft, zeuge von mangelndem wissenschaftlichem Geist, verrate gar einen verkehrten Sinn.<sup>25</sup>

«Daß gerade die Troiasage einen historischen Kern berge, ist fast übereinstimmende Meinung all derer, die sich mit der Frage befaßt haben», bilanzierte noch 1974, nicht mehr ganz zutreffend, ein Forschungsbericht. Er fährt allerdings fort: «Hingegen bestehen die größten Divergenzen hinsichtlich dessen, was nun eigentlich diesen Kern darstelle und wie weit man bei dem Versuch, hinter dem Mythischen das Historische aufzuspüren, gehen darf.»<sup>26</sup> Entsprechend vorsichtig verfuhr Albin Lesky, Altmeister der Griechischen Literaturgeschichte, in verschiedenen autoritativen Texten der 1960er Jahre: «Wir sollen bei der ganzen Frage nicht vergessen, wie locker die Zusammenhänge zwischen Sage und Geschichte im allgemeinen sind.»<sup>27</sup> Eine entschieden kritische Position profilierte parallel zu Hampl Moses I. Finley in verschiedenen Beiträgen – zuerst im *Journal of Hellenic Studies* 1964 in der Konfrontation mit der konventionellen Sicht in Schliemanns Tradition des Ausgräbers J. L. Caskey und der Philologen G. S. Kirk und D. L. Page, die allerdings erhebliche Unsicherheiten dabei einräumten, den Text des Epos unzweideutig mit den archäologischen Befunden zu verknüpfen.<sup>28</sup> Dazu das Urteil von Albin Lesky: «Keines der Argumente ist schwer genug, um die entstandenen Zweifel zum Schweigen zu

23 Carl W. Blegen u. a., *Troy 1932–1938* Bd. 3 u. 4, Princeton 1953 u. 1958. Ders., *Troy and the Trojans*, London 1963.

24 Ceram, *Götter, Gräber und Gelehrte*, Hamburg 1949, 53. Dem Muster Cerams folgte Werner Keller, *Und die Bibel hat doch recht. Foscher beweisen die historische Wahrheit*, Düsseldorf 1955.

25 J. T. Hooker, *Ilios and the Iliad*. In *Wiener Studien* 92, 1979, 5 bzw. 15.

26 Alfred Heubeck, *Die homerische Frage*, Darmstadt 1974, 160.

27 Geschichte der griechischen Literatur, 2. Aufl. Bern 1963, 36. Vgl. die Artikel Homeros in *Der Kleine Pauly* 2, 1967, 1201–1207, und in *Pauly-Wissowas Realencyclopädie* Suppl. II, 1968, 687–846.

28 *Journal of Hellenic Studies* 84, 1964, 1–20: M. I. Finley, *The Trojan War*; J. L. Caskey, *Archaeology and the Trojan War*; G. S. Kirk, *The Character of the Tradition*; D. L. Page, *Homer and the Trojan War*.

bringen.»<sup>29</sup> Finley formulierte in einem Vortrag hundert Jahre nach Schliemanns *Trojanische Alterthümer* 1972: «Wir schlagen vor, Homers Trojanischen Krieg aus der Geschichte der Griechischen Bronzezeit zu verbannen.»<sup>30</sup> Dennoch dominieren in der angelsächsischen Tradition scheinbar unerschütterlich die Befürworter der Historizität<sup>31</sup> – anders als bei den deutschsprachigen Althistorikern.<sup>32</sup> «Trojanische Kriege wird es viele gegeben haben. *Den* Trojanischen Krieg Homers gegen das spätbronzezeitliche Troia gab es nicht, denn versucht man, Epos und Ruine zusammenzubringen, ergeben sich unüberwindliche Schwierigkeiten, und: Daß beide zusammenpassen müssen, beweist die Tatsache, daß der Hügel von Hisarlik offensichtlich seine eigene Geschichte hat, gerade nicht.»<sup>33</sup> Eine jüngste Stimme im Angesicht der neuen Grabungen in Troia: «The tradition preserved in epic song and used by Homer certainly may have retained some vague memories about a war or wars between Greeks and Trojans. Even so, this means essentially that by Homer's time the highly elaborate and dramatic epic songs probably had little to do with historical reality; they were dramatic fictions.»<sup>34</sup>

Das Fazit eines Kolloquiums in Liverpool 1981 teilte das Problem in drei methodisch streng zu trennende Schichten, die schlüssig aufeinander zu beziehen offen gehalten werden müsse: 1) die auf das archäologische Material gründende Beschreibung der Beziehungen des spätbronzezeitlichen Troia zu den Nachbarregionen wie der Ägäis, Thrakien und Anatolien; 2) eine Vorstellung von denjenigen Prozessen, durch die ein Ereignis oder ein sogenanntes Ereignis, also ein möglicher

29 Lesky, *Realencyclopädie*, Suppl. II, 754; vgl. *Der Kleine Pauly*, 1202.

30 M. I. Finley, Schliemanns Troja – nach hundert Jahren (1974). In: Ders., Die Welt des Odysseus, München 1979, 169–187, hier 187.

31 Denys L. Page, History and the Homeric Iliad, Berkeley 1959. Emily T. Vermeule, Greece in the Bronze Age, Chicago 1964. Cambridge Ancient History II 2, 3. Aufl. 1975 Kap. XXI/VI (C. W. Blegen); XXVII (Frank H. Stubbings); XXXIX (b) G. S. Kirk. Machteld J. Mellink (Hg.), Troy and the Trojan War, Bryn Mawr 1986.

32 Ernst Meyer, Troia, in *Pauly-Wissowa's Realencyclopädie* Suppl. 14, 1974, 813f.: «Die heute übliche Annahme irgendeines Zuges mykenischer Griechen gegen Troia, vielleicht nur Raubzuges ohne Eroberung [...], ist reine Hypothese nur aufgrund der Sage vom Krieg gegen Troia, ohne reale Begründung.» Vgl. die Griechischen Geschichten von Ingomar Weiler (Darmstadt 1976, 26) und Wolfgang Schuller (München 1980, 110).

33 Vf., Gab es den Trojanischen Krieg? In *Antike Welt* 14/4, 1983, 39–58, hier 48.

34 Kurt A. Raafaub, Homer, the Trojan War, and History. In *Classical World* 91, 1998, 386–403, hier 393.

Troischer Krieg, aus der Realität in die Sphäre der Einbildungskraft und Phantasie wanderte, zu einer Tradition wurde; 3) die literarische und kulturgeschichtliche Frage an die Archäologie des homerischen 8. Jahrhunderts wie auch an das Epos selbst, warum die *Ilias* so, wie wir sie haben, zustande gekommen ist.<sup>35</sup> Auf dem Podium des Historikertags in Halle im September 2002 *Homer und Troia. Visionen und Traditionen*, wo die starren Fronten des Tübinger ‹Februarereignisses› unterlaufen wurden, waren sich die Teilnehmer darüber einig, daß beim gegenwärtigen Stand der Troia-Diskussion eine solche Abschichtung der Problemkreise methodisch dringend geboten sei. *Der Neue Pauly* unterscheidet hingegen, wenn auch mit vorsichtigen Worten, ganz im Sinne der Gruppe um Korfmann die Diskussionslage vor und nach 1984: «In der vielbehandelten Frage nach der Geschichtlichkeit des Troianischen Kriegs wird die Skepsis der 1960er J[ahre] derzeit unter dem Eindruck der neuen Ausgrabungen in Verbindung mit den außerhomerischen Schriftquellen [Agyptens und der Hethiter aus der Späten Bronzezeit] von einer gewissen Zuversicht abgelöst.»<sup>36</sup> Richtig erscheint mir vielmehr, heute wieder von zwei seit 1984 relativ unvermittelt nebeneinander her laufenden Argumentationslinien zu sprechen, der von den aktuellen Grabungen in Troia belebten und getragenen Linie Schliemannscher Inspiration<sup>37</sup> und derjenigen der von Latacz apostrophierten ‹Zweiflergruppe›.<sup>38</sup>

Neben Hampl und Finley steht als prominente Stimme der 1960er der Prähistoriker und erfahrene Ausgräber Rolf Hachmann. Mit Blick auf die Publikation von Blegens Troia-Grabung zog er das Fazit: «Die Grabungen auf dem Hügel Hisarlık haben keine Anhaltspunkte für

- 35 Lin Foxhall, John K. Davies (Hg.), *The Trojan War. Its Historicity and Context*, Bristol 1984, 180f.
- 36 Dietrich Mannsperger, Troia I. Geschichte. In *Der Neue Pauly* 12/1, 2002, 852–857, hier 854. Er zitiert Latacz (wie Anm. 15, 341; meine Hervorhebungen): «Die Wahrscheinlichkeit, daß hinter der T./Wilius-Gesch. [...] ein histor. Ereignis stehen könne [...], ist immer stärker gewachsen. Die Fülle der Indizien [...] ist h(eute) beinahe schon erdrückend.» Als Zeugen der Skepsis nennt Mannsperger Hampl und Hachmann (Anm. 39), nicht freilich Finley.
- 37 Vgl. neben den herbstlichen Presseerklärungen seit 1984 Joachim Latacz, Neues von Troia. In *Gymnasium* 95, 1988, 385–413. Michael Siebler, Troia – Homer – Schliemann. Mythos und Wahrheit, Mainz 1990. Ders., Troia. Geschichte, Grabungen, Kontroversen, Mainz 1994. Ders., Troia. Mythos und Wirklichkeit, Stuttgart 2001. Ders. in zahlreichen Artikeln in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.
- 38 Vgl. Wolfgang Kullmanns Rezension von Latacz 2001 in *Gnomon* 73, 2001, 648–663; Latacz entgegnete in *Bryn Mawr Classical Review* 2002.02.15.

die Historizität des Epos gegeben.»<sup>39</sup> «Wenn aber», nimmt sich Korfmann 1997 den Beitrag Hachmanns vor, «die ‹Historizität der Ilias› auf dieser Grundlage [d. h. der Archäologie] abgelehnt wird, so muß man allen, die dies taten oder tun, mitteilen, daß die hierzu immer wieder vorgebrachten Standard-Argumente heute alle nicht mehr stimmen. Sie sind seit den letzten Jahren aufgrund unserer und anderer Arbeiten vom Tisch.»<sup>40</sup> Korfmanns «Analyse der Hachmann-Argumente» beansprucht, überraschende Übereinstimmungen zwischen Text und Ruine vorzubringen, er zieht sich dann aber darauf zurück, daß Archäologie den Beweis der Historizität nie werden führen können, das sei Sache der Philologie. Nichts anderes aber hatte Hachmann behauptet. Ein Gegenstand, mehrere Disziplinen: Fällt die historische Rekonstruktion zwischen die Stühle der seit Friedrich August Wolf unaufhaltsam vorangeschrittenen disziplinären Ausdifferenzierung der Altertumswissenschaft? Korfmann spart die von Hachmann geleistete Einbettung der archäologischen Befunde in die ganze Komplexität der Frage aus. Worauf aber bezieht er sich, wenn er postuliert, «insbesondere die Prähistorische Archäologie» habe «hinsichtlich des Verständnisses des Epos mittlerweile Fortschritte gemacht»?

Zwei Argumentationen, die Text und Ruine zueinander führen, haben eine lange, vor Schliemann reichende Tradition, die antiquarische Vergewisserung und die Modernisierung der Sagenüberlieferung. Antiquarische Vergewisserung bedeutet zuallererst die Identifizierung von Brand- und Zerstörungshorizonten in der Ruine, flankiert von der Suche nach Pfeilspitzen und Schleudersteinen; diese Geschichte beginnt 1871 mit Schliemanns «verbrannter Stadt», dem Ende von Troia II nach Dörfelds und Blegens Zählung, und reicht bis zum aktuellen Durchdeklinieren des Endes von Troia VI, VII a, VII b1, VII b2 und VII b3. Methodisch gehört hierhin auch der Streit um die Größe der Stadt in der Späten Bronzezeit, die für Schliemann zu dessen Bedauern nicht erkennbar war, mit Eigentlichkeit aufgeladenes *exercitium* in Tübingen; als ob wir die Phantasie der Sage angesichts der gewaltigen Burgmauern in Quadratmetern vermessen könnten.<sup>41</sup> Nicht neu ist die Argumen-

<sup>39</sup> Rolf Hachmann, Hisarlik und das Troia Homers. In: Kurt Bittel u. a. (Hg.), Vorderasiatische Archäologie. Festschrift Anton Moortgat, Berlin 1964, 95–112, hier 112.

<sup>40</sup> Manfred Korfmann, Hisarlik und das Troia Homers – Ein Beispiel zur kontroversen Einschätzung der Möglichkeiten der Archäologie. In: Ana Šadi Labnani lü allik. Beiträge zu altorientalischen und mittelmeerischen Kulturen. Festschrift Wolfgang Röllig, hg. v. Beate Pongratz-Leisten u. a., Kevelaer 1997, 171–184.

<sup>41</sup> Dem offensichtlichen Befund der *Ilias*, daß die Achäer gegen eine, nicht gegen

tation mit Pfeilspitzen und Schleudersteinen, neu hingegen der Graben um Troia VI – angeblich gegen Streitwagen angelegt –, der von der Umwehrung des achäischen Schiffslagers in der *Ilias* auf die prospektierte Grabenlinie um die Ruine übertragen wird; die *Ilias* erzählt nicht davon. Eher kurios erscheint Korfmanns Versuch, nach Dörpfelds Abgesang den Disput des 19. Jahrhunderts um die heiße und die kalte Quelle vor den Mauern der Stadt wieder aufzuwärmen; im Frieden wuschen hier die Frauen die Gewänder, hier verfolgte im Krieg um Troia Achill den Hektor – noch Schliemann stellte ihren Lauf nach (*Ilias* 22, 147–156).<sup>42</sup> Auf den Kopf stellten die hier ins Auge gefaßten Verhältnisse Gerhard Rodenwaldts einflußreiches Diktum von 1912, Homer habe zwar «antiquarisch wenig, aber historisch wohl sehr viel mit der mykenischen Zeit zu tun», hatte doch Helmut von Moltke, 1835 in der Troas, in der Zeit des aufkommenden Historismus schon das Richtige dazu angemerkt: «Eine Erzählung kann geschichtlich unwahr und örtlich vollkommen genau sein.»<sup>43</sup>

Es waren Handelsinteressen, die in den Augen Ed. Meyers «für die Politik maßgebende Bedeutung gewannen; denn daß der Expansionstrieb und das Streben nach Beute gerade zu einem Zuge nach Troja geführt hat, kann nur aus dem Streben hervorgegangen sein, sich der großen Seestraße nach dem Schwarzen Meer zu bemächtigen. Daß die Sage von diesen Zusammenhängen nichts mehr weiß und sie durch das mythische Motiv des Frauenraubes ersetzt, ist nur natürlich.»<sup>44</sup> Die zweite traditionelle Argumentation für die Historizität besteht in der modernisierenden Anpassung eines Kriegsmotivs. Eine solche Plausibilitätskritik an der Sagenüberlieferung fällt an sich schon hinter die Ansprüche einer historisch-kritischen Lesung zurück. Für unsere Frage kommt hinzu, daß dabei nichts gewonnen wird, weil das Spezifische eines Troischen Krieges als eines bestimmten Ereignisses verloren geht. Das gewählte Muster läßt unschwer erkennen, daß der moderne Blick des europäischen Imperialismus auf die Dardanellen dabei Pate

zwei, nämlich Stadt- *und* Burgmauer, anrennen, widerspricht Jörg Weilhartner, Ober- und Unterstadt von Troia im archäologischen Befund und in den Homerenischen Epen. In *Studia Troica* 10, 2000, 199–210.

<sup>42</sup> Dörpfeld (wie Anm. 22), 628: «Hat es wirklich in mykenischer Zeit keine warme Quelle an der Westseite von Troja gegeben, so würde eine Erfindung des Dichters vorliegen.» Korfmann z. B. 1997 (wie Anm. 40) 174.

<sup>43</sup> Nachweise bei Hampl (wie Anm. 19) 81 und 91. Zum dichterischen Vergangenheitskolorit Patzek (wie Anm. 19), 37–40 und 186–202.

<sup>44</sup> Ed. Meyer (wie Anm. 21), 300.

stand.<sup>45</sup> Die geopolitische Lage Troias als Bollwerk am Hellespont und Handelsmetropole ist seit Jahren ein Topos der Korfmannschen Aufbereitung. Auf dieser Grundlage schließt Latacz: «Die Grabung auf dem Hügel Hisarlik ist vom Verdacht, womöglich einem aus Dichterphantasie geborenen Phantom nachzujagen, nachhaltig befreit.»<sup>46</sup>

Zu Recht führt Latacz ins Feld, daß parallel zu den neuen Ausgrabungen in Troia auf vielen Forschungsfeldern, die für das Lesen der archäologischen Befunde Bedeutung haben können, nicht zuletzt der Hethitologie, große Fortschritte gemacht wurden. Sein nicht zu übersehender Anspruch geradezu eines Definitionsmonopols darüber, was «die neue Troiaforschung» und «die neue Homerforschung» einander zu sagen hätten,<sup>47</sup> verstellt aber den Blick. Um die Bedeutung einzelner Forschungsstränge für die Frage des Verhältnisses von Homer zu Troia ohne Alarmismus zu beurteilen, gilt weiter die methodische Forderung, jene als Fazit von Liverpool herausgestellten drei Problemschichten methodisch streng zu unterscheiden, um nicht immer wieder in die von Schliemann gestellte positivistische Falle zu tappen und die historische Kritik, das Unterscheiden von Schichten der Überlieferung, angesichts überwältigender Funde und Befunde in einem Kurzschluß auszuschalten: 1) Was durch die altorientalischen Texte an Kontexten für Troia VI/VII und Mykene umrißhaft sichtbar zu werden scheint, ist nicht das Szenario der *Ilias*, führt also Epos und Ruine zunächst einmal deutlicher auseinander. 2) Die Frage nach den Verhältnissen während der ‹Dunklen Jahrhunderte›, als die bronzezeitlichen Mauern Troias in Ruinen lagen, und nach den Trägern möglicher Überlieferung aus der ‹Lebens- und Sterbenszeit› dieser Mauern, hat noch keine mehr als tastende Antwort gefunden. Die von Latacz postulierte Festigkeit über einen langen Zeitraum von Hexameter, epischen Formeln und derart gleichsam eingefrorener Tradition kann weder die von der Neoanalyse bearbeiteten, nach Struktur und Herkunft vielfältigen Erzähl motive noch die authentische, für ein zeitgenössisches Publikum aktuelle Lebendigkeit von *Ilias* und *Odyssee* erklären. 3) Die Frage nach dem Sitz des Epos im Leben kann ihre Erfüllung doch nur in einer Kulturgeschichte

45 Die Belege beginnen vor dem Ersten Weltkrieg: Walter Leaf, *Troy. A Study in Homeric Geography*, London 1912, 326. F. Sartiaux, *La guerre de Troie*, Paris 1915, 192–196. Blegen, *Troy 4* (wie Anm. 23), II. Vgl. Hampl (wie Anm. 19), 68 Anm. 23.

46 Latacz (wie Anm. 15), 170.

47 «... müssen die neuen (sehr komplizierten) Forschungsergebnisse erst einmal durcharbeiten, bevor sie mitreden können», ebd. öfter.

des 8./7. Jahrhunderts erfahren; die nun wahrhaftig traditionsreiche Werkinterpretation bleibt dafür die ergiebigste Quelle. Hierzu gehört, was wir dem Epos für das Verhältnis von Erzählung und Ruine entnehmen können: Die Sage knüpft an die Ruinen bewußt an.<sup>48</sup> Wer einer solchen Interpretation aus dem Text in die Ruine entfliehen will, trägt die Beweislast.

Die Beliebigkeit des Kriegsszenarios, das die Sage inspiriert haben könnte, charakterisiert den aktuellen Stand der Diskussion. Die Texte in der Troia-Ausstellung erzählten so: Ein Erdbeben um 1300 v. Chr. habe die Macht der Stadt geschwächt (Ende Troia VI); das Aufkommen von Eisen für Bronze im 13. Jahrhundert habe Troia die starke Stellung im überregionalen Handelsnetz gekostet; so habe Mykene das doppelt geschwächte Bollwerk des Schwarzmeerhandels besiegen können (Ende Troia VIIa). Latacz spricht von einem «einmaligen Militärschlag der Achäer» gegen Troia (VIIa) als der stets «expansiven Macht», die einst die Seeherrschaft der Minoer «ausgeschaltet» hatte und nun, nach dem Verlust von Millawanda, «seinem Brückenkopf in Westkleinasien»<sup>49</sup>, dem Hethiterreich noch einmal Paroli bieten wollte. Peter Högemann stellt uns vor, daß die Mykener beim Versuch, «in das lockere Herrschaftssystem der Hethiter einzudringen», zwar Troia (VI) als deren Vasall besiegen, sich aber nicht haben festsetzen können; nach dem Ende des Hethiterreiches sei Troia von Ankömmlingen aus dem Balkan erobert und neu besiedelt worden (Troia VIIa).<sup>50</sup> Gustav Adolf Lehmann macht die Raubzüge der «Seevölker» für das Ende von Troia (VIIa) verantwortlich.<sup>51</sup> Andere rechnen schließlich mit der äolischen Landnahme in der Troas als einem möglichen ereignisgeschichtlichen Substrat der Sage (Ende von Troia VIIb2/3).<sup>52</sup> In Tübingen wurde Latacz nach der Bedeutung eines historischen Troia für die Komposition der *Ilias* gefragt. Seine Antwort verfing sich zwischen Begriffen wie

48 Patzek (wie Anm. 19), Teil III.

49 Mit weiterer Ausmalung, die an den von Korfmann als Dänen geshmähten Eberhard Zanger erinnert, Latacz (wie Anm. 15), 339f.

50 Peter Högemann, Der Untergang Troias im Lichte des hethitischen Machtverfalls. In *Erlanger Studien zur Geschichte* 1, 1996, 9–37. Balkanische «Dardane» hält auch Dieter Hertel, *Troia*, München 2001, 80 für die Verursacher einer möglichen Zerstörung von Troia VIIa.

51 Gustav Adolf Lehmann, Umbrüche und Zäsuren im östlichen Mittelmeerraum und Vorderasien zur Zeit der «Seevölker»-Invasionen um und nach 1200 v. Chr. In *Historische Zeitschrift* 262, 1996, 1–38.

52 Detlev Fehling, Die ursprüngliche Geschichte vom Fall Trojas, Innsbruck 1991, 52. Hertel 112–117. Högemann 15 (beide wie Anm. 50).

«Restsplitter» und «Eckpfiler». Der Schlußabschnitt seines Buches ist überschrieben: «Das Resultat: Ein Krieg um Troia ist wahrscheinlich.»<sup>53</sup> – Welcher Trojanische Krieg bitte? Latacz postuliert, die *Ilias* als Quelle für das bronzezeitliche Troia gewonnen zu haben. Vergeblich sucht man in seinem Buch nach Passagen, die ein solches Postulat mit einem Inhalt füllten, der Text und Ruine einigermaßen unzweideutig zusammenbrächte. So kurz kann also die Strecke zur gänzlichen «Lösung eines alten Rätsels» nicht sein.

Zwischen 1972 und 1990 wurde mit Erbitterung gegen die sogenannte neuere Schliemann-Forschung polemisiert, um den Mythos des Spatens vor allzuviel Historisierung zu bewahren. Die Fronten von damals bilden sich im Troia-Streit erneut ab. Die Gegenwehr gilt also nicht nur einer Historisierung der Texte, sondern auch einer solchen der Forschung. Eine populäre Zwischenbilanz erzählt die Grabungsgeschichte so, daß Korfmann eigentlich erst als der richtige Schliemann erscheint, insofern der Bezug auf das Epos letzter Zweck jeder Grabung in Troia sei. Als Gegner werden die Philologen ausgemacht, die «in scharfsinnigen Analysen» den Wahrheitsgehalt des Epos zu bestreiten begannen.<sup>54</sup> Allzu einfach wurden die Fronten in Tübingen von dem Paläobiologen Hans-Peter Uerpmann beschrieben: Die Althistoriker stünden mit dem Rücken zur Wand, seien sie doch auf das begrenzte Corpus der stets subjektiven Textquellen angewiesen; die Archäologen hingegen förderten objektive Tatsachen ans Licht.<sup>55</sup> Solche Äußerungen bedienen alle Vorurteile, die hermeneutisch arbeitende Interpreten gegen eine naive Selbstgenügsamkeit der szientifisch-positivistisch ori-

53 Latacz (wie Anm. 15), 338 (meine Hervorhebung).

54 Manfred Korfmann, Dietrich Mannsperger, *Troia. Ein historischer Überblick und Rundgang*, Stuttgart 1998, 17f. Im Gespräch mit dem *Lufthansa Magazin* 7/2001, 24–28 (Jürgen Bischoff) rief Korfmann Schliemanns homerische Gleichungen wieder auf, so «die Quellhöhle» vor den Mauern der Stadt (s. o. Anm. 42) und «sogar den Turm [...], auf dem Homers Helena steht, während Troia untergeht». Regelmäßig bekundet Korfmann aber auch, daß ihm als Prähistoriker die homerischen Assoziationen gleichsam wider Willen zuflössen. Um so erstaunlicher sei doch, wie sehr die Troiagrabung der «neuen Homerforschung» im Erweis der Historizität zuarbeitete. Wer sich der Berichte von den Pressekonferenzen von Korfmanns ersten Jahren in der Troas erinnert, weiß, daß er die homerischen Register stets zu zählen verstand.

55 Zur Tradition dieser Sicht Wilfried Gewantka, «Die Monamente reden». Realiens, reales Leben, Wirklichkeit in der deutschen Alten Geschichte und Altertumskunde des neunzehnten Jahrhunderts. In: William M. Calder III, Vf. (Hg.), Heinrich Schliemann nach hundert Jahren, Frankfurt am Main 1990, 56–117.

entierten modernen «Ausgrabungswissenschaften» hegen. Daß die Troiagrabung ihre Interdisziplinarität besonders gerne mit den Naturwissenschaften belegt, bedeutet eine Immunisierung gegen die quellenkritischen Verfahrensweisen der Historiker und die Neoanalyse der Philologen. Das Buch des Philologen Latacz möchte durch den Erweis der Historizität der Sage das Epos vom Ruch der Fiktionalität befreien, als wüßten wir nicht um den Konstruktionscharakter des Wortes, des dichterischen Wortes zumal. Diese Qualität des Textes macht ihn doch zu einer historischen Größe und Troia, seinen Gegenstand, zum Gegenstand unseres besonderen Interesses.

Verteilter der Troiagrabung pflegen, wenn sie von «den Gegnern unserer Arbeit» sprechen, mit Konsequenz das Lagerdenken, offenbar in der Annahme, auf diese Weise ein Deutungsmonopol zu erringen. «Auf methodische Grundsatzfragen wies das Thema mit der größten Anciennität: Troja», berichtete die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom Historikertag in Halle. «In einer erneuten Elefantenrunde, an welcher der Hauptelefant, Ausgräber Korfmann, aber nicht hatte teilnehmen wollen, wurde nach «unserer Wissenschaftskultur» gefragt».<sup>56</sup> Korfmann und Latacz waren nach Halle eingeladen worden, hatten zugesagt, zogen ihre Zusagen aber nach Tübingen zurück, so wie sie die Teilnahme an diesem Buchprojekt ablehnten.<sup>57</sup> Ja, auch Beschweigen und Sprachverweigerung gehören zu den Strategien wissenschaftlichen Streitens.<sup>58</sup> Wie aber sollen wir einen freiwilligen Sprachverzicht erklären? Worum geht es eigentlich in der Troia-Diskussion, daß auch solche außerwissenschaftlichen Register gezogen werden?

<sup>56</sup> Johan Schloemann, Kann Mythen schaun und Akten kaun. Und dann und wann ein trojanischer Elefant. In *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 16.9.2002. Die auf dem Podium anwesenden kleineren Elefanten waren: Justus Cobet, Hans-Joachim Gehrke, Dieter Hertel, Wolfgang Kullmann, Gustav Adolf Lehmann, Ulrich Sinn und Frank Starke. Vgl. das Berichtsheft des Historikertags, i. Dr.

<sup>57</sup> «Es ist kein Sinn zu erkennen, mit Leuten zu diskutieren, die noch nicht einmal wissen, daß es in der Archäologie Vorberichte gibt» (Korfmann brieflich 6.3.2002). «Ich halte die Weiterbehandlung dieser Thematik auf professionellem Niveau für ganz und gar überflüssig. [...] Jeder Klardenkende hat genug gehört und gesehen. [...] Mag der Zweiflerzirkel künftig in sich kreisen. «Es ist Zeit, zur Arbeit zurückzukehren» (Latacz brieflich 7.4.2002 mit Selbstzitat FAZ 22.2.2002).

<sup>58</sup> Latacz hatte spontan eine Antwort auf den Anm. 1 zitierten Artikel angekündigt, die GWU hatte sich ebenso spontan als Forum angeboten. Sich mit diesem auseinanderzusetzen brauche allerdings, so Latacz, viel Zeit.

# Archäologischer Befund – Literarische Überlieferung: Möglichkeit und Grenzen der Interpretation

ULRICH SINN

Es ist heute zur Selbstverständlichkeit geworden, daß sich Flugzeuge durch Dunkelheit und dichte Wolkenbänke zielsicher der Landebahn nähern und punktgenau aufsetzen. Dank entsprechender Leitsysteme sind die Piloten nicht mehr zwingend auf den eigenen Augenschein angewiesen. Übertragen auf die Altertumsforschung hat sich ein vergleichbarer Wandel in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts vollzogen. Zuvor galt: Wenn im Boden lagernde antike Kunstwerke und Bauten nicht durch Zufall entdeckt wurden – wie zum Beispiel im Jahr 1506 die Laokoon-Gruppe<sup>1</sup> – oder als oberirdische Ruinen ohnedies wahrgenommen werden konnten, blieben sie der Forschung verborgen.<sup>2</sup> Nur wenige Gelehrte empfanden dies seinerzeit als Einschränkung. In den Jahrhunderten des Mittelalters und der frühen Neuzeit war es zur Selbstverständlichkeit geworden, Kenntnisse zur Geschichte und Kultur der Griechen und Römer vornehmlich aus der literarischen Überlieferung abzuleiten. Es steht in dieser Tradition, daß der 1759 publizierte Appell Johann Joachim Winckelmanns zugunsten einer auch denkmälerorientierten Altertumswissenschaft ebenso wie sein 1767 veröffentlichter Aufruf zu Ausgrabungen in Olympia folgenlos blieben. Zu dominant war die Einstellung, durch die antiken Schriftzeugnisse ausreichend und authentisch informiert zu werden.

Mit seinen Grabungen in Troia (1871–1873; 1878/79) und Mykene (1896) hat Heinrich Schliemann maßgeblichen Anteil daran, daß es zu einem Umdenken kam. Wie auch immer man die Vorgehensweise

1 F. Castagnoli, Le «Sette Sale» cisterna delle Terme di Traiano, in: ArchCl 8, 1956, 53–55.

2 Einen wissenschaftsgeschichtlichen Überblick bietet W. Schiering, Geschichte der Archäologie, in: U. Hausmann (Hg.), Allgemeine Grundlagen der Archäologie (München 1969) 11–66.

bei den Grabungen selbst und bei der Präsentation der Befunde bewertet, es ist unbestritten das Verdienst Heinrich Schliemanns, die gezielte Ausgrabung als ein selbstverständliches Arbeitsmittel der Altertumsforschung verankert zu haben. Sein Ansatz, sich an der literarischen Überlieferung zu orientieren und nach ihren Vorgaben gewissermaßen im ‹Blindflug› die verschütteten Zeugnisse des Altertums aufzuspüren, etablierte sich unmittelbar nach den Aufsehen erregenden Grabungen in Troia zum ‹Leitsystem› der archäologischen Feldforschung. Ein Verzicht auf archäologische Grabungen ist seither nicht mehr denkbar.

So wurde 1875 schließlich auch in Olympia der Spaten angesetzt. Wie Homer für Schliemann in Troia trug auch das ‹Leitsystem› der olympischen Ausgräber den Namen eines antiken Schriftstellers: Hier war es die ausführliche Beschreibung des Pausanias (2. Jh. n. Chr.), auf deren Grundlage zunächst die Grabungsschnitte festgelegt und anschließend die Funde und Befunde interpretiert wurden.

Wie stark sich die damals vielerorts aufblühenden Ausgrabungsaktivitäten an dem Vorbild Heinrich Schliemanns orientierten, spiegelt sich in der geographischen Verteilung der Grabungsstätten wider. Der Spaten wurde immer dort angesetzt, wo entsprechende Schriftquellen interessante Funde erhoffen ließen. Regionen und Orte, die in der – erhaltenen – antiken Überlieferung keine oder nur geringe Beachtung fanden, wie etwa die Landschaften Makedonien, Thessalien oder Akarnanien, mußten folglich sehr viel länger auf ihre archäologische Erschließung warten.<sup>3</sup>

Woran liegt es nun aber, daß sich Ausgräber – zumindest in ihrer Mehrzahl – nur mit erheblichen Vorbehalten als «Schliemanns Erben» bezeichnen lassen? Mit seiner dilettantischen Zuordnung der repräsentativsten Funde an markante Gestalten in den homerischen Epen – «Schatz des Priamos» bzw. «Maske des Agamemnon» – freilich auch mit seiner der wissenschaftlichen Unvoreingenommenheit zuwiderlaufenden Selbstbezogenheit hat er sich selbst um die ihm gebührende Position in der Wissenschaftsgeschichte gebracht.<sup>4</sup>

Das Zusammenspiel von literarischer und archäologischer Überlieferung ist in methodologischer Hinsicht kaum weniger sensibel und

3 H.-J. Gehrke, *Jenseits von Athen und Sparta. Das dritte Griechenland und seine Staatenwelt* (München 1986).

4 Eine knappe, sachliche Würdigung Heinrich Schliemanns stammt aus der Feder von H. Kyrieleis, Schliemann in Griechenland, in: JRGZ 25, 1978 (1982), 74–91.

störungsanfällig als das elektronische Flugleitsystem, auf das eingangs angespielt wurde – mit dem elementaren Unterschied freilich, daß die gedankliche Fehlleistung in einer Gelehrtenstube nicht die gleichen katastrophalen Folgen nach sich zieht, wie ein Fehler beim elektronisch gesteuerten Landeanflug. Mehr noch: Die aus einer irrgen Verknüpfung von schriftlicher Nachricht und archäologischem Befund erwachsene Fehlinterpretation ist als solche nicht immer sogleich zu erkennen.

Wenn im folgenden Möglichkeiten und Grenzen dieser Methode angesprochen werden sollen, umgehen wir zunächst das emotionsbeladene Grabungsterrain Troias. Weit über den oftmals behandelten eklatanten Irrtum Heinrich Schliemanns und die aktuelle Troia-Diskussion hinaus stellt der sensible Umgang mit den beiden benannten Überlieferungssträngen – literarische Überlieferung und archäologischer Befund – in fast jeder Grabungsstätte eine Herausforderung dar.

Die unmittelbar nach Schliemanns Troia-Grabung in Olympia agierenden Ausgräber waren sich über die Möglichkeiten und Grenzen der Orientierung an den einschlägigen Schriftzeugnissen sehr schnell im klaren. Nachdem sie ein ums andere Mal feststellen konnten, daß zum Beispiel Formulierungen von Weihinschriften auf den geborgenen Statuenbasen vollständig mit dem jeweils von Pausanias überlieferten Wortlaut übereinstimmten,<sup>5</sup> ließen sich seine Angaben zuversichtlich auch für die Identifizierung von Gebäuderesten nutzen. Ohne die Schriftquellen wären nahezu alle Bauten Olympias ohne Benennung und Funktionsbestimmung geblieben. Ohne die in der schriftlichen Überlieferung direkt oder indirekt enthaltenen Angaben zur Zeitbestimmung stünde uns auch die historische Entwicklung des Platzes nicht so verhältnismäßig klar vor Augen.

Entsprechendes gilt natürlich für viele andere Grabungsplätze. Auch in Delphi trafen die Ausgräber immer wieder genau dort auf die Überreste antiker Monuments, wo sie nach den Angaben antiker Autoren zu suchen waren.

Aus solch positiven Erfahrungen entwickelte sich freilich immer wieder auch eine Eigendynamik, die leicht zu jener ‹Sogwirkung› führte, deren Opfer bereits Schliemann geworden war: Weiteres Nachdenken und kritisches Hinterfragen endeten, sobald sich zwischen einem archäologischen Befund und einer schriftlich überlieferten Nachricht ein Zusammenhang auch nur anzudeuten schien.

<sup>5</sup> Vgl. dazu die Zusammenstellung durch H.-V. Herrmann, Die Siegerstatuen von Olympia, in: *Nikephoros* 1, 1988, 119–183, bes. die Liste a. O. 151ff.

Ein bemerkenswertes Beispiel hierfür liefert die Forschungsgeschichte zu einer Statue aus der arkadischen Stadt Phigalia. Pausanias (8, 40, 1) erwähnt im Rahmen seiner Ausführungen zur Geschichte und zu bedeutenden Denkmälern des Ortes auch die auf der Agóra aufgestellte Statue eines prominenten Athleten: «Die Phigaleer haben auf ihrem Markt eine Statue des Pankratiasten Arrhachion, die in jeder Hinsicht, vor allem aber in bezug auf ihre Haltung altägyptisch ist. Die Füße stehen nämlich nicht weit auseinander, und die Hände liegen bis zu den Hüften seitwärts an. Die Statue ist aus Marmor, und es soll auch eine Inschrift darauf geschrieben gewesen sein, die aber im Laufe der Zeit verschwunden ist.» Zum Anlaß der Statuenweibung erfahren wir aus dem Text des Pausanias, daß Arrhachion während der 54. Olympiade, also im Jahre 564 v. Chr., auf dramatische Weise – er verlor letztlich dabei sein Leben – seinen dritten Wettkampfsieg in Folge errang.

Im Jahr 1890 förderte ein Bewohner Phigalias bei Feldarbeiten mit seinem Pflug eine altägyptische Statue ans Tageslicht, die, soweit erhalten, der von Pausanias beschriebenen Figur sehr nahe kam (Abb. 1a.). Ein Zufall wollte es, daß genau in jenen Tagen der englische Gelehrte J. G. Frazer nach Phigalia kam, um die antiken Hinterlassenschaften des Ortes in Augenschein zu nehmen. Er arbeitete damals an seinem mehrbändigen Kommentar zum Text des Pausanias. So geschah, was geschehen mußte: Frazer identifizierte den Fund umgehend mit der von Pausanias beschriebenen Statue: «[...] the correspondence between this statue and the one described by Pausanias is complete.»<sup>6</sup> Kaum war diese Notiz publiziert, wuchs sie sich zu einer ausführlichen Abhandlung mit dem Titel «The oldest dated Victor Monument» aus.<sup>7</sup> Als namentlich identifiziertes Werk eines prominenten Athleten fand die Statue trotz ihrer geringen künstlerischen Qualität fortan in der wissenschaftlichen Literatur erhebliche Beachtung und wurde wegen ihres Bezugs zu den Wettkämpfen von Olympia im dortigen Archäologischen Museum aufgestellt.<sup>8</sup>

Zwar gab es kaum einen Archäologen, dem es leicht fiel, die stilistische Ausformung der in Phigalia aufgetauchten Figur mit dem durch Pausanias vorgegebenen Zeitrahmen (nicht allzu lange nach 564 v. Chr.) zu vereinbaren. Die Figur machte auf fast alle Bearbeiter einen deutlich älteren Eindruck. Doch hielt man unbeirrt an der Gleichsetzung mit

6 J. G. Frazer, *Pausanias's description of Greece IV* (London 1914), 391f.

7 W. W. Hyde, *AJA* 18, 1914, 156–164.

8 Inv. Nr. A 257.

der bei Pausanias erwähnten Statue fest. Die einen suchten einen Ausweg darin, daß Phigalia in Arkadien gelegen war, in dieser von ihnen als «hinterwäldlerisch» eingestuften Gegend daher mit einer rückständigen Kunst zu rechnen sei. Andere versuchten die Diskrepanz dadurch aufzulösen, daß sie den Bewohnern von Phigalia unterstellt, bei der Ehrung ihres heroischen Mitbürgers kurzerhand auf eine bereits vorhandene ältere Statue zurückgegriffen zu haben.<sup>9</sup>

Es vergingen vier Jahrzehnte, bis ein unbefangener Betrachter feststellte, daß die verbliebenen Spuren der weggebrochenen Arme eindeutig auf eine stark angewinkelte Haltung hindeuten (Abb. 1b) und eine Identifizierung mit der von Pausanias beschriebenen Statue deshalb gar nicht möglich ist.<sup>10</sup> Doch selbst jetzt tat sich die Forschung schwer zu akzeptieren, daß die in Phigalia geborgene Statue nicht mit einer aus der antiken Literatur bekannten Gestalt verbunden werden konnte. Manch einer ignorierte schlicht die «störende» Beobachtung Buddes.<sup>11</sup>

Das Bestreben vieler Ausgräber, ihre Funde und Befunde in der antiken Textüberlieferung zu verorten und sie dadurch aus der historischen Anonymität zu befreien, ist verständlich und zunächst einmal von der Methodik her auch legitim. Voraussetzung dafür ist freilich eine kritische Unbefangenheit. Genau hier aber liegt ein empfindlicher Schwachpunkt. Immer wieder sind Interpretationen der Grabungsbefunde von der sicheren Überzeugung geprägt, daß die antike Realität in der uns vorliegenden Textüberlieferung lückenlos erfaßt ist. Wird ein bemerkenswertes Kunstwerk oder Monument ergraben, komme es demnach nur noch auf den Scharfsinn des Ausgräbers an, die entsprechende Erwähnung aus dem antiken Schrifttum «herauszufiltern».

Erinnert sei in diesem Zusammenhang auch an den Gelehrtenstreit nach der Auffindung der beiden klassischen Bronzestatuen vor der Küste Kalabriens bei dem Dorf Riace im Jahr 1972.<sup>12</sup> Kaum waren die beiden Bildwerke nach ihrer Restaurierung in Florenz erstmals öffentlich ausgestellt, meldeten sich Experten zu Wort, die jeweils unter Hinweis auf eine antique Textstelle mit großer Entschiedenheit den einstigen Aufstellungsort der durch antiken Kunstraub oder Kunsthandel aus

<sup>9</sup> Zusammenfassend: U. Sinn, Die Votivgabe eines Athleten in Olympia, in: H.-U. Cain / H. Gabelmann / D. Salzmann (Hg.), Festschrift für Nikolaus Himmelmann (Mainz 1989) 67 mit Anm. 24, 25.

<sup>10</sup> L. Budde, Die attischen Kuroi (1939) 54.

<sup>11</sup> N.D. Papachatzis, Pausanias IV (Athen 1980) 355f.; auf der beigefügten Zeichnung sind die Spuren der angewinkelten Arme fortgelassen.

<sup>12</sup> Heutiger Aufbewahrungsort: Reggio di Calabria, Museo Nazionale.

ihrem ursprünglichen Zusammenhang gerissenen Statuen zu benennen wußten.<sup>13</sup>

Das hier angesprochene ‹Axiom›, künstlerisch anspruchsvolle Werke hätten in jedem Fall Eingang in die antike Berichterstattung gefunden, ist an sich schon fragwürdig, weil die künstlerische Bewertung heutigen Auffassungen folgt. Vor allem aber ist von dem in der Antike entstandenen Schrifttum nur ein so minimaler Bruchteil über die Jahrhunderte in unsere Gegenwart tradiert worden, daß von gravierenden Lücken auszugehen ist. Trotz zahlloser gegenläufiger Belege vermag sich die Forschung von dem überkommenen Glauben an eine alles in allem umfassende schriftliche Information nicht zu lösen.

Ein wenig anders liegt der Fall bei der bekannten Marmorstatue des Hermes mit dem Dionysoskind in Olympia. Die bei Pausanias (5, 17, 3) überlieferte Erwähnung hat folgenden Wortlaut: «Später stellte man auch andere Statuen im Heraion auf, so einen Hermes aus Marmor, er trägt den noch unmündigen Dionysos und ist ein Werk des Praxiteles.» Bei der Freilegung des Heraion stießen die Ausgräber im Innern des Tempels tatsächlich auf eine Statue, die das von Pausanias beschriebene Motiv zeigt und auch stilistisch mit der Formensprache übereinstimmt, wie sie für die Kunst des etwa von 370 bis 320 v. Chr. wirkenden Praxiteles charakteristisch ist (Abb. 2).<sup>14</sup> Die Statue lag auf dem Tempelboden unmittelbar vor der zugehörigen Basis. Die Übereinstimmung mit der Ortsangabe des Pausanias hätte größer nicht sein können. Nichts sprach daher dagegen, auch seiner Aussage zum Urheber der Statue Vertrauen zu schenken. Für die kunsthistorische Forschung war somit eine Originalarbeit von der Hand eines der bedeutendsten Bildhauer zurückgewonnen.<sup>15</sup>

Nachdem man sich vierzig Jahre hindurch dieses Glücksfalls erfreut hatte, machte der Archäologe und praktizierende Bildhauer Carl Blümel auf handwerklich-technische Ungereimtheiten aufmerksam, die die Möglichkeit eröffneten, daß es sich bei der im Heraion geborgenen Skulptur nicht um das von Praxiteles geschaffene Original, sondern um eine nach diesem Original gefertigte spätere Kopie handeln könne.<sup>16</sup>

<sup>13</sup> Einen Überblick bietet E. La Rocca, Riace, Bronzi di, in: EAA, 2. Suppl. Band IV (Rom 1996) 730–734.

<sup>14</sup> Zur Auffindung der Statue s. A. Mallwitz, Ein Jahrhundert deutsche Ausgrabungen in Olympia, in: MDAI(A) 92, 1977, 8 mit Ann. 28.

<sup>15</sup> G. Treu, Der Hermes mit dem Dionysosknaben. Ein Originalwerk des Praxiteles. Gefunden im Heraion zu Olympia (Berlin 1878).

<sup>16</sup> C. Blümel, Griechische Bildhauerarbeit (Berlin 1927) 37–48; ders., Der Hermes eines Praxiteles (Baden-Baden 1948).

Die von Blümel ausgelöste Diskussion wurde zum Teil mit heftiger Leidenschaftlichkeit ausgetragen.<sup>17</sup> Für unsere Fragestellung ist es interessant und aufschlußreich, welche Emotionen geweckt wurden, wenn die Zuverlässigkeit der von Pausanias gelieferten Information in Frage gestellt wurde.<sup>18</sup> Ein starres Verharren bei ‹falsch› oder ‹richtig› greift – wie meist in der wissenschaftlichen Diskussion – zu kurz. Mag man auch der einen oder anderen Interpretation eine größere Präferenz einräumen, darf dies nicht dazu führen, die Diskussion frühzeitig für beendet zu erklären oder sich sogar den Argumenten der anderen grundsätzlich zu verschließen. Gerade die letzten noch verbliebenen Ungereimtheiten können den Nährboden für weitergehende Erkenntnisse liefern. Im Fall des Hermes von Olympia führte der von Blümel gesetzte Stachel zum Beispiel zu einer vertiefenden Auseinandersetzung mit dem Aspekt des konservatorischen Umgangs mit Weihgeschenken in den griechischen Heiligtümern und der Frage, mit welcher Intention die Statue mit ihrem für den Kult von Olympia nicht gerade charakteristischen Bildmotiv in das Heiligtum gelangt sein könnte.<sup>19</sup>

Nicht nur bei Statuen, sondern auch durch Tempel und ganze Gebäudekomplexe ließen sich Ausgräber in den Bann verlockender Identifizierungen mit Textquellen ziehen. Schauplatz einer besonders eklatanten Fehlinterpretation war das Heiligtum der Aphaia auf der Insel Aigina.

Die vergleichsweise gut erhaltene Tempelruine wurde schlagartig bekannt, als mitteleuropäische Forschungreisende im Jahr 1811 unter den herabgestürzten Trümmern die umfangreichen Überreste der marmornen Giebelfiguren entdeckten, die dann mit den berühmten Ergänzungen durch den Bildhauer Bertel Thorvaldsen ihre Aufstellung in der Münchner Glyptothek finden sollten. Der spektakuläre Neufund löste umgehend eine Erörterung darüber aus, in welchem kultischen Kontext der prachtvolle Tempel mit seinem meisterlichen Giebelschmuck zu sehen sei. Auf breite Zustimmung stieß die Argumentation, daß ein Sakralbau von solcher Qualität das Hauptheiligtum der Insel gebildet haben müsse. Als das religiöse Zentrum nennen die Schriftquellen den

<sup>17</sup> Der Forschungsgang ist referiert bei H.-V. Herrmann, Olympia. Heiligtum und Wettkampfstätte (München 1972) 173f. mit Anm. 679.

<sup>18</sup> Vgl. dazu das durchgängig befreindlich emotionsbefrachtete Buch von Chr. Habicht, Pausanias und seine «Beschreibung Griechenlands» (München 1985) mit der Passage a.O. 162 Anm. 80.

<sup>19</sup> Herrmann a.O. (siehe Anm. 17) 174.

Kultplatz des Zeus Hellanios.<sup>20</sup> Damit galt der Kultinhaber als ermitelt.<sup>21</sup> Vor den weiteren Angaben der antiken Schriftquellen verschloß man bedenkenlos die Augen; die Texte äußern sich auch zu dessen geographischer Lage: Die Verehrung des Zeus Hellanios erfolgte am höchsten Berggipfel der Insel, am Oros.<sup>22</sup> Vor diesem Hintergrund entbehrte die Gleichsetzung mit dem im seichten Hügelland gelegenen skulpturengeschmückten Tempel im Nordosten Aiginas jeglicher Grundlage. Dennoch konnte sich die Zuweisung an Zeus Hellanios erstaunlich lange halten.<sup>23</sup> Eher nahm man den eklatanten Widerspruch bei den topographischen Gegebenheiten in Kauf, als daß man sich damit abgefunden hätte, daß dieser bemerkenswerte Bau in der uns vorliegenden antiken Literatur mit keinem Wort Erwähnung gefunden haben sollte. Es ist dies wohl das prominenteste Beispiel für die ‹Verblendung›, wie sie sich bei der Zusammenführung von schriftlicher Überlieferung und archäologischem Befund nur allzu leicht einstellt.

Es verging fast ein ganzes Jahrhundert, bis die falsche Zuweisung unzweifelhaft widerlegt war. Bei den um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert durchgeführten Grabungen wurden Inschriften geborgen, die die wenig bekannte Nymphe Aphaia als Herrin des Heiligtums auswiesen.<sup>24</sup> Damit stand fest: Der bis in die mykenische Epoche zurückreichende, im 6. und 5. Jh. v. Chr. so ungemein repräsentativ ausgebauten Kultplatz hat in der uns erhaltenen antiken Literatur keine Spuren hinterlassen. Die Forschung stand somit vor der Herausforderung, die Geschichte und Funktion des Heiligtums allein aus dem archäologischen Befund heraus zu ergründen. Entsprechend intensive Grabungsaktivitäten schufen hierfür die Voraussetzung.

Wendete sich in Aigina das Blatt schließlich doch noch zum Guten, ist die Interpretation zahlreicher Grabungsbefunde noch heute geprägt von der vorschnellen Verknüpfung mit einer antiken Textquelle. So manches unscheinbare Fundament avancierte auf diese Weise zu einem viel beachteten Grabungserfolg. Kaum waren zum Beispiel auf der

<sup>20</sup> Pind. N. 2, 10; Theophr., *De signis temestatum* 1, 24; Paus. 2, 30, 4; Apollod. 3, 12, 6.

<sup>21</sup> Einen Überblick über die Forschungsgeschichte zur Benennung des Kultplatzes gibt U. Sinn, *Aphaia und die ‹Aegineten›. Zur Rolle des Aphaiaheiligtums im religiösen und gesellschaftlichen Leben der Insel Aigina*, in: MDAI(A) 102, 1987, 131–167.

<sup>22</sup> Theophr. a. O. (siehe Anm. 20).

<sup>23</sup> S. Anm. 21.

<sup>24</sup> Zusammenfassend: D. Williams, *Aphaia*, in: LIMC I (1981) 876f.

Akropolis von Sparta einige wenige Meter eines gewinkelten Mauerzugs aufgedeckt worden (Abb. 3), identifizierte man sie als Überreste des durch antike Texte bezeugten Tempels der Athena Chalkioikos und damit als Schauplatz mehrerer dramatischer Ereignisse in der Geschichte Spartas.<sup>25</sup> Man kann nicht völlig ausschließen, daß diese Deutung zutrifft, sie wäre dann freilich durch reinen Zufall zustande gekommen, denn die topographische Situation auf der Akropolis von Sparta liegt weitestgehend im Dunkeln. Daher läßt sich über die Funktion des teilweise in seinen Fundamenten erhaltenen Gebäudes keine analytisch gestützte Aussage treffen.

Welche nachhaltigen Folgen eine so wenig abgesicherte Bezugnahme auf eine antike Textstelle haben kann, läßt sich deutlicher noch am Beispiel eines Befundes aus dem Zeusheiligtum im Lykaiongebirge zeigen. In der antiken Überlieferung findet der Kultplatz des Zeus Lykaios wegen seines hohen Alters, seiner religiösen und politischen Bedeutung für ganz Arkadien, aber auch als eine renommierte Wettkampfstätte vielfache Erwähnung.<sup>26</sup> Darüber hinaus liegen aus der Antike auch Beschreibungen des Heiligtums vor,<sup>27</sup> sie konzentrieren sich freilich auf einige Sonderlichkeiten: Als Altar, an dem Menschenopfer vollzogen werden, fungiert die als Erdkegel ausgeformte Kuppe des Berggipfels. Ferner werden zwei mit vergoldeten Bronzeadlern bestückte Säulen genannt. Von einem geweihten Bezirk (*Temenos*) ist die Rede, an den sich die Legende knüpft, daß seinen Schatten verliert bzw. binnen Jahresfrist sterben werde, wer dieses tabuisierte Areal betritt. Schließlich spielt in der Überlieferung ein Haus (*Oikia*) eine Rolle, das dem aus Sparta geflohenen König Pleistoanax 19 Jahre als Asylstätte diente.<sup>28</sup> Abseits dieses engeren Sakralgeländes werden als Austragungsstätte der Wettkämpfe ein Stadion und ein Hippodrom erwähnt.

Als griechische Archäologen zu Beginn des zurückliegenden Jahrhunderts Ausgrabungen am Lykaiongipfel durchführten, haben sie in Übereinstimmung mit dem Text des Pausanias auf der Bergspitze einen aus verbrannter Erde und karbonisierten Tierknochen geformten Kegel von 30 m Durchmesser und 1,50 m Höhe angetroffen; zu Füßen der Kuppe legten sie die Basen zweier Säulen frei. Auch die Position der

<sup>25</sup> G. Dickens, Excavations at Sparta. The Hieron of Athena Chalkioikos, in: ABSA 13, 1906/07, 137–146.

<sup>26</sup> Die Schriftzeugnisse sind zusammengestellt und kommentiert von W. Immerwahr, Die Kulte und Mythen Arkadiens I (Leipzig 1891).

<sup>27</sup> Zusammengestellt bei M. Jost, Sanctuaires et Cultes d'Arcadie (Paris 1985) 179f.

<sup>28</sup> Thuk. II 21,1; V 16,3. Plut. Per. 22,3.

Sportanlagen ließ sich auf einem auffallend ebenen Plateau unterhalb des Gipfels determinieren. Angesichts solcher Übereinstimmung von schriftlicher Überlieferung und Grabungsbefund schien es geradezu zwingend, daß sich auch das legendenumwobene *Temenos* und das damit offenbar in Verbindung stehende Haus nachweisen lassen müsse – und tatsächlich: Man wurde fündig! Eine in der Nähe der ‹Adlersäulen› angetroffene Ansammlung antiker Dachziegel diente als Beleg für die Existenz und Position des besagten Hauses an der Grenze des *Temenos*.<sup>29</sup>

Leicht ließ sich daraus ableiten, daß alle in der antiken Literatur erwähnten Anlagen identifizierbar und lokalisierbar seien, somit auch das einstige Erscheinungsbild des Heiligtums rekonstruiert werden könne. Befriedigt sah man seine zuvor schon aus der schriftlichen Überlieferung abgeleitete Charakterisierung eines nahezu naturbelassenen Kultplatzes in der für typisch arkadisch gehaltenen urtümlichen Schlichtheit bestätigt. Bereits einige Jahrzehnte vor Aufnahme der Grabung war man sich ja sicher: «Von einer baulichen Einrichtung und künstlerischen Ausstattung des Heiligtums wird nichts überliefert. Zeus lebte und webte als Naturgeist gestaltlos auf seiner heiligen Berghöhe.»<sup>30</sup> Und noch 80 Jahre nach den Ausgrabungen diente der Befund am Lykaion als Beleg für die «mehr als konservative Grundhaltung», wie sie arkadischen Heiligtümern häufig zu eigen sei.<sup>31</sup>

Die lange verbreitete – inzwischen eindrucksvoll widerlegte – Einstufung des antiken Arkadien als eine in der Kunst und Religion, wie aber auch im intellektuellen und sozialen Milieu stets hinter der allgemeinen Entwicklung zurückgebliebenen Region Griechenlands erhielt durch die Interpretation der Grabungsergebnisse am Lykaion eine treffliche Bestätigung.

Beim Abgleichen der Informationen aus der literarischen Überlieferung und dem Grabungsbefund bedeutet ein solches Konstatieren

29 Die Ergebnisse der Grabungen liegen in zwei Berichten vor: K. Kourouniotis, ArchE 1904, 153–214; ders., Praktika 1909, 185–200. Kommentierende und z.T. ergänzende Zusammenfassungen der Grabungsergebnisse finden sich bei H. Hitzig / H. Blümner, Des Pausanias Beschreibung von Griechenland III (Leipzig 1907), 254ff.

30 E. Curtius, Peloponnesos. Eine historisch-geographische Beschreibung der Halbinsel I (Gotha 1851) 303.

31 F. Felten, Arkadien (Mainz 1987) 26. Im übrigen kommt der Abhandlung Felten freilich das Verdienst zu, dem Klischee von dem zu allen Zeiten ‹hinterwäldlerischen› Arkadien entschieden entgegengewirkt zu haben.

von Übereinstimmungen allzuoft das Ende der Diskussion. Welche fatalen Folgen das haben kann, läßt sich gerade am Beispiel des Zeusheiligtums am Lykaion veranschaulichen. So richtig es ist, daß alle in der antiken Literatur erwähnten Einrichtungen und Monuments bei der Grabung tatsächlich verifiziert werden konnten, so bleibt doch auch eine Diskrepanz zwischen beiden Überlieferungssträngen: Die Ausgräber haben zahlreiche Einrichtungen des Heiligtums ans Licht gebracht, von denen in den antiken Texten nicht die Rede ist. Neben den Sportanlagen auf der Hochebene kamen eindrucksvolle Reste einer Halle mit zahlreichen Statuenbasen zutage; ferner die Grundmauern eines ‹Festhauses› (*Pompeion*) und eine aufwendige Zisternenanlage. Zusammengenommen zeichnen diese Grabungsbefunde das Bild einer repräsentativ ausgestatteten Sakralanlage, die weit entfernt ist von der vermeintlichen arkadischen Urtümlichkeit.<sup>32</sup>

In der Forschung ist der tatsächliche Ruinenbestand im Heiligtum des Zeus Lykaios kaum wahrgenommen worden. Hier wirkt letztlich noch immer die alte Vorstellung nach, daß archäologische Grabungsbefunde vornehmlich illustrativen Charakter haben, indem sie Gestalt werden lassen, was durch die Textüberlieferung zuvor bereits bekannt war. Jene eingangs angesprochene Phase in der Altertumsforschung, die den Schriftquellen im Spektrum der Überlieferungsstränge aus der Antike die Priorität einräumte, ist auch heute noch nicht völlig überwunden.

Natürlich wird man beim Zusammenspiel von schriftlicher und archäologischer Überlieferung immer erst Ausschau nach Übereinstimmungen halten. Von ungleich höherem wissenschaftlichen Anspruch ist freilich die Herausarbeitung von Widersprüchen und Diskrepanzen. Das solcher Auseinandersetzung innewohnende Erkenntnispotential läßt sich am Beispiel der Grabungen in der südwestpeloponnesischen Stadt Messene erläutern.

Das politische Schicksal der Bewohner der Landschaft Messene brachte es mit sich, daß die um 460 vertriebene Bevölkerung dank der militärischen Überwindung ihrer einstigen Peiniger einhundert Jahre später zurückkehren konnte. Voller Selbstbewußtsein errichteten sie in der neu gründeten Hauptstadt die für die Verwaltung und das Gemeinschaftsleben notwendigen Bauten und Anlagen. Wie so viele andere Plätze profitierte auch Messene im ausgehenden 19. Jahrhundert

<sup>32</sup> Eine knappe Beschreibung der Gesamtanlage bei Jost a.O. (siehe Anm. 27) 180–183.

von der Tatkraft der Griechischen Archäologischen Gesellschaft. Zu den damals freigelegten Baukomplexen zählte eine hallenum säumte quadratische Platzanlage mit angegliederten Räumen und Bauten (Abb. 4). Im typologischen Analogieschluß setzte man diesen Befund mit der in den antiken Quellen für Messene bezeugten Agora gleich.<sup>33</sup> Der antike Gewährsmann ist auch hier Pausanias.<sup>34</sup> Als die Grabungen um die Mitte des zurückliegenden Jahrhunderts an gleicher Stelle wieder aufgenommen wurden, verdichteten sich von Jahr zu Jahr die Belege dafür, daß nicht die Agora, sondern das gleichfalls von Pausanias beschriebene Asklepieion freigelegt worden war.<sup>35</sup> An der Identifizierung konnte sehr bald schon nicht mehr der geringste Zweifel bestehen, da viele der von Pausanias für diesen Bezirk explizit genannten Statuen tatsächlich gefunden wurden bzw. durch ihre einstmais zugehörigen Inschriften nachgewiesen werden konnten.<sup>36</sup>

Im Einklang mit der Textüberlieferung schien für Messene mithin an prominenter Stelle die Existenz einer dem Asklepios geweihten sakralen Heilstätte nachgewiesen. Ein Blick auf den Grundplan des Asklepieion von Pergamon (Abb. 5) galt als eine zusätzliche Bekräftigung: «Es ist schon früh aufgefallen, daß die Anlage in manchem dem Asklepieion von Pergamon sehr ähnlich ist. Dieses besitzt den gleichen großen, von Säulenhallen umgebenen Platz, das an ihn angelehnte Theater, ein Propylon und den Tempel des Asklepios, der [in der hellenistischen Phase] wie in Messene, inmitten des Platzes [lag] und die konventionelle Form griechischer Tempel [hatte].»<sup>37</sup>

Mit dieser auf den ersten Blick über jeden Zweifel erhabenen Feststellung wurde ein zufriedenstellender Schlußstrich gezogen. Darüber hinaus spielte der Befund auch in der immer wieder einmal aufkommenden Diskussion um die Zuverlässigkeit der Angaben des Pausanias eine gewichtige Rolle: «Pausanias wollte Messene so beschreiben, wie die Stadt sich in seinen Tagen dem Besucher darbot. Versucht man, sich ein Urteil über den Wert seines Berichts zu bilden, so ist zunächst zu konstatieren, daß dieser voll von substantiellen Einzelheiten ist und

33 Ein forschungsgeschichtlicher Überblick bei F. Felten, Heiligtümer oder Märkte?, in: AK 26, 1983, 84–105.

34 Paus. 4,31,6.

35 Paus. 4,31,10–12.

36 Der Befund ist zusammenfassend dargestellt bei P. Themelis, *H Ἀρχαία Μεσσήνη* (Athen 1999).

37 Chr. Habicht, Pausanias und seine «Beschreibung Griechenlands» (München 1985) 54.

vielfältig bestätigt wird von den Ergebnissen der Ausgrabung, von den vorhandenen Ruinen, den aufgefundenen Kunstwerken, Inschriften und Münzen. [...] Pausanias' Zuverlässigkeit im Bericht über das, was er sah, ist immer wieder, an vielen Orten, bestätigt worden, und ist auch für Messene eindeutig.»<sup>38</sup>

Die Angaben des Pausanias sind fraglos zutreffend – eindeutig ist sein Bericht freilich nicht, ja, er kann bei oberflächlicher Lektüre sogar in die Irre führen. Wer es nicht bei der formalen Betrachtung der Grundrisse beläßt, sondern die weitergehende Frage nach der Funktion der Gesamtanlage stellt, wird rasch gewahr, daß sie keinerlei Bezug zum praktizierten Heilkult des Asklepios hat.<sup>39</sup> Das vermeintliche Theater im Ostflügel der Anlage erweist sich als Bouleuterion, also als Versammlungsstätte der gewählten Bürgervertreter von Messene. In dem auf der gleichen Seite gelegenen quadratischen Saal tagte die ‹Regionalversammlung› des messenischen Gaues, das *Synedrion*. Der Tempel im Zentrum des Hofes kann mit dem in der bisherigen Diskussion geflissentlich ausgeklammerten Tempel der Stadtgöttin Messene identifiziert werden. Im übrigen unterliegt das gesamte Skulpturen- und Schmuckprogramm der Anlage dem Bestreben, die mythischen und historischen Gestalten zu verherrlichen, denen das wiedererstandene Messenien die glückliche Wendung seines Schicksals verdankte. Zu seinen mythischen Ahnherren zählen die Messenier in herausragender Position auch Asklepios, daraus leitet sich offenkundig die Benennung des Baukomplexes ab. In der heutigen Terminologie würde man eine solche Anlage ‹Haus der Geschichte› nennen, dies freilich in der sinnfälligen Verknüpfung mit den Räumlichkeiten der parlamentarischen Gremien.

Wie verträgt sich diese aus der archäologischen Detailanalyse erwachsene Interpretation mit der in eine ganz andere Richtung weisen den literarischen Überlieferung? Ist die Zuverlässigkeit der Textquelle damit in Frage gestellt oder gar widerlegt? Natürlich nicht, denn die Übereinstimmung zwischen der von Pausanias erwähnten und der durch die Grabung nachgewiesenen Skulpturenausstattung bleibt unangefochtene Realität. Die interdisziplinäre Forschung ist in dieser Situation gehalten, die sichtbar gewordene Diskrepanz als fruchtbaren Ansatz für eine weiterführende Auseinandersetzung mit der möglichen

<sup>38</sup> Habicht a. O. (siehe Anm. 37) 61.

<sup>39</sup> Die nachfolgenden Ausführungen referieren die Ergebnisse der wichtigen Studie von Felten a. O. (siehe Anm. 33).

Intention der Beschreibung des Pausanias zu nutzen. Die Antwort fällt nicht schwer: Pausanias gibt weder eine topographische Beschreibung im Sinne eines Reise- bzw. Stadtführers noch ist ihm an den politischen und gesellschaftlichen Strukturen Messenes gelegen. Er durchmustert das Stadtgebiet Messenes ausschließlich unter dem engen Blickwinkel der hier zu bewundernden Skulpturen und Bildwerke. Seine Darstellung wendet sich in dieser Passage der ‹Beschreibung Griechenlands› einmal ausschließlich an Kunstreiter. Archäologen, insbesondere die Ausgräber unter ihnen, betrachten die Schriftquellen in der Regel zu einseitig als vorgegebenen Leitfaden. Sie erkennen dabei, daß sie im Gegenzug mit Hilfe der Grabungsbefunde einen Beitrag zur Erhellung des Charakters antiker Schriftzeugnisse und zum besseren Verständnis der Intention und Arbeitsweise antiker Autoren zu leisten vermögen.

Zu den tagtäglichen Herausforderungen eines Ausgräbers gehört es, im ergrabenen Erdreich Verfärbungen und Änderungen der Konsistenz zu erkennen, zu dokumentieren und aus der Abfolge der solchermaßen definierten Schichten, der *Stratigraphie*, Schlußfolgerungen zu ziehen. Gelingt dies, lassen sich zum Beispiel im Kontext von Gebäuden wichtige Erkenntnisse zur Baugeschichte von der Bauausführung über die Nutzung bis zur Aufgabe ableiten. Geradezu formelhaft kehren in dem stratigraphischen System bestimmte Befunde wieder: seitliche Anschrüttungen an die Fundamente, ausplanierter Bauschutt etwa im Bereich des Bodenniveaus, Spuren des langsamem Verfalls – zum Beispiel zerlaufene Lehmziegel – oder der gewaltsamen Zerstörung – zum Beispiel umgestürzte Mauern als Folge eines Erdbebens.

Als verfängliche Grabungsbefunde erweisen sich dabei immer wieder die Schichten, die stark mit Asche durchsetzt sind. In einem stratigraphischen Kontext steht Asche, gleichgesetzt mit Feuer, geradezu als Synonym für eine Katastrophe. Allein dies ist nicht selten ein voreiliger Schluß, denn Rückstände von Feuer bilden sich im Zusammenhang mit Essenszubereitung ebenso wie bei der Befeuerung von Öfen und Heizsystemen. Darüber hinaus wußte man aber auch um die positive Wirkung von Asche bei der Präparierung von Baugrund in Feuchtgebieten.<sup>40</sup> Natürlich lassen sich viele Ascheschichten überzeugend mit historisch bezeugten Brandschatzungen in Verbindung bringen. Eingebettet in eine dichte Indizienkette, wurden zum Beispiel Brandspuren

<sup>40</sup> Vgl. dazu U. Sinn, Der sog. Tempel D im Heraion von Samos II: Ein archäologischer Befund aus der nachpolykratischen Zeit mit einem Exkurs zum griechischen Bauopfer, in: MDAI(A) 100, 1985, 129–158.

in zahlreichen athenischen Bauten auf die für das Jahr 267 n.Chr. bezeugte Heimsuchung der Stadt durch die germanischen Heruler zurückgeführt: Der Zeitpunkt ist durch Münz- und Keramikfunde zweifelsfrei bestimmt, die Umstände der Zerstörung spiegeln sich in so unzweideutigen Befunden wie dem demolierten Hausinventar.<sup>41</sup>

Dem stehen aber Interpretationen gegenüber, bei denen die Ausgräber der ‹Sogwirkung› einer Schriftquelle regelrecht verfallen sind. Vor dem Hintergrund des für Athen nachgewiesenen Überfalls durch die Heruler und unter Berufung auf eine Nachricht, die von weiteren Plünderungen «in ganz Achaia» berichtet,<sup>42</sup> wurden die Heruler mancherorts als Brandstifter namhaft gemacht, selbst wenn die entsprechenden Schichten Keramik und Münzen aus deutlich früheren Epochen enthielten.<sup>43</sup> All diese Interpretationen standen im Einklang mit der vorherrschenden Lehrmeinung; diese beruhte freilich auf einem allzu leichtgläubigen Umgang mit den einschlägigen mittelalterlichen (!) Schriftquellen.<sup>44</sup> Der Grundsatz, daß jeder aus der Antike überlieferte Text vor seiner argumentativen Inanspruchnahme quellenkritisch zu prüfen ist, findet bei Archäologen nicht immer Beachtung.

## \*

Wenden wir uns abschließend der aktuellen Troiaproblematik zu. Im Rahmen dieses Beitrags soll die Frage nach der Solidität der von den Ausgräbern vorgelegten archäologischen Befunde zur Gestalt der Stadt

<sup>41</sup> H. A. Thompson, Excavations in the Agora, in: *Hesperia* 18, 1949, 217f. mit Taf. 40, 1; 41, 1; 43.

<sup>42</sup> Zum Einfall in Athen: Dexippus frg. 21; Hist. Aug. Gall. 13, 8; Zosimos I 39, 1; Synkellos p. 717; Cedrenios I p. 454; Zonaras XII 26. – Zu den weiteren Verwüstungen: Hist. Aug. Gall. 13, 8; Amm. 31, 5, 17.

<sup>43</sup> Westhalle im Kabirion von Theben: zur Stratigraphie der Zerstörungsschicht s. W. Heyder, Die Westhalle, in: W. Heyder / A. Mallwitz, Die Bauten im Kabirenheiligtum bei Theben (Berlin 1978) 43: «Die Halle scheint durch Brand zerstört worden zu sein, der sich in der ziemlich starken Aschenschicht über dem alten Fußboden feststellen lässt. In ihr lagen auch Scherben römischer Gebrauchskeramik des 2. Jahrhunderts n. Chr. als jüngste Funde. (mit Verweis auf U. Heimberg, Die Keramik des Kabirions [Berlin 1882] 116–125), doch möchte man die Zerstörung eher den Herulern zuschreiben.» Weitere Beispiele bei U. Sinn, «Ο Νέποντας καὶ οἱ Ἐρουλοί», in: A. D. Rizakis (Hg.), Achaia und Elis. Akten des 1. Internationalen Symposiums Athen, 19.–21. Mai 1989 (Athen 1991) 365–371.

<sup>44</sup> Zur Quellenkritik siehe die Beiträge von Th. Völling und M. Miller, in: U. Sinn (Hg.), Olympia in der Kaiserzeit und Spätantike. Frühbyzantinische Siedlung, Kirche und Festung. OF 31 (in Druckvorbereitung).

um 1200 v. Chr. nicht erörtert werden.<sup>45</sup> Ja, gehen wir einmal davon aus, Mauer, Graben und Tore, die dichte Innenbebauung und der Ruinenzustand in der Spanne zwischen ca. 1000 und 700 v. Chr. wären tatsächlich durch die jüngsten Grabungen nachgewiesen – böte all dies stichhaltige Verknüpfungspunkte mit den Aussagen im Text der homerischen Epen? Manfred Korfmann und Joachim Latacz resümieren: «Man kann heute feststellen, daß alle derzeit für die Archäologie auswertbaren topografischen Angaben Homers in etwa [sic!] zu treffen.»<sup>46</sup> Die zuvor besprochene kleine Auswahl methodologischer Schwächen und Fehlleistungen bei der Zusammenführung archäologischer Befunde mit Aussagen in der schriftlichen Überlieferung dürfte gezeigt haben, daß eine nur «in etwa» konstatierte Übereinstimmung kaum eine tragfähige Grundlage bilden kann.

Das eigentliche Befremden geht freilich von der Tatsache aus, daß die aktuelle Kooperation eines Archäologen mit einem Philologen den Ertrag eines vor gut vierzig Jahren aufgenommenen, sehr erfolgreichen Projektes zur Homerforschung außer Betracht läßt. In den frühen 60er Jahren des zurückliegenden Jahrhunderts arbeitete der Gräzist Bruno Snell an seinem *Lexikon des frühgriechischen Epos*. Für ihn war die «Mitarbeit von Archäologen an der Erforschung des frühgriechischen Epos und seines Umfeldes, von Gesellschaft und Kultur im weitesten Sinne, Geschichte und Geographie» eine Selbstverständlichkeit. So wurde er zum Initiator der Reihe *Archaeologia Homerica. Die Denkmäler und das frühgriechische Epos*.<sup>47</sup> Ein internationales Autorenteam hat archäologische Zeugnisse zu allen wesentlichen in den homerischen Epen angesprochenen Themenfeldern analysiert: Totenkult und Baukunst, Fischfang und Landwirtschaft, Seewesen und Handel, Bergbau und Handwerk, Schmuck und Kunst, Küchenwesen und Medizin, Götterkult und Kriegswesen – um nur einige der systematisch behandelten Aspekte zu nennen. Aus den Untersuchungen resultiert ein differenziertes Bild von der durch das Epos gespiegelten Zeit. Manche der von Homer geschilderten Gepflogenheiten mußten zur Entstehungs-

<sup>45</sup> Siehe dazu die archäologisch fundierte Darstellung von D. Hertel, *Troia. Archäologie, Geschichte, Mythos* (München 2001); ders., *Die Mauern von Troia. Mythos und Geschichte im antiken Ilion* (München 2003).

<sup>46</sup> M. Korfmann, *Wilusa/(W)Ilios ca. 1200 v. Chr. – ca. 700 v. Chr.*, in: *Troia – Traum und Wirklichkeit, Begleitband zur Ausstellung*. Stuttgart 2001, 75. Vgl. auch J. Latacz, *Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels* (München/Berlin 2002) 169–172.

<sup>47</sup> Siehe dazu H.-G. Buchholz, *ArchHom II*, Seite XIII.

zeit der Epen im ausgehenden 8. Jh. v. Chr. als alttümlich aufgefaßt werden.<sup>48</sup> Die ‹heroische Vorzeit› klang in den Epen also ganz sicher auch an. Diese Reminiszenzen an die Vergangenheit wurden jedoch überlagert von der Masse der zeitgenössischen Anspielungen: Beim Lesen bzw. Hören der *Ilias* und der *Odyssee* sahen sich die Zeitgenossen des Homer mit ihrer eigenen Alltagswelt konfrontiert.<sup>49</sup> Dies trifft insbesondere auf so essentielle Dinge wie Glaubensvorstellungen<sup>50</sup> und Totenkult<sup>51</sup> oder Hausbau<sup>52</sup> und Mobiliar<sup>53</sup> zu.

Das Ergebnis dieser Sichtung, das im übrigen konform geht mit Erkenntnissen der philologischen und althistorischen Forschung,<sup>54</sup> ist mit dem von Korfmann und Latacz vorgelegten Modell der Intention und Arbeitsweise des Homer nicht vereinbar: Wie hätte es Homer gelingen können, seine Leser bzw. Hörer möglichst nah und authen-

<sup>48</sup> Siehe z. B. S. Laser, Medizin und Körperpflege. ArchHom III, Seite S 172; J. Wiesner, Fahren und Reiten, ArchHom I, Seite F 136: «Die epischen Aussagen zum Thema ‹Fahren und Reiten› weisen [...] in das Zeitalter vor dem entscheidenden Übergang vom Wagenkämpfer zum Reiterkrieger, der spätestens vor der Wende vom achten zum siebten Jahrhundert erfolgte.»

<sup>49</sup> Siehe dazu W. Kullmann, Realität, Imagination und Theorie. Kleine Schriften zu Epos und Tragödie in der Antike (Stuttgart 2002).

<sup>50</sup> E. Townsend Vermeule, Götterkult, ArchHom III, S. V 171: «Im Hintergrund schweben Glaubensvorstellungen, [die] als charakteristisch für die Zeit [des Homer] angesehen werden können.»

<sup>51</sup> M. Andronikos, Totenkult, ArchHom III, S. 135: «Die Ergebnisse der archäologischen Forschung [...] führen meines Erachtens zu dem Schluß, daß der uns aus den Epen bekannte Totenkult sich von dem der geometrischen Zeit nicht, von dem mykenischen dagegen sehr wesentlich unterscheidet. Mit anderen Worten hat Homer [...] bei der Beschreibung von Bestattungen Elemente verwendet, die ihm aus eigener Erfahrung bekannt waren.»

<sup>52</sup> H. Drerup, Griechische Baukunst in homerischer Zeit, ArchHom III, S. O 129: «Das Haus des Odysseus hat mehr als alles andere die archäologisch interessierende Homerforschung beschäftigt. [...] Das Zentrum des Odysseushauses ist zeitgenössische Wirklichkeit [des Homer].» Zum homerischen Hausbau siehe auch H. Philipp, XAAKEOI TOIXOI – Eherne Wände, in: AA 1994, 489–498.

<sup>53</sup> S. Laser, Haustrat, ArchHom III, S. P 77: «Nichts nötigte dazu, sich die im Epos gemeinten Gebrauchsmöbel wesentlich anders vorzustellen, als die für die homerische Zeit aus den Monumenten ermittelten.» Dies gilt insbesondere auch für die phönizische ‹Möbelmode› der homerischen Zeit: a. O. 78–81.

<sup>54</sup> H. Strasburger, Homer und die Geschichtsschreibung (Heidelberg 1972); Chr. Ulf, Die homerische Gesellschaft. Materialien zur analytischen Beschreibung und historischen Lokalisierung (München 1990); J. Cobet/H.-J. Gehrke, Warum um Troia immer wieder streiten?, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 53, 2002, 305–310.

tisch an die etwa 450 Jahre zurückliegende Zeit des heldenhaften Kampfes vor Troia heranzuführen, wenn er ihnen nach Ausweis der archäologischen Zeugnisse ständig das ihnen vertraute Ambiente ihrer eigenen Zeit vor Augen führt? Die aus der *Archaeologia Homerica* erwachsene dichte Indizienkette steht gegen die auf umstrittenen Befunden<sup>55</sup> basierende Aussage, «daß alle derzeit für die Archäologie auswertbaren topografischen Angaben Homers *in etwa* zutreffen». Der in der *Archaeologia Homerica* dokumentierte Forschungsstand hat Anspruch darauf, diskutiert zu werden. Insofern möchte man wünschen, daß das Statement «Die neue Troia-Forschung wird gut daran tun, in Zukunft nicht mehr hinzuhören. Mag der Zweiflerzirkel künftig in sich kreisen.»<sup>56</sup> nicht das letzte Wort in dieser für die interdisziplinäre Altersforschung methodologisch so wichtigen Angelegenheit ist.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1a: U. Sinn

Abb. 1b: Deutsches Archäologisches Institut Athen

Abb. 2: Deutsches Archäologisches Institut Athen

Abb. 3: Nach ABSA 13, 1906/07, 143 Fig. 1

Abb. 4: Nach P. Themelis, Ancient Messene. Site and Monuments (1998) S. 16

Abb. 5: Nach W. Radt, Pergamon (1999) S. 229 Abb. 175

55 Vgl. dazu die Beiträge von D. Hertel und M. Kolb in diesem Band.

56 J. Latacz, FAZ vom 22. Februar 2002, Seite 49.

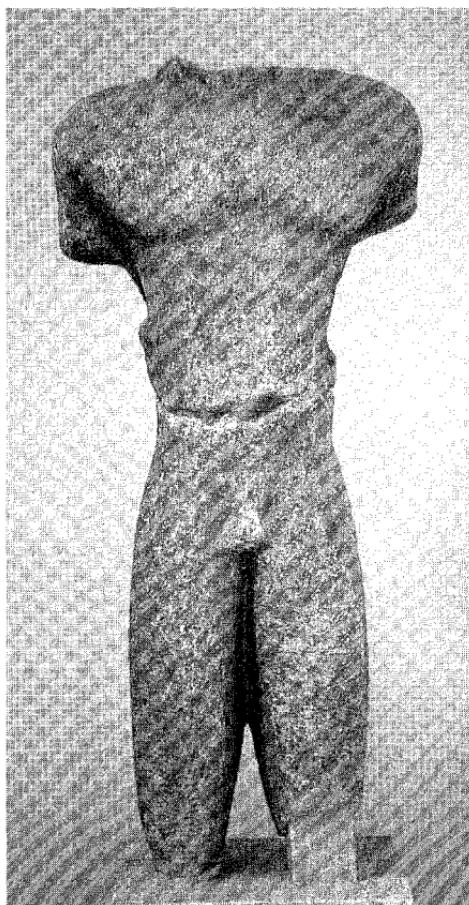


Abb. 1a:  
Marmorstatue aus Phigalia,  
6. Jh. v. Chr.  
Olympia,  
Archäologisches Museum Inv. A 257.

Abb. 1b:  
Wie Abb. 1a.  
Ansicht der rechten Seite  
mit den Ansatzspuren  
des angewinkelt an der Hüfte  
anliegenden Unterarmes.

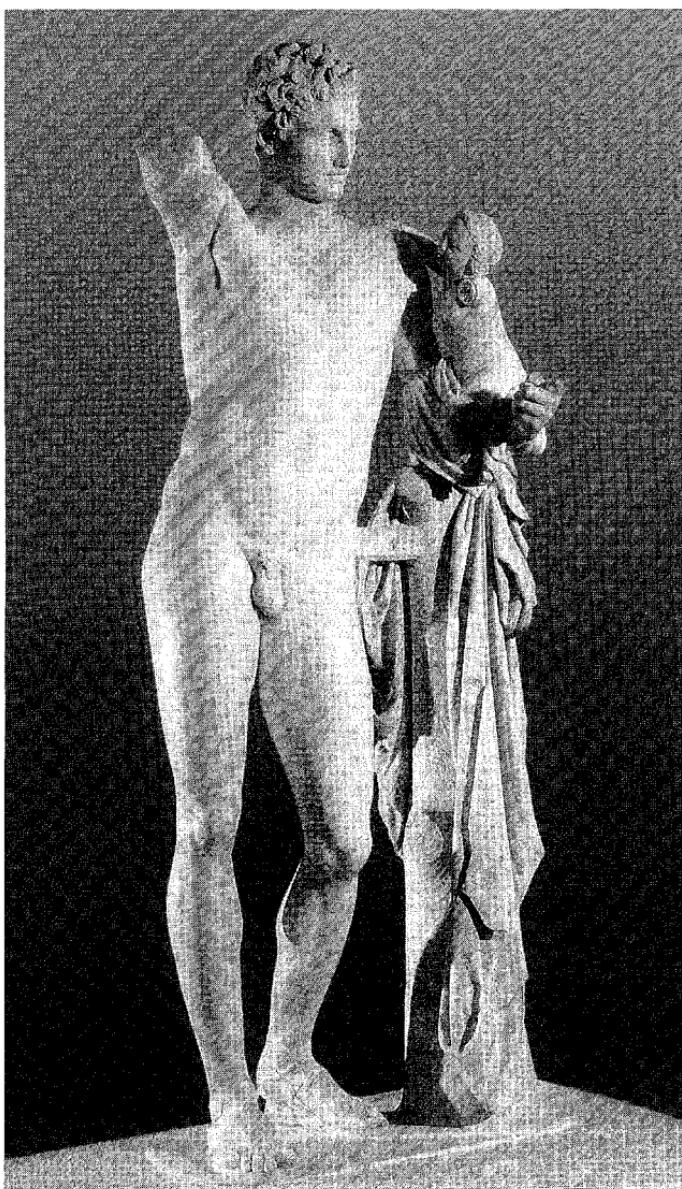


Abb. 2:

Marmorstaue des Hermes mit dem Dionysoskind («Hermes des Praxiteles»), aus dem Heratempel in Olympia.  
Olympia, Archäologisches Museum.

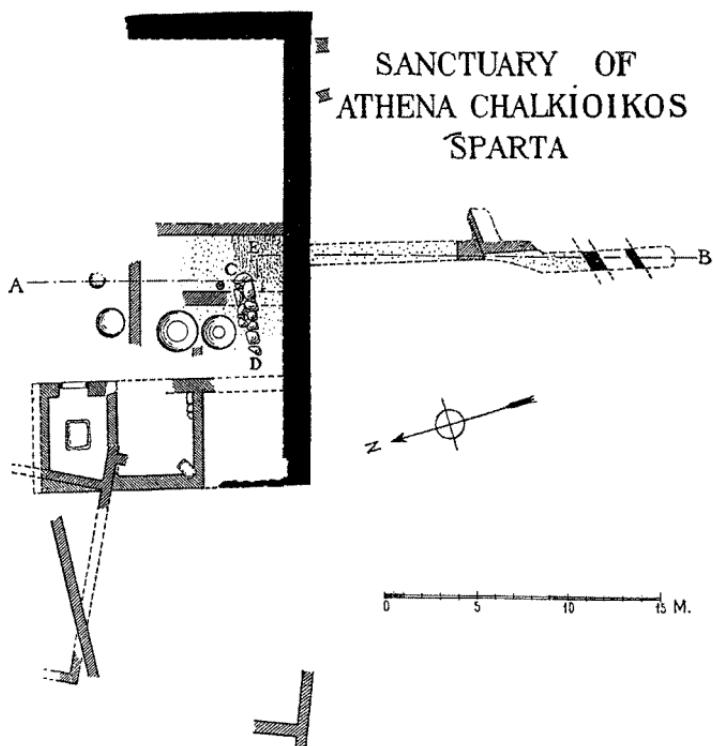


Abb. 3:  
Fundamentreste auf der Akropolis von Sparta.  
Schwarz = dem Tempel der Athena Chalkioikos  
zugeschriebene Mauerzüge.

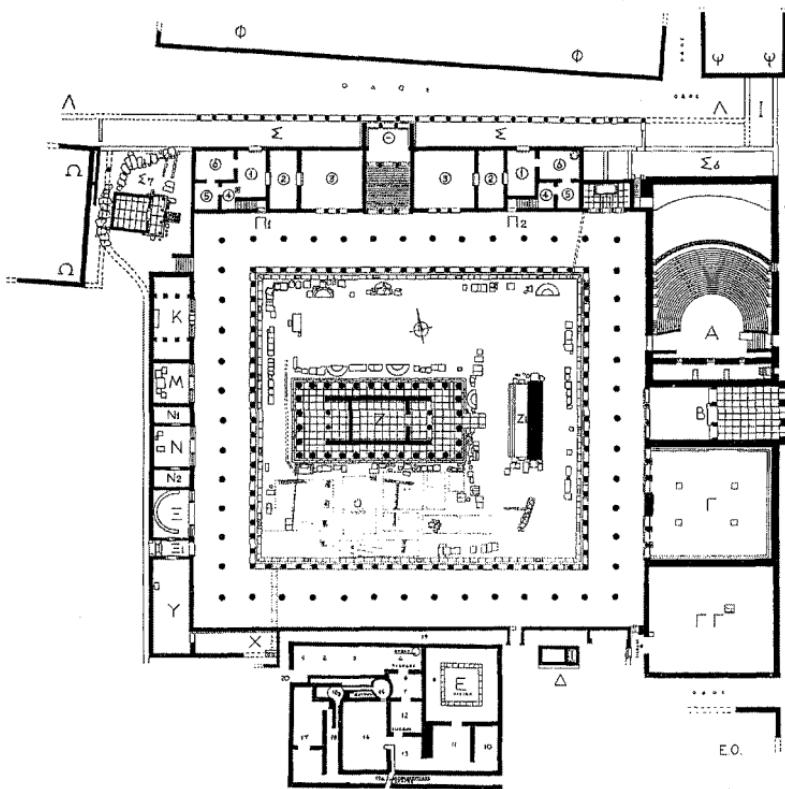


Abb. 4:  
Messene, Staatsmarkt («Asklepieion»)

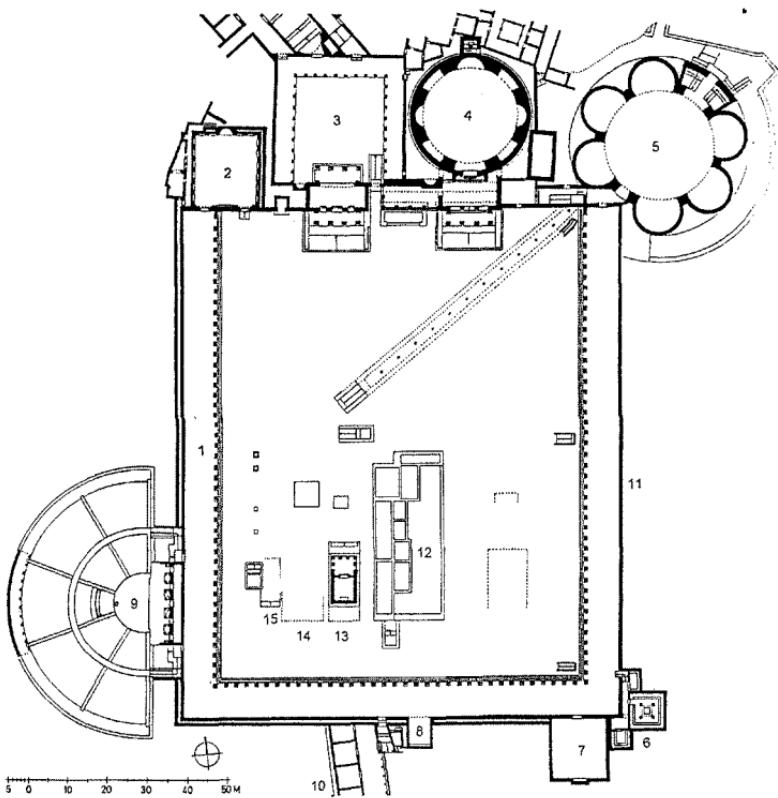


Abb. 5:  
Pergamon, Heiligtum des Asklepios

# Was ist Vergangenheit? oder: Die ‹Entstehung› von Vergangenheit

HANS-JOACHIM GEHRKE

Die in der Überschrift gestellte Frage zu beantworten: Nichts leichter als das – könnte man sagen und zur Tagesordnung geschichtswissenschaftlicher Geschäftigkeit übergehen. Denn, auf den ersten Blick besehen, ist die Vergangenheit doch Gegenstand dieser Geschäftigkeit, nämlich der Tätigkeit des Historikers. Und der muß doch wissen, worum es geht. Schaut man allerdings genauer hin, erweist sich die Antwort als nicht ganz so einfach, im Gegenteil. Die Frage steht immer wieder im Zentrum geschichtstheoretischer und methodologischer Überlegungen und Debatten. Daß es mit Rankes «wie es eigentlich gewesen»<sup>1</sup> nicht getan ist, demonstrierte bereits die erste wirklich grundlegende Konzeption von «Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte», Droysens «Historik».<sup>2</sup> Seitdem hat diese Diskussion die Entwicklung der Geschichtswissenschaft begleitet, auch wenn deren Vertreter sie oft nicht zur Kenntnis genommen haben; man denke etwa an die großen Auseinandersetzungen im Spannungsfeld von Kulturgeschichte und Historismus um 1900 und die – vor allem aus neukantianischer Sicht vorgetragenen – Bemühungen um eine spezifische methodologische Fundierung der historischen Geisteswissenschaften.<sup>3</sup> Durch den sogenannten «linguistic turn» und die vom Poststrukturalismus geprägte Auseinandersetzung, in der auch die Grenzen zwischen Faktizität und Fiktionalität aufgehoben scheinen, hat die säkulare Debatte in unseren Tagen eine besondere Zuspitzung erfahren.<sup>4</sup>

1 Ranke 1874, S. VII.

2 Droysen 1971, 1977.

3 Zum sog. Lamprecht-Streit s. Schorn-Schütte 1984; Raphael 1990; Daniel 2002, 209ff., zu den Implikationen des Neukantianismus (bes. W. Windelband und H. Rickert) s. Iggers 1971, 175ff., 192ff.

4 Zum Poststrukturalismus s. bes. den pointierten und informativen Überblick bei Daniel 2002, 120ff., vgl. ferner bes. White 1973, 1987; zur Kritik von geschichtswissenschaftlicher Seite s. etwa Evans 1997; Oexle 2000.

Es ist hier nicht der Platz für eingehende geschichtstheoretische Erörterungen.<sup>5</sup> Mir geht es lediglich darum zu zeigen, wie sich die aktuelle Rede über die Vergangenheit auf die Interpretation der homerischen Epen, besonders der Ilias, und auf die Debatte um Troia und den troianischen Krieg auswirkt. Genauer gesagt, möchte ich danach fragen, inwiefern das, was sich nach gegenwärtigem Stand über Vergangenheit aussagen lässt, auf die frühe griechische Epik, ihren Gegenstand und ihre Rezeption ein neues Licht wirft. Das soll in zwei Schritten geschehen: in einer allgemeinen Erörterung der Formen und Modi des Umgangs mit Vergangenheit (I.) sowie in dem Versuch, diese Erörterung am Beispiel der homerischen Epen zu konkretisieren (II.).

I.

Vergangenheit ist immer relational, und zwar auf zwei Ebenen: Als Zeitbegriff ist sie Teil eines Kontinuums, das von ihr ausgeht und über die Gegenwart in die Zukunft läuft, und sie ist schon von daher auf einen gegenwärtigen bzw. zukünftigen Zustand bezogen. Als historische Vergangenheit ist sie besonders mit der Gegenwart verknüpft. Eine Gegenwart, genauer: eine in der Gegenwart real existierende Gruppe, Gemeinschaft, Gesellschaft versichert sich zwecks grundlegender Orientierung ihrer Vergangenheit und gewinnt damit auch Perspektiven für die Zukunft.<sup>6</sup> Gerade der zweite Aspekt findet in der aktuellen Diskussion besondere Aufmerksamkeit. Es ist immer klarer geworden, wie relevant die Vergangenheit für die Gegenwart, für die in ihrer jeweiligen Gegenwart agierenden und sich formierenden oder konservierenden sozialen Formationen ist. Diesen Sachverhalt hat

5 Zur Orientierung s. vor allem Faber 1972; Lorenz 1997; Gehrke 2000; Rüsen 2001; Daniel 2002. Meine eigene Position ist – wenn auch eingeständnermaßen fragmentarisch – in einigen derzeit teilweise noch im Druck befindlichen Arbeiten vorgelegt: Geschichtswissenschaft in kulturwissenschaftlicher Perspektive, in: K. E. Müller (Hg.), Phänomen Kultur. Perspektiven und Aufgaben der Kulturwissenschaften, Bielefeld 2003, 49ff.; Anthropologie menschlicher Gemeinschaften – zwischen Kultur und Natur, in: DFG-Perspektiven der Forschung und ihrer Förderung, Weinheim 2002, 175ff.; Dokument und Gattung, oder: Die Wirklichkeit im Lichte historischer Quellen, erscheint in: W. B. Berg u.a. (Hg.), Fliegende Bilder, fliehende Texte; Was heißt und zu welchem Ende studiert man intentionale Geschichte? Marathon und Troja als fundierende Mythen, erscheint in: G. Melville (Hg.), Konstruktion und Kontinuität. Erfahrung und Erinnerung, Identität und Institutionalität.

6 Hierzu s. vor allem Rüsen 1982.

schon vor geraumer Zeit Maurice Halbwachs in dem Begriff der «mémoire collective» eingefangen,<sup>7</sup> den Aleida und Jan Assmann zum Konzept des «kulturellen Gedächtnisses» verfeinert haben.<sup>8</sup>

Die Relationalität der Vergangenheit wird hiermit präzisiert: Das Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart ist immer eine wechselseitige Beziehung zwischen dem Subjekt und dem Objekt der Erinnerung. Das Präteritum existiert nicht als unabhängige Größe, sondern nur in bezug auf die es erinnernde Gemeinschaft. Genau diese Verbindung schien in der modernen forschenden Geschichtswissenschaft mit ihrem Faktizitäts- und Objektivitätsanspruch aufgehoben zu sein. Das historistische Credo, jede Epoche sei «unmittelbar zu Gott»,<sup>9</sup> löste gerade diese Verflechtung auf. Die Geschichte wurde zu einer objektivierten und beziehungslosen Vergangenheit. Eine Kluft zwischen Geschichte als Gegenstand von Erinnerung und als Gegenstand von Erforschung hatte sich aufgetan. In diesem Sinne konnte man vom «Verlust der Geschichte» sprechen.<sup>10</sup>

Man hat aber längst erkannt, daß die Sache so leicht nicht aufgeht, im Gegenteil: Gerade die gegenwärtige Betonung der kollektiven Erinnerung und des kulturellen Gedächtnisses, ja auch die massive Herausforderung durch Poststrukturalismus und Postmoderne haben den Sinn für die erwähnte Relationalität deutlich geschärft, nicht nur im Blick auf vormoderne Gesellschaften und ihre – oft als Mythen klassifizierten – Vergangenheitsvorstellungen, sondern auch im Bereich der aktuellen Geschichtswissenschaft. Formen der Erinnerungspflege und der «remembrance» sind gerade einer ihrer zentralen Gegenstände geworden, und der Beitrag der wissenschaftlichen Geschichtsforschung in diesem Rahmen wurde thematisiert. Man denke etwa an Pierre Noras Projekt der «lieux de mémoire», das mittlerweile in verschiedenen europäischen Ländern Nachahmung gefunden hat.<sup>11</sup> Es ist schon von daher sinnvoll, die Grenze zwischen geschichtswissenschaftlicher Rekonstruktion und traditionellen Vergangenheitsvorstellungen nicht allzu strikt zu ziehen, sondern sie – gerade im Hinblick auf die Relationalität – zusammenzusehen. Ich habe für dieses Verständnis von Vergangenheit den Begriff «intentionale Geschichte» vorgeschlagen.<sup>12</sup>

7 Halbwachs 1997.

8 J. Assmann 1992; A. Assmann 1999.

9 Ranke 1971, 59f.

10 Heuß 1959.

11 Nora 1986ff.; François/Schulze 2001 (weitere Hinweise dort I 674 A. 23; vergleichbare Projekte in Italien, den Niederlanden, Dänemark und Österreich).

12 Gehrke 1994, 247.

Mit ihr wird die erwähnte Differenz zwischen den Vergangenheitsvorstellungen nicht kategorial gefaßt, sondern auf die spezifischen Modi und Methoden der Erinnerungspflege bezogen.

Angesichts der Beziehung von Vergangenheit und sozialer Gruppe läßt sich die oben gemachte Feststellung, daß es eine Vergangenheit – in historischem Sinne – ohne die Gruppe (als Träger) nicht gibt, auch umkehren: Es gibt keine Gruppe ohne Vergangenheit, jedenfalls sofern diese Gruppe das wesentliche Merkmal kollektiver Identität erfüllen will, nämlich auch über die jeweilige Lebenszeit der ihr angehörenden Individuen hinaus Bestand zu haben. Dann existiert sie nur weiter durch Erinnerungspflege. Wie soll sie sonst bestehen, wenn Generation auf Generation verstirbt und ihre subjektiven Erinnerungen mitnimmt? Auf der Alltagsebene (man kann hier, mit Jan Assmann, vom kommunikativen Gedächtnis sprechen) umgreift die Erinnerung, schon biologisch bedingt, nur drei Generationen, wie auch die oral-history-Forschung bestätigt hat.<sup>13</sup> Soll eine Gemeinschaft oder Gesellschaft, eine Gruppe oder ein Verband entstehen und bestehen, muß er an seiner Vergangenheit arbeiten, sie kultivieren, eben ein kulturelles Gedächtnis entwickeln, bewahren und fortschreiben. Dann ist die soziale Einheit wie der Fluß Heraklits, welcher sehr wohl derselbe bleibt, auch wenn sich das Wasser in ihm beständig erneuert. In diesem Zusammenhang hat die Vergangenheit eine spezifische Funktion: Sie ist relevant, ja ausschlaggebend für die Identität.

Dieser Sachverhalt hat aber ganz erhebliche Konsequenzen. Denn anders als bei dem erwähnten Fluß ist das ‹Bett› der Erinnerung nicht physisch vorgeprägt und nicht im wesentlichen unverändert. Ihr Bett machen sich die Gemeinschaften selber. Gerade die für die Identität relevanten Vorstellungen von Vergangenheit im Sinne einer intentionalen Geschichte sind nicht so sehr Bewahrung von Gegebenem, sondern im wesentlichen Schöpfungen und Stiftungen, mindestens Überhöhungen und Übertreibungen, mithin Konstrukte.

Damit wird die Beziehung zwischen Vergangenheit und Gemeinschaft in einer spezifischen Weise direkt. Die Mechanismen der kollektiven Identitätsbildung sind in der aktuellen Forschung erhellt worden.<sup>14</sup> Bei ihnen spielen Wahrnehmungen und Zuschreibungen,

<sup>13</sup> Siehe bes. Vansina 1985.

<sup>14</sup> Ich kann hier besonders von der Arbeit des Freiburger Sonderforschungsbereiches «Identitäten und Alteritäten» profitieren; vgl. zusammenfassend Gehrke 2000 b; ders., Leitbilder: Identität versus Alterität, in: E. Wirbelauer (Hg.), Antike. Oldenbourg Geschichte Lehrbuch (im Druck).

Auffassen und Verstehen, Deutungen und Bewertungen eine entscheidende Rolle: Abstrakt gesehen, steht am Anfang kollektiver Identitätsbildung die Wahrnehmung von Übereinstimmung und Differenz. Diese kann auf ganz einfache Beobachtungen optischer und akustischer Natur zurückgehen. Jemand sieht gleich bzw. ähnlich oder anders aus (Hautfarbe, Haarfarbe, Tracht usw.), oder er spricht in ähnlicher oder unterschiedlicher Weise, verständlich, partiell verständlich oder unverständlich. Hinzu kommen komplexere Gemeinsamkeiten oder Verschiedenartigkeiten, etwa in Sitten und Praktiken, Normen und Vorstellungen usw.

Für die Formierung und Konservierung kollektiver Einheiten ist nun entscheidend, daß solche Wahrnehmungen klassifiziert und bewertet werden. Gerade damit bildet sich Identität heraus. Die Spannung dabei reicht von schrankenloser Bewunderung des/der anderen bis hin zur radikalen Abgrenzung von ihm/ihnen. Die Gruppenbildung kann also dazu führen, daß man die andere Lebensweise übernimmt, sich also assimiliert. Dann können zum Teil sehr große Verbände entstehen, die um ursprünglich kleinere Gruppen herum wachsen, wie etwa die historische Ethnizitätsforschung gezeigt hat.<sup>15</sup> Auf der anderen Seite kann es zu massiver Eigenbehauptung in scharfer Ab- und Ausgrenzung gegenüber dem/den anderen als den schlechthin Fremden, ja Unheimlichen gehen. Solche Mechanismen lassen sich ebenfalls empirisch belegen, in Ethnologie und Geschichtswissenschaft, von primordialen Pflanzergesellschaften bis hin zu modernen Nationen.<sup>16</sup>

Die Elemente kollektiver Identität spiegeln sich nun auch im *imaginaire* der jeweiligen Gesellschaften wider. Dies macht sich auch und gerade in den Vergangenheitsvorstellungen bemerkbar. Die Relationalität von kultureller Erinnerung und sozialer Identität prägt sich hier in besonderer Weise aus. Die Bilder, die man sich von seiner eigenen Geschichte (auch im Verhältnis zu den jeweils anderen) macht, sind zwingend auf die Selbst- und Fremdbilder der Gemeinschaft bezogen. Gerade wenn diese über die Zeiten hinweg Bestand haben soll – also über Identität verfügt –, muß sie auch in der Vergangenheit dasselbe oder doch ein ähnliches, den Wiedererkennungseffekt gewährleistendes Bild abgeben – nur das garantiert die Identität. Nur auf diese Weise läßt sich auch von den längst Verstorbenen als vom «Wir» sprechen.

<sup>15</sup> Grundlegend Wenskus 1961; zur griechischen Ethnizität s. jetzt den Sammelband Malkin 2001.

<sup>16</sup> Müller 1987, 2000; Anderson 1983; Smith 1986; Hobsbawm 1990; Berding 1994, vgl. auch Anm. 18.

Die Bilder vom Selbst und vom anderen sind aber nicht nur für Vergangenheit und Gegenwart im wesentlichen deckungsgleich. Die Vergangenheit hat für die kollektive Identität sogar noch eine viel wichtigere Bedeutung. Sie garantiert nämlich die diachrone, generationsübergreifende Existenz der sozialen Einheit, für die sie unerlässlich ist, auf eine ganz spezifische Weise. Mag die Identität mit den ihr zugehörigen Bildern von Vergangenheit und Gegenwart auch konstruiert sein, sie wird gerade so nicht wahrgenommen. Im Gegenteil erscheint sie als etwas Gegebenes, etwas immer schon Dagewesenes, ja geradezu physisch Bedingtes. Im Selbstverständnis – nicht im analytischen Blick des Ethnologen, Historikers oder Soziologen, der allerdings nur in seltenen Fällen die Umstände solcher Konstruktionen aufdecken kann – handelt es sich um eine feste, objektive Größe. Was hier geschieht, haben die Soziologen Peter L. Berger und Thomas Luckmann als «Verdinglichung» bezeichnet.<sup>17</sup> Ein im Kern imaginierter bzw. konstruierter Sachverhalt erhält eben den Charakter des tatsächlich Gegebenen. Er wird dergestalt nicht nur objektiviert, sondern auch hypostasiert und essenziellisiert. Im Falle der kollektiven Einheiten mit ihren jeweiligen ‹Geschichten› kommt dies vor allem in der Rede von den Vorfahren zum Ausdruck. Sie «verdinglicht» die Konstruktion, indem sie physisch-biologische Identität beansprucht, wie das ja etwa in dem Begriff «Stamm» zum Ausdruck kommt. Dabei ist es vollkommen gleichgültig, wie groß die Gruppe ist und ob eine solche im genetischen Sinne wirklich besteht. Eine imaginierte, aber als solche ‹geglaubte› Verwandtschaft ist ebenso ‹dinglich› wie eine reale; ja angesichts von biologistischen Konzepten, die derzeit wieder an Verbreitung gewinnen, darf man wohl sogar behaupten, daß diese letztlich kulturell geprägte Vorstellung von Vergangenheit für Orientierung und Verhalten wichtiger ist als eine genetische.

Mit Vorfahren zu operieren gibt aber nicht allein der sozialen Einheit den diachronen Bestand, die Identität über Zeiten und Generationen hinweg, ein anscheinend physisches Flussbett. Es bietet auch noch andere Vorteile. Indem man sich auf diese Weise weit in die Vergangenheit zurückverlagert, gewinnt man zunächst das Prestige hohen Alters, was besonders in traditionalen Gesellschaften ein wirkungsmächtiger Faktor ist. Vor allem lassen sich auch Rechtsansprüche, etwa auf Land, überzeugend vertreten: Man hat schon immer da gewohnt oder ein menschenleeres Gebiet besiedelt oder sich durch Sieg über andere ein –

<sup>17</sup> Berger/Luckmann 1980, bes. 94ff. 185f. 199.

wenn auch martialisches – Recht erworben oder man ist lediglich in alte Wohnsitze zurückgewandert oder hat ein von einer höheren Instanz zugesagtes Land in Besitz genommen usw. Auch politische Beziehungen und Verpflichtungen lassen sich mit dem Rückgriff auf Verwandtschaft oder Freundschaft unter den Vorfahren im höheren Sinne legitimieren. Und all dies kann das Verhalten durchaus prägen, da man ja glaubt, es handele sich um echte, reale, feste Sachverhalte. Insbesondere der Rückgriff auf möglichst alte, ja primordiale Gruppen ist in der kollektiven Identitätsbildung zahlreich empirisch belegt: in den Gründungsmythen und Wanderungsgeschichten griechischer Poleis und Stämme, in der Traditionspflege mittelalterlicher *gentes* und Völker bis hin zu den modernen Nationen.<sup>18</sup> Im Moment zeigt auch die Herausbildung einer europäischen Identität ähnliche Züge, nicht unbedingt in einer biologisierenden Stammesgeschichte, aber doch in dem Operieren mit einer Schicksalsgemeinschaft und im Rückgriff auf das Erbe in der Antike und dessen Revitalisierung in der Renaissance.<sup>19</sup>

Bei aller Substantialisierung bleibt aber der Sachverhalt der ursprünglichen Konstruktion bestehen. Das bedeutet: Wir müssen nicht nur nach Ort und Umständen des Konstruierens fragen, sondern auch danach suchen, wie diese Substantialisierung zustande kommt. Genau dort entsteht nämlich Vergangenheit. Unser Blick muß sich also nicht allein auf die jeweiligen Gemeinschaften, ihre Strukturen und Vorstellungen richten, sondern besonders auf die Modalitäten ihrer Erinnerungspflege. Denn lediglich wenn sich ein kulturelles Gedächtnis entwickelt, kann die Einheit über längere Zeiträume hin Bestand haben. Es geht also darum, wie die Kultivierung des Gedächtnisses in die jeweiligen Gesellschaften eingebettet, ja institutionalisiert ist.

Hier können wir sehr schnell beobachten, daß es sehr unterschiedliche Modi und Träger der kollektiven Erinnerung gibt – und daß dies begreiflicherweise auch über die Gesellschaft selbst Wesentliches aussagt. Die notwendige Perennierung kann auf verschiedene Weise erfolgen. Mündliche Weitergabe ist eine verbreitete Form. Damit sie mehr

<sup>18</sup> Gehrke 1994, 2000 c; Wolfram/Pohl 1990; Münkler 1998; Berding 1996; Flacke 1998; Dahlmann/Potthoff 2000; Geary 2002, vgl. auch Anm. 16.

<sup>19</sup> Vgl. H.-J. Gehrke, Marathon. Von Helden und Barbaren, erscheint in: G. Kruimich/S. Brandt (Hg.), Schlachtenmythen (im Druck); ders., Was heißt ... (wie Anm. 5); ferner verwiesen sei auch auf meine Heidelberger Akademievorlesung «Der Ost-West-Gegensatz als europäische Erinnerungsfigur», die 2003 in einer Sammelpublikation der Heidelberger Akademie der Wissenschaften erscheinen wird.

als drei Generationen umfaßt, also wirklich ein kulturelles Gedächtnis repräsentiert, muß sie aber in bestimmter Weise geprägt sein, durch die Form der Erzählung (etwa in gebundener Rede) und/oder durch die Tätigkeit von Gedächtnisspezialisten. Noch wirksamer ist die rituelle Repetition, etwa in Form des Festes oder – sehr charakteristisch – beim Gemeinschaftsmahl, im größeren Rahmen wie im familialen Kontext, wie ja überhaupt die religiösen Vorstellungen und Praktiken besonders bedeutsam sind. Daneben tritt vor allem auch die dingliche Fixierung, durch Monumentalisierung, bildliche Repräsentation und Verschriftlichung. Überall entstehen damit die großen Erzählungen, die über die Zeiten hinweg greifbar sind, zum Teil scheinbar unverändert, aber doch auch unsichtbar-flexibel auf Veränderungen reagierend, Erfahrungen bewältigend, Vorstellungen fortschreibend. In diesen Kontext gehört auch das Medium der schriftlichen Geschichtsdarstellung, unabhängig davon, in welchem literarischen Gewand, als Epos oder Chronik etwa, sie daherkommt. Hierhin gehört auch die moderne Historiographie – nicht minder als etwa der historische Roman oder die historisch-fiktive Zustandsbeschreibung.<sup>20</sup> Und selbst der Geschichtsunterricht – Ausdruck einer hochinstitutionalisierten, modernen Form der Erinnerungspflege – mit seinen Geschichtsbüchern und Materialien wäre zu berücksichtigen.<sup>21</sup>

Wie gesagt, die Modi und Zugangsweisen sind sehr verschieden, und daß sich die Moderne auch der Aufklärung und Kritik verpflichtet fühlt, schafft Unterschiede, die erheblich sein können. Aber faßt man Vergangenheit als identitätsrelevante, intentionale Geschichte – was sie in der Regel mindestens auch ist –, dann zeigen sich deutliche Übereinstimmungen: Auf Perpetuierung und Wiederholung kommt es an, und das führt häufig zu Kanonisierungen. Jan Assmann hat diesen Aspekt des kulturellen Gedächtnisses am Beispiel der ägyptischen, jüdischen und griechischen Erinnerungspflege analysiert. Man könnte, vereinfachend, sagen, daß die ägyptische Rede über die Vergangenheit herrschaftsgestützt war, die jüdische glaubensgestützt, die griechische diskurst gestützt. Jedenfalls gelang es, Identität über längere Zeiträume, auch über erhebliche Desaster hinweg, zu bewahren bzw. wiederherzustellen – durch deren Bewältigung etwa und durch Erklärung.<sup>22</sup> Da-

<sup>20</sup> Man denke an Gustav Freytag, *Die Ahnen und Bilder aus der deutschen Vergangenheit*; zu Felix Dahns Kampf um Rom s. jetzt A. Esch in: François/Schulze 2001, 27ff.

<sup>21</sup> Vgl. etwa Erdmann 1992.

<sup>22</sup> Zu Israel s. bes. Crüsemann 1996.

bei geht es um Jahrtausende. Die Ägypter behaupteten auf diese Weise Kontinuität seit dem ausgehenden 4. Jahrtausend – bis zur Ausbreitung des Islam. Die Juden erhielten sich ihre Identität bis heute über die schwersten Katastrophen hinweg. Und die Griechen? Es kann hier nicht darum gehen, die Entwicklung der griechischen Identität von der Antike über die Zeiten hinweg zu verfolgen. Aber ein Blick auf die altgriechischen Modi der Erinnerungspflege fällt in die Kompetenz des Althistorikers.

2.

Sehen wir also auf die ‹Entstehung› von Vergangenheit im griechischen Kontext. Dabei – das sollte sich eigentlich von selbst verstehen – tut man gut daran, die im ersten Teil vorgestellten theoretisch begründeten und empirisch überaus gut belegten Sachverhalte nicht zu ignorieren, zumal wenn man sich einem so heiklen Feld wie der Streitfrage Homer und Troia zuwendet. Suchen wir also – im Sinne der Wechselwirkungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart – nach dem sozialen Ort der ‹Entstehung› von Geschichte.

Für die minoisch-mykenische Zeit mit ihrer hochentwickelten und in Grundzügen noch rekonstruierbaren Organisationsform lassen sich – zumal aufgrund des oben Gesagten – Formen von Erinnerungspflege ohne weiteres unterstellen. Wie sie aber konkret ausgesehen haben, entzieht sich unserer Kenntnis. Die schriftlichen Quellen, also primär die Linear B-Tafeln, sind im wesentlichen Verwaltungstexte, die zudem lediglich für den laufenden, aktuellen Gebrauch erstellt waren. Erst durch katastrophale Zerstörungen wurde der für sie verwendete Ton gebrannt. Welch ein Unterschied zu den altorientalischen Tontafeln, die auch in großem Umfang als Überlieferungsmedien gebraucht wurden! Die reichen Bildzeugnisse, einschließlich der gut erforschten Siegel, bleiben in ihrer Deutung bisher zu unsicher, als daß man sie – etwa Darstellungen von Schlachten oder Kriegen – auf als historisch verstandene Ereignisse beziehen könnte. Auch Darstellungen von Sängern bzw. Instrumentenspielern können nicht belegen, daß diese Träger historischer Überlieferung waren. Daß die homerische Epos mykenische Vorläufer hatte,<sup>23</sup> ist nach den neuesten sprachhistorischen Forschungen von Dag Haug eher unwahrscheinlich.<sup>24</sup>

23 So jetzt mit Verve Latacz 2001, 309ff.

24 Haug 2002.

Auch die Auffassung, daß wesentliche Elemente einer – nur zu unterstellenden – intentionalen Geschichte der ‹Mykener› in späteren Traditionen fortbestanden, kann mit guten Gründen bezweifelt werden. Als Träger derartiger Vergangenheitspflege müßten wir uns doch, in Analogie zu den altorientalisch-ägyptischen Zuständen, mit der wir auch sonst operieren, die Führungsschichten vorstellen, den *wanaks* und sein höfisches Ambiente und das Personal zentraler Kulte. Gerade dieses zentrale Element ist aber mit dem Zusammenbruch der Palastkulturen um 1200 v. Chr., einem wie auch immer zu erklärenden «Systemkollaps»,<sup>25</sup> verschwunden. Für die stark reduzierte «Nachblüte» der Zeit Späthelladikum III C (ca. 1200–1050) ist zwar an einigen Orten eine lokale Siedlungskontinuität anzunehmen, die aber nur von begrenzter Reichweite war und gerade der herrschaftlichen Struktur mit ihrer hohen Kapazität, etwa in der Infrastruktur und mit dem Gebrauch der Schrift, erlangte. In den späteren «Dark Ages» mit ihrem weiteren Rückgang in Besiedlung und Lebensstandard waren die fragmentierten Gemeinschaften von ‹Alteingesessenen› und neuen Immigranten noch mehr separiert und fragmentiert. Manche mykenischen Institutionen, so der *qasireu* und der *damos*, existierten wenigstens dem Begriff nach weiter. Wie weit sie ihrerseits ein eigenständiges Bewußtsein besonderer Zusammengehörigkeit entwickelten, wie diese kollektive Identität aussah und wer sie trug und übertrug, können wir allenfalls aus den – gleich zu behandelnden – späteren Zuständen des 8. und 7. Jahrhunderts ‹zurückrechnen›. Ob sich in solchem Milieu – außer Namen – Elemente einer mykenischen ‹Eigengeschichte› im angegebenen Sinn über rund 400 bis 500 Jahre halten konnten, sei dahingestellt. Nach den obigen Ausführungen scheint mir das zumindest nicht selbstverständlich zu sein. Man müßte dann jedenfalls die Träger und Pfleger der Erinnerung identifizieren oder wenigstens erschließen. Und darüber wissen wir derzeit nicht mehr als über die der mykenischen Zeit.

Der Schriftgebrauch jedenfalls war abgebrochen, und die Griechen haben bekanntlich eine neue Schrift rezipiert und adaptiert. Auch Monamente existierten nicht als Medium von Erinnerung. Sie wurden nicht mehr von ihrem ursprünglichen Kontext her verstanden, sondern als Ruinen wahrgenommen. An mykenischen Gräbern hat man später teilweise Kulthandlungen vollzogen.<sup>26</sup> Dies zeigt aber nur, daß der

<sup>25</sup> Hölkeskamp 2000, 26; auf dessen konzisen, auf aktuellem Stand befindlichen Überblick (ebd. 26ff.) sei auch für das Folgende verwiesen.

<sup>26</sup> Hierzu jetzt Boehringer 2001.

Zusammenhang unterbrochen war und sich nicht wiederherstellen ließ. Man konnte nur in irgendeiner Weise anknüpfen und zuschreiben, ganz offensichtlich weil keine lebendige Erinnerung und Erinnerungspflege zurückführte. Der Vergleich mit Ägypten, dessen Kultur auch nach den Einbrüchen der beiden ersten Zwischenzeiten restituiert wurde, macht den Unterschied deutlich.

Andererseits liegt in den erwähnten Anknüpfungen schon ein bewußter Akt, der aber eher einen Neuansatz als eine weitgehende Restauration bezeichnet. Damit kommen wir einen Schritt weiter, in eine Zeit, die gerade wegen solcher Bezüge auf als alt und ehrwürdig Angesehenes als «griechische Renaissance» bezeichnet wurde, also im wesentlichen das 8. Jahrhundert.<sup>27</sup> Dies ist nun gerade das Milieu, in dem man auch die homerischen Epen und die Formierung einer Adels- schicht ansetzt.<sup>28</sup> Gerade dieser Zusammenhang ist wichtig, denn hier können wir, erstmals für die griechische Geschichte, die Verbindung von sozialen Strukturen und Vergangenheitsvorstellungen konkretisieren. Man kann sogar noch weiter gehen, wenn man die Herausbildung des Adels und seines normativen Haushalts sowie erste Institutionalisierungen auf dem Weg zur Polis mit der Kenntnis und Rezeption der homerischen Epen verbindet, ja zwischen beiden – also gleichsam zwischen Autor und Publikum – eine deutliche Wechselwirkung sieht.<sup>29</sup> Glücklicherweise herrscht gerade auf diesem Gebiet in der Grundeinschätzung der Forschung weitgehend Übereinstimmung.

Dieser Adel betonte seinen Status vor allem durch den Habitus der Muße, die demonstrativ und in rituellen Formen gepflegt wurde, besonders im Sport und beim Symposion.<sup>30</sup> Letzteres war auch ein Ort für Darbietungen, zu denen auch der Vortrag von Sängern (*aoidoi*) gehörte. Die homerischen Epen liefern dafür selbst, vor allem mit Demodokos in der Odyssee, ein plastisches Bild.<sup>31</sup> Es waren also die Häuser (*oikoi*) vornehmer, sich zunehmend als Adlige verstehender Personen, von denen manche auch Dynasten und Kleinfürsten gewesen

27 Hägg 1983.

28 Daran würde – angesichts der Prozeßhaftigkeit des Geschehens – auch eine Spätdatierung Homers, wie sie etwa von W. Burkert, M. L. West und W. Kullmann vertreten wird (vgl. die Hinweise bei Cobet/Gehrke 2002, 306 mit Ann. 91), nichts ändern; zu der hier vertretenen sozialen Kontextualisierung s. vor allem Ulf 1990; Raaflaub 1991, 1998; van Wees 1992; Patzek 1992; Crielaard 1995; Stein-Hölkeskamp 2000, 44ff.

29 Das ist vorzüglich herausgearbeitet bei van Wees 1992.

30 Siehe bes. Mann 1998, 2001; Murray 1990, 1995; Schäfer 1997.

31 Hom. Od. 8,469ff., vgl. zu *aoidoi* auch Od. 1,151ff. 3,276f. 4,17. 8,44.

sein mögen und für die auch die Bezeichnung *basilees* (Könige) gebraucht wurde, in denen Gesänge über Helden und ihre Leistungen vorgetragen wurden, die dann, als «Quellen der Ilias»,<sup>32</sup> als Versatzstücke in der Epik verwendet wurden. In diesen Gesängen konnte sich das Publikum durchaus wiedererkennen, sein – zum Teil sehr kriegerischer – Lebens- und Vorstellungshorizont dominierte die Dichtungen und deren Protagonisten. Damit sind wir noch nicht bei der Geschichte und der gepflegten Erinnerung. Aber in dem Moment, in dem die Ilias diese alten Sangestradiotien verdichtet, erweitert und literarisch neu fokussiert, finden wir Geschichte in der Ilias selbst.

Man hat schon längst gesehen, daß wir es in der Ilias mit mindestens zwei Zeitstufen zu tun haben, zum einen mit der auktorialen Gegenwart, die zugleich die des – ursprünglichen – Publikums war, zum anderen mit einer Vergangenheit, in der die Handlung spielt, unter anderen als den «spätgeborenen Menschen» (Il. 7,87). Diese Vergangenheit wird sogar in besonderer Weise hervorgehoben und heroisiert, und darauf hat der Iliasdichter besondere Sorgfalt verwendet. Alles, was ihm und seinen Hörern als alt galt, wurde evoziert. In diesem Zusammenhang wurden nicht nur materielle Relikte herangezogen, sondern auch vorhandene Traditionen und Geschichten, Märchen und Mythen, nicht zuletzt auch zahlreiche Elemente orientalischer Epik und Göttervorstellungen<sup>33</sup> – in welchem Maße diese schon in der vorhomerischen Sängertradition steckten, läßt sich kaum noch klären, ist hier aber auch nicht entscheidend.

Fast noch bezeichnender ist, daß sich auch in der Handlung selbst wiederum zwei Zeitebenen finden lassen, die Gegenwart der Helden und ihre Vergangenheit, gleichsam ein Plusquamperfekt. Auch die Helden haben eine Geschichte und können vom Damals erzählen, besonders Nestor, dessen Lebensspanne ja zwei Generationen umfaßt, aber auch, noch weiter zurück, etwa Glaukos und Diomedes.<sup>34</sup> Sogar Genealogien lassen sich fassen.<sup>35</sup> Homer kennt sogar die erinnerungsrelevante Rolle von Monumenten, die nur noch als Relikt und Ruine von vergangener Größe künden,<sup>36</sup> die also gleichsam «lieux de mémoire» bilden. Er weiß also um die Erinnerungspflege und ihre Modi, um

<sup>32</sup> Kullmann 1960.

<sup>33</sup> Vgl. hierzu die Hinweise bei Cobet/Gehrke 2002, 308 mit Anm. 101, ferner bes. Rollinger 1996 und jetzt auch Högemann 2000.

<sup>34</sup> Hom. Il. 11,670ff.; 6,119ff., vgl. ferner 9,524ff.

<sup>35</sup> Vgl. etwa Il. 20, 200ff.

<sup>36</sup> Siehe vor allem Patzek 1992, 177ff.

genealogisches Ordnen, um Erzählungen von großen Taten, um die Bedeutung von Denkmälern. Er teilt dieses Wissen ganz offenkundig mit seinem Publikum, mit dem sozialen Ambiente, in dem er sich selbst bewegte.

Dieses Milieu lässt sich wenigstens in Ansätzen konkretisieren. Man hat schon längst gesehen, daß man Homer in Kleinasiens zu verankern hat, im nordionischen Raum im Grenzgebiet zu den Aiolern, also etwa in der Gegend um Smyrna. Dafür mag schon die antike Tradition zum Geburtsort Homers sprechen, auch wenn sich bekanntlich viele Städte um diese Ehre stritten. Für Smyrna lassen sich aber am ehesten noch zusätzliche Argumente finden. Wichtiger sind demgegenüber die in der Ilias greifbaren Lokalkenntnisse, besonders im Gebiet um den Hermos, und natürlich die epische Sprache selbst.<sup>37</sup> Weitere – freilich nicht immer eindeutige – Hinweise für diese Situierung im ionischen bzw. westlichen Kleinasiens hat jüngst Peter Högemann vorgetragen.<sup>38</sup> Gerade wenn wir nach dem sozialen Umfeld suchen, helfen ganz aktuelle Überlegungen von Jan Paul Crielaard weiter.<sup>39</sup> Dieser hat darauf verwiesen, daß die ionischen Eliten, etwa in Gedichten des 7. Jahrhunderts, durch zwei miteinander verbundene Verhaltensweisen und Normenvorstellungen geprägt sind, durch eine betont martialische Orientierung und die Bemühung um aufwendig-luxuriösen Lebensstil. Daß dieses auch mit der Nähe zum lydischen Großreich zusammenhing, ist sicher. Zwar sind wir dadurch zeitlich noch etwas von Homer getrennt – es sei denn, wir rekurrieren auf die Spätdatierung –, doch dürfen wir angesichts der Prozesse, mit denen wir hier zu rechnen haben, die Grenze nicht zu eng ziehen; überdies liefern die erwähnten Texte ja nur einen *terminus ante quem*. Was wir als soziales Ambiente für die Ilias und ihren Dichter brauchen, können wir also mit hoher Plausibilität gerade im westlichen Kleinasiens verankern.

Damit haben wir aber auch die Träger der Überlieferung, die wir brauchen, um von Entstehung von Geschichte zu sprechen. Diese Träger hatten sogar ein besonderes Interesse: Die Position der Adligen, gegründet auf Macht und Reichtum, äußerte sich vor allem in ihrer

37 Zum älteren Stand s. Lesky 1967, 4ff., ferner neuerdings Högemann 2000; Haug 2002.

38 Högemann 2000, zur Modifizierung und Kritik s. Blum 2002.

39 J.P. Crielaard, The Ionians in the Archaic Period. Shifting Identities in a Changing World, erscheint in: T. Derkx/N. Roymans (Hg.), Ethnic Constructs in Antiquity: The Role of Power and Tradition: «warlike behaviour» und «luxurious self-representation».

Ehre, und diese lag in dem Ansehen und Prestige, die sie in ihren Gemeinschaften, so lose die auch sein mochten und so wenig sich die Adligen sonst um sie kümmerten, genossen. Dies über ihren Tod hinaus fortzusetzen, also Nachruhm (*kleos*) zu erwerben, war eines ihrer wichtigsten Anliegen – davon zeugen noch heute Denkmäler und Inschriften, die nicht selten in starker Formulierung expressis verbis vom *kleos aphthiton aiei*, vom «unvergänglichen, ewigen Ruhm» künden. Genau diesen Sensus finden wir auch bei Homer und seinen Helden. In diesen konnte sich sein Publikum durchaus wiedererkennen – und orientieren, in epischer Distanz zwar, aber damit zugleich deutlich erhöht. Man mußte nur an diese Zeiten und Helden anknüpfen, dann hatte man eine Geschichte – und eine ehrwürdige noch dazu. Daß dies rasch geschah, könnte sich aus Poseidons Worten über Aineias und die Herrschaft der Aineiaden in der Troas (Il. 20, 303ff.) erschließen lassen. Wir können auch feststellen, daß die älteste konkret greifbare Version von ionischen Gründungs- und Wanderungsmythen an die homerische Welt und ihre Figuren anknüpfte: Man denke etwa an das «neleische Pylos» bei Mimnermos (fr. 9 West). Mindestens also dem Potential nach lieferte Homer einer, seiner Gesellschaft eine Geschichte. Sie war – nach unseren Kriterien – massiv konstruiert, fiktiv, mythisch, imaginär, zudem durch und durch ästhetisch-literarisch geformt. Aber indem sie rezipiert wurde, als eigene Vergangenheit akzeptiert und geglaubt, wurde sie für die jeweiligen Bezugsgruppen ihre Geschichte, unanzweifelbar und unstrittig, eben: verdinglicht.

Dies veranlaßt uns, den Blick auf die Wirkung und Rezeption der Ilias zu richten – ein mehr als reichhaltiges Thema. Aus Platzgründen muß ich mich deshalb mit knappen Hinweisen auf die Ilias als «Geschichtsbuch» der griechischen intentionalen Geschichte und auf die Übertragung der Vergangenheitspflege auf andere Genres beziehen. Wichtig ist zunächst, daß die Rezeption der Ilias nicht auf den kleinasiatischen Raum beschränkt blieb, sie ist ein entschieden panhellenisches Werk nicht nur geworden, sondern offenbar schon von Anfang an gewesen. Die Helden, die gegen Troia ziehen, werden nicht als Hellenen bezeichnet, sondern als Achaier oder Danaer. Dies ist ganz entschieden ein Element der erwähnten ‹Historisierung›. Dazu gehört auch, daß sehr bewußt die an sich von Griechen besiedelten Gebiete im westlichen Kleinasien bei Homer noch nicht von den Angreifern, sondern von Alliierten der Troer bevölkert sind.<sup>40</sup> Andererseits zeigt sich

<sup>40</sup> Kullmann 1993.

eine deutliche Sensibilität für sprachliche Differenzen,<sup>41</sup> so daß alles dafür spricht, in dem Aufgebot der Achaier/Danaer schon die seinerzeitigen Hellenen – mit Ausnahme der kleinasiatischen, aus den genannten Gründen – zu sehen.<sup>42</sup>

Auch wenn man der Annahme, die Ilias setze ein gesamtgriechisches Bewußtsein voraus, skeptisch gegenübersteht, bleibt festzuhalten: In dem Prozeß der Herausbildung dieser weiter greifenden – und notabene nicht durch politische Union und Herrschaft gestützten – Einheit, also im Vorgang der griechischen Ethnogenese, haben ja gerade die überlokalen und -regionalen Kontakte der Adligen, nicht zuletzt die Frequentierung übergreifender Heiligtümer und Feste,<sup>43</sup> eine Rolle gespielt. Hier ist es zu Rückkoppelungen zwischen den dabei gemachten Wahrnehmungen und deren Reflex in der Dichtung, aber auch bereits recht früh in der Bildkunst<sup>44</sup> gekommen. Gerade die für die Herausbildung kollektiver Identitäten notwendigen Klassifizierungen, Bewertungen und Zuschreibungen, ja wesentliche Elemente des *imaginaire*, gehören vor allem in das Milieu von Literatur und Kunst. Diese haben die Eindrücke und Beobachtungen verstärkt, und zwar in entscheidender Weise.

Homer und die Ilias sind hier von wesentlicher Bedeutung, aber sie stehen nicht allein. In den Werken Hesiods und den pseudohesiodischen Katalogen ist die ganze Welt, auch der Raum des griechischen Kollektivs, umschrieben und sortiert. So ist denn Herodots Bemerkung, die Griechen verdankten ihre Götterwelt Homer und Hesiod (2, 53), durchaus treffend. Denn mögen nun in die homerischen Götter mykenische, hurritische, hethitische, babylonische Vorstellungen eingegangen sein – als griechische Götter, wie sie dann wahrgenommen wurden, sind sie von Homer geschaffen und mit Leben gefüllt worden. So ist beides richtig und sinnvoll: die Suche nach den Wurzeln, aber auch die Rede von der Schöpfung. Im sozialen Milieu, um das es hier geht, dominierte die Imagination Homers (auch Hesiods). Woraus sich diese speiste, war den Griechen unbekannt und letztlich wohl auch herzlich gleichgültig. Wenn sie etwas über ihre Götter wissen wollten, standen ihnen vor allem Homer und Hesiod (und viele andere) zur Verfügung.

41 Man denke bes. an die βαρβαρόφωνοι Κῆρες (Il. 2, 867), vgl. auch Il. 2, 803f.

42 Siehe jetzt Cobet 2002, 185f.

43 Morgan 1990, 1993; Ulf 1997.

44 Fittschen 1969.

Das über die Gottheiten Gesagte kann *paris pro toto* auch für die intentionale Geschichte stehen. Wie auch immer sie im einzelnen zu stande gekommen war – mit Homer lag der Referenzpunkt fest. Insofern ist die Ilias ein fundierender Text, durchaus ein Äquivalent zu kanonischen Texten in anderen Kulturen. Aber eben nur ein Äquivalent! Daß nämlich die Schaffung und Pflege der Vergangenheit im griechischen Milieu ursprünglich ein ästhetisches Phänomen war, daß die Erfinder und Träger der Überlieferung nicht Herrscher und Priester waren, ist höchst bedeutsam. *Die Geschichte war damit in literarische und künstlerische Praktiken und Diskurse eingebunden, sie unterlag ästhetischem Konkurrenzkampf und dem Bemühen um Originalität, war also nie – bei aller Instrumentalisierung und auch interessengeleiteter Produktion – fixierbar und kontrollierbar.* Mochten Homer und Hesiod besondere Verbindlichkeit genießen, anderes konnte hinzutreten, unter deren Namen, aber auch auf andere Weise, ja mit neuem Dichterstolz auf die eigene Leistung und Kreativität.

Wie im Umfeld der homerischen Epik äußert sich dieser literarisch-ästhetische Charakter der griechischen Vergangenheit in griechischer Sicht nach zwei Richtungen hin, zum einen in der erwähnten, durchaus agonalen Kreativität der ‹Produzenten›, zum anderen in der Rezeption durch die ‹Konsumenten›. Am Anfang stand die Darbietung im Symposion. Dieses Element unmittelbaren Kontakts in der Performanz blieb erhalten, mochte sich der Kreis auch weiten, zu Darstellungen im öffentlichen Raum, bei Kult und Fest, schließlich auf der Agora und im Theater. So fand die Repräsentation der Geschichte, zunächst faßbar in der Präsentation der Mythen, den Weg auch in andere Gattungen jenseits der Epik (von der Bildkunst sei hier abgesehen), etwa in die Elegie<sup>45</sup>, ins Chorlied, schließlich in die Tragödie. Auch die Historiographie selbst hat hier eine ihrer Wurzeln: Herodot will erzählen, damit Taten «nicht ruhmlos» vergehen, und er tut dies im Gestus öffentlicher Performanz. Mit Thukydides und der generellen Literalisierung der griechischen Kultur ergeben sich ganz neue Orientierungen. Immer aber bleibt Geschichte in diesem Sinne in einem Gemenge aus mythischen und – in unserem Sinne – historischen Ereignissen und Zusammenhängen auch im öffentlichen Raum lebendig, bis hin zu den *epideiktikoi logoi* hellenistischer und kaiserzeitlicher Redner.

Und lebendig blieb auch der Kampf und Troia, vor allem Dank der Ilias. Er war ein Geschichte gewordenes Großereignis. Bei Herodot

45 Vgl. etwa Bowie 1986.

kommt er in die Ereignis- und Kausalkette der Konflikte zwischen Griechen und Barbaren zu stehen. Auch für Thukydides war er eine historische Tatsache, und mit seinen kritischen Bemerkungen (1, 10, 3ff.) erhebt er die Ilias geradezu in den Rang einer historischen Quelle. Und immer war und blieb, jedenfalls in der Rezeption, der troische Krieg ein Großereignis der gesamtgriechischen Geschichte. Wenn die Griechen sich jenseits aller Differenzen und Konflikte als Einheit verstanden, dann lag das auch an diesem Bezugspunkt. Wer in ihm und seinem Umfeld etwas für Agamemnon und seine Achaier und Danaer geleistet hatte, konnte sich das als panhellenische Leistung anrechnen und sich ihrer vor allen Griechen rühmen lassen, noch Jahrhunderte später.<sup>46</sup> Wahrlich: Homer hat Geschichte gemacht – übrigens nicht nur für die Griechen.

46 Hierzu siehe – *exempli gratia* – die Hinweise bei Gehrke 2000 c, 5f.

### Literatur

- Anderson, B., *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London 1983 (dt. *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Frankfurt/Main – New York '1993).
- Assmann, A., *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999.
- Assmann, J., *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992.
- Berding, H. (Hrsg.), *Nationales Bewusstsein und kollektive Identität*, Frankfurt/Main 1994.
- Berding, H. (Hrsg.), *Mythos und Nation*, Frankfurt/Main 1996.
- Berger, P.L./Luckmann, Th., *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt/Main 1980.
- Blum, H., Anatolien, die Ilias und die sogenannte ‹Kontinuitätsthese›, in: *Klio* 84, 2002 (im Druck).
- Boehringer, D., *Heroenkulte in Griechenland von der geometrischen bis zur klassischen Zeit. Attika, Argolis, Messenien*, Berlin 2001.
- Bowie, E. L., *Early Greek Elegy, Symposium and Public Festival*, JHS 106, 1986, 13ff.
- Cobet, J., Europa und der Trojanische Krieg, in: R. Aslam u. a. (Hrsg.), *Mauerschau. Festschrift für Manfred Korfmann*, Bd. 1, Remshalden – Grunbach 2002, 179ff.
- Cobet, J./Gehrke, H.-J., Warum um Troia immer wieder streiten?, in: *GWU* 53, 5/6, 2002, 290ff.
- Crielaard, J.P., *Homeric Questions*, Amsterdam 1995.
- Crüsemann, F., Hosea und die Entstehung des biblischen Geschichtsbildes, in: H.-J. Gehrke/A. Möller (Hrsg.), *Vergangenheit und Lebenswelt. Soziale Kommunikation, Traditionsbildung und historisches Bewusstsein*, Tübingen 1996, 109ff.

- Dahlmann, D./Potthoff, W. (Hrsg.), Mythen, Symbole und Rituale. Die Geschichtsmächtigkeit der *Zeichen* in Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt/Main 2000.
- Daniel, U., Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, Frankfurt/Main 2002.
- Droysen, J.G., Historik. Historisch-kritische Ausgabe von P. Leyh, Bd. 1: Rekonstruktion der ersten vollständigen Fassung der Vorlesungen (1857). Grundriß der Historik in den ersten handschriftlichen (1857/1858) und in der letzten gedruckten Fassung (1882), Stuttgart 1977.
- Droysen, J.G., Historik. Vorlesung über Methodologie und Enzyklopädie der Geschichte, hrsg. von R. Hübner, Darmstadt 1971.
- Erdmann, E., Die Römerzeit im Selbstverständnis der Franzosen und Deutschen. Lehrpläne und Schulbücher aus der Zeit zwischen 1850 und 1918, 2 Bde., Bochum 1992.
- Evans, R.J., In Defence of History, London 1997 (dt. Fakten und Fiktionen: Über die Grundlagen historischer Erkenntnisse, Frankfurt/Main – New York 1998).
- Faber, K.-G., Theorie der Geschichtswissenschaft, München 1972.
- Fittschen, K., Untersuchungen zum Beginn der Sagendarstellungen bei den Griechen, Berlin 1969.
- Flacke, M. (Hrsg.), Mythen der Nationen: Ein europäisches Panorama, München – Berlin 1998.
- François, E./Schulze, H. (Hrsg.), Deutsche Erinnerungsorte, I–III, München 2001.
- Geary, P.J., Europäische Völker im frühen Mittelalter. Zur Legende vom Werden der Nationen, Frankfurt/Main 2002.
- Gehrke, H.-J., Mythos, Geschichte, Politik – antik und modern, in: Saeculum 45, 1994, 239ff.
- Gehrke, H.-J., Historische Methoden, in: NP 14, 2000, 453ff. (2000 a).
- Gehrke, H.-J., Zwischen Identität und Abgrenzung, in: Brockhaus. Die Bibliothek. Mensch – Natur – Technik, Bd. 6: Die Zukunft unseres Planeten, Leipzig – Mannheim 2000, 608ff. (2000b).
- Gehrke, H.-J., Mythos, Geschichte und kollektive Identität. Antike *exempla* und ihr Nachleben, in: Dahlmann/Potthoff 2000, 1ff. (2000 c).
- Hägg, R. (Hrsg.), The Greek Renaissance of the Eighth Century B.C. Tradition and Invention, Stockholm 1983.
- Halbwachs, M., La mémoire collective. Edition critique par G. Namer, Paris 1997 (dt. Das kollektive Gedächtnis, Frankfurt/Main 1991).
- Haug, D., Les phases de l'évolution de la langue épique. Trois études de linguistique homérique, Göttingen 2002.
- Heuß, A., Verlust der Geschichte, Göttingen 1959 (jetzt in: ders., Gesammelte Schriften III, Stuttgart 1995, 2158ff.).
- Hobsbawm, E.J., Nations and Nationalism since 1780. Programms, Myth, Reality, Cambridge u.a. 1990 (dt. Nationen und Nationalismus: Mythos und Realität seit 1780, Frankfurt/Main – New York 1992).
- Högemann, P., Der Iliasdichter, Anatolien und der griechische Adel, in: Klio 82, 2000, 7ff.
- Hölkeskamp, H.-J./Stein-Hölkeskamp, E., Die Dark Ages und das archaische Griechenland, in: H.-J. Gehrke/H. Schneider (Hrsg.), Geschichte der Antike. Ein Studienbuch, Stuttgart – Weimar 2000, 17–96.

- Iggers, G. G., Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart, München 1971.
- Kullmann, W., Die Quellen der Ilias (Troischer Sagenkreis), Wiesbaden 1960.
- Kullmann, W., Festgehaltene Kenntnisse im Schiffskatalog und im Troerkatalog der Ilias, in: ders./J. Althoff (Hrsg.), Vermittlung und Tradierung von Wissen in der griechischen Kultur, Tübingen 1993, 129ff.
- Latacz, J., Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels, München – Berlin 2001.
- Lesky, A., Homeros, in: RE Suppl. XI, Stuttgart 1967.
- Lorenz, Ch., Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie, Köln u.a. 1997.
- Malkin, I. (Hrsg.), Ancient Perceptions of Greek Ethnicity, Cambridge MA u.a. 2001.
- Mann, Ch., Krieg, Sport und Adelskultur. Zur Entstehung des griechischen Gymnasiums, in: Klio 80, 1998, 7ff.
- Mann, Ch., Athlet und Polis im archaischen und frühklassischen Griechenland, Göttingen 2001.
- Morgan, C., Athletes and Oracles. The Transformation of Olympia and Delphi in the Eighth Century B.C., Cambridge 1990.
- Morgan, C., The Origins of Pan-Hellenism, in: N. Marinatos/R. Hägg (Hrsg.), Greek Sanctuaries. New Approaches, London – New York 1993, 18ff.
- Müller, K. E., Das magische Universum der Identität. Elementare Formen sozialen Verhaltens. Ein ethnologischer Grundriß, Frankfurt/Main – New York 1987.
- Müller, K. E., Ethnicity, Ethnozentrismus und Essentialismus, in: W. Essbach (Hrsg.), wir/ihr/sie. Identität und Alterität in Theorie und Methode, Würzburg 2000, 317ff.
- Münkler, H./Mayer, K., Die Konstruktion sekundärer Fremdheit. Zur Stiftung nationaler Identität in den Schriften italienischer Humanisten von Dante bis Machiavelli, in: H. Münkler (Hrsg.), Die Herausforderung durch das Fremde, Berlin 1998, 27ff.
- Murray, O. (Hrsg.), Symptotica: A Symposium on the Symposion, Oxford 1990.
- Murray, O. u.a. (Hrsg.), In Vino Veritas, Oxford 1995.
- Nora, P. (Hrsg.), Les lieux de mémoire, I–III (in 7 Bänden), Paris 1986–1992.
- Oexle, O. G., Im Archiv der Fiktionen, in: R. M. Kiesow/D. Simon (Hrsg.), Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft, Frankfurt/Main 2000, 87ff.
- Patzek, B., Homer und Mykene. Mündliche Dichtung und Geschichtsschreibung, München 1992.
- Raaflaub, K. A., Homer und die Geschichte des 8. Jahrhunderts v. Chr., in: J. Latacz (Hrsg.), Zweihundert Jahre Homer-Forschung. Rückblick und Ausblick, Stuttgart – Leipzig 1991, 205ff.
- Raaflaub, K. A., A Historian's Headache. How to read 'Homeric Society'?, in: N. Fisher/H. van Wees (Hrsg.), Archaic Greece: New Approaches and New Evidence, London 1998, 169ff.
- Ranke, L. von, Sämtliche Werke. Zweite Gesamtausgabe, Bd. 33/34, Leipzig 1874.
- Ranke, L. von, Über die Epochen der neueren Geschichte. Hrsg. von Th. Schieder und H. Berding, München 1971.
- Raphael, L., Historikerkontroversen im Spannungsfeld zwischen Berufshabitus, Fä-

## Was ist Vergangenheit?

- cherkonkurrenz und sozialen Deutungsmustern. Lamprecht-Streit und frapzösischer Methodenstreit der Jahrhundertwende in vergleichender Perspektive, in: HZ 251, 1990, 325ff.
- Rollinger, R., Altorientalische Motivik in der frühgriechischen Literatur am Beispiel der homerischen Epen, in: Ch. Ulf (Hrsg.), Wege zur Genese griechischer Identität. Die Bedeutung der früharchaischen Zeit, Berlin 1996, 156ff.
- Rüsen, J., Die vier Typen des historischen Erzählens, in: R. Koselleck (Hrsg.), Formen der Geschichtsschreibung, München 1982, 514ff.
- Rüsen, J., Zerbrechliche Zeit. Über den Sinn der Geschichte, 2001.
- Schäfer, A., Unterhaltung beim griechischen Symposion. Darbietungen, Spiele und Wettkämpfe von homerischer bis in spätklassische Zeit, Main 1997.
- Schorn-Schütte, L., Karl Lamprecht. Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik, Göttingen 1984.
- Smith, A.D., The Ethnic Origins of Nations, Oxford 1986.
- Ulf, Ch., Die homerische Gesellschaft. Materialien zur analytischen Beschreibung und historischen Lokalisierung, München 1990.
- Ulf, Ch., Überlegungen zur Funktion überregionaler Feste in der frühgriechischen Staatenwelt, in: W. Eder/K.-J. Hölkeskamp (Hrsg.), Volk und Verfassung im vorhellenistischen Griechenland, Stuttgart 1997, 37ff.
- Vansina, J., Oral Tradition as History, Madison 1985.
- Wees, H. van, Status Warriors. War, Violence, and Society in Homer and History, Amsterdam 1992.
- Wenskus, R., Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen *gentes*, Köln – Graz 1961.
- White, H., Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe, Baltimore 1973 (dt. Metahistorie. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa, Frankfurt/Main 1991).
- White, H., The Content of the Form, Baltimore 1987 (dt. Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung, Frankfurt/Main 1990).
- Wolfram, H./Pohl, W. (Hrsg.), Typen der Ethnogenese unter besonderer Berücksichtigung Bayerns, Wien 1990.



IDENTIFIZIERUNG,  
CHARAKTERISIERUNG  
UND  
LOKALISIERUNG VON TROIA



# Die Gleichsetzung einer archäologischen Schicht von Troia mit dem homerischen Ilios\*

DIETER HERTEL

## Vorbemerkungen

Die Sage vom Trojanischen Krieg hat die Menschen seit eh und je bewegt. Die Grabungen H. Schliemanns (1870–90), W. Dörpfelds (1893/94), C. W. Blegens (1932–38) und vor allem M. Korfmanns (seit 1988) sowie die große Troia-Ausstellung des Jahres 2001/2<sup>1</sup> und der

- \* Der Text des Aufsatzes verwendet Passagen von Hertel 2002 und Hertel 2001, wobei er sie erweitert und präzisiert. Für die Erlaubnis, Notizen aus den Grabungstagebüchern Dörpfelds publizieren zu dürfen, danke ich der Berliner Zentrale, für die Genehmigung zur Veröffentlichung von Fotografien des Troia-Archivs Dörpfelds der Abteilung Athen des Deutschen Archäologischen Instituts (= DAI). – Mit VI, VII a, VII b 1 und VII b 2 sind die mittel-/spätbronzezeitlichen Siedlungsphasen Troias gemeint. Die Kürzel ‹Großbuchstabe(n) Leertaste Zahl(e)n› (z. BA 7 oder JK 3/4) bezeichnen die Planquadrate auf den Plänen von Troia, so daß die Fundstellen/Bauwerke leicht aufgefunden werden können. Dazu sind auch die Pläne in *Studia Troica* 4, 1994 und *Studia Troica* II, 2001, Abb. 1 heranzuziehen.
- Jh./Jhs. = Jahrhundert/Jahrhunderts. Il. = Homer, *Ilias*. Bei den Maßangaben ist stets ‹ca.› zu ergänzen. Die in der Forschung eingebürgerte Bezeichnung ‹Städte› für die Siedlungsphasen Troias wird hier bewußt vermieden, da der Begriff nicht angemessen ist, vgl. dazu F. Kollb, *Die Stadt im Altertum* (München 1984) 11ff. 45f. und passim. Die Siedlungsphasen (s. Hertel 2002, Abb. 13a) werden in Troia vom gewachsenen Boden an gezählt, d. h. Troia I ist die älteste. Die Zeitangaben, die sich auf die Ära *vor Chr.* beziehen, sind ohne ‹v. Chr.› wiedergegeben, bei den die Siedlungsphasen Troias betreffenden ist immer ‹ca.› zu ergänzen.
- VV (= Vorderer Vorsatz): Plan der sog. neun (eigentlich zehn) Schichten von Troia nach den Grabungen Dörpfelds. Siehe zur Legende Hertel 2002, 64 Abb. 13b; Hertel 2001, 21, Abb. 2. – HV (= Hinterer Vorsatz): Plan von Troia VII a und VII b. Die Straße 710 läuft in G 9/8 nach Norden, der Weg 711 in GFE 9 nach Westen. Siehe zur Legende Hertel 2002, 65 Abb. 14; Hertel 2001, 27, Abb. 6.
- 1 ‹Troia – Traum und Wirklichkeit› in Stuttgart, Braunschweig und Bonn.

öffentlich ausgetragene Troia-Streit<sup>2</sup> zeigen dies nachdrücklich. Immer wieder wurde der Versuch unternommen, dem Mythos einen historischen Kern abzugegen, d. h. den Nachweis einer in der Späten Bronzezeit von mykenischen Griechen durchgeführten Belagerung und Eroberung zu führen,<sup>3</sup> sei es im 13. Jh. der Siedlung VI oder im 12. Jh. ihrer Nachfolgerin VII a. Auch der gegenwärtige Grabungsleiter, der Homerforscher J. Latacz sowie der Klassische Archäologe und Journalist M. Siebler vertreten die Meinung, daß ein Koalitionsheer von Mykenern Troia eingenommen habe; der Ort an den Dardanellen sei eine Wirtschaftsmetropole gewesen, deren Macht man habe brechen wollen.<sup>4</sup> Zur Erhärtung dieser und ähnlicher Thesen wurden stets die in Troia gefundenen und zeitlich angeblich für den Troianischen Krieg in Frage kommenden Zerstörungsschichten herangezogen.<sup>5</sup> Dabei galt häufig schon die pure Existenz einer Brandschicht und zerstörter Mauern als ausreichende Grundlage für eine solche Interpretation, so etwa auch bei Dörpfeld für den Untergang von VI.<sup>6</sup> Und Blegen hat das Ende von VII a, der Niederlassung, die er für die homerische hielt, älter datiert, als es vom Keramikbefund her möglich war, um die Sagenchronologie, d. h. die Vorstellung, Troia seit deutlich früher gefallen als die angebliche Residenz Nestors im messenischen Pylos, aufrechtzuhalten zu können.<sup>7</sup> Voraussetzung aller Versuche dieser Art war der unter

<sup>2</sup> J. Cobet/H.-J. Gehrke, Geschichte in Wissenschaft und Unterricht. Zeitschrift des Verbandes der Geschichtslehrer Deutschlands 53, 5/6, 2002, 290ff.

<sup>3</sup> Vgl. die Literaturangaben bei F. Hampl, Geschichte als kritische Wissenschaft II. Althistorische Kontroversen zu Mythos und Geschichte, hg. v. I. Weiler (Darmstadt 1975) 86ff.

<sup>4</sup> J. Latacz, Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels (München/Berlin 2001); M. Siebler, Troia. Mythos und Wirklichkeit (Stuttgart 2001). – Ganz anders sind die Positionen von M. I. Finley, *The Journal of Hellenic Studies* 84, 1964, 1ff.; Hampl (s. Anm. 3), 51ff.; J. Cobet, Antike Welt. Zeitschrift für Archäologie und Kulturgeschichte 14, 4, 1983, 39ff., mit der Klarstellung, was unter historischem Kern zu verstehen ist (*ebd.* 42); D. Hertel in J. Cobet/B. Patzek (Hg.), Archäologie und historische Erinnerung. Nach 100 Jahren Heinrich Schliemann (Essen 1992) 73ff.; K. Raafaub, Classical World 91, 5, 1998, 386ff.; s. auch C. Ulf, Herkunft und Charakter der grundlegenden Prämissen für die Debatte über die historische Auswertung der homerischen Epen, in: *Klio. Beiträge zur Alten Geschichte* 84, 2002, 319ff.

<sup>5</sup> Anders R. Hachmann in E. Heinrich u. a. (Hg.), Vorderasiatische Archäologie. Studien und Aufsätze A. Moortgat zum fünfundsechzigsten Geburtstag gewidmet von Kollegen, Freunden und Schülern (Berlin 1964) 95ff.

<sup>6</sup> Dörpfeld 1902, 181f.

<sup>7</sup> Siehe dazu Cobet (s. Anm. 4), 44.

Ignorierung der quellenkritischen Methode der Alten Geschichte vertrittene Glaube, der Troianische Krieg sei ein historisches Ereignis in der Späten Bronzezeit gewesen.<sup>8</sup>

In Anbetracht des hohen Stellenwertes, den die beschriebene archäologische Zugriffsweise immer noch hat, soll im folgenden untersucht werden, ob der Grabungsbefund aussagekräftige Hinweise auf Belagerungen und Eroberungen im allgemeinen<sup>9</sup> und durch mykenische Griechen im besonderen gibt oder ob die betreffenden Niederlassungen nicht aus anderen Gründen untergegangen sind. Als sehr ergiebig haben sich dafür nicht nur die kritische Lektüre der Grabungspublikationen Dörpfelds und Bleogens, sondern auch der Grabungsberichte und -unterlagen, vor allem des ersteren, und der Vergleich der betreffenden Zerstörungsschichten Troias mit denen von Orten der Alten Welt, die nachweislich durch Belagerung und Eroberung zu grunde gegangen sind, erwiesen.<sup>10</sup>

### Der Untergang von VI (1700–1300)<sup>11</sup>

Diese Siedlung, in deren Zerstörungsschicht sich nur eine einzige Pfeil-/Speerspitze und keine Reste von gewaltsam zu Tode Gekommenen gefunden haben, ist wohl durch ein Erdbeben zugrunde gegangen, das stellenweise von Bränden begleitet war.<sup>12</sup>

- 8 Z.B. mit dem Hinweis, daß schon ein antiker Historiker vom Range eines Thukydides den Troianischen Krieg als historisch betrachtet hat, so neben anderen Siebler (s. Anm. 4), 32ff.
- 9 Das soll heißen, daß die Belagerung von längerer Dauer war (mehr als einen Tag anhielt), geplante und effizient erscheinende Maßnahmen ergriffen wurden (man mit Belagerungsmaschinen, Belagerungsrampen bzw. -hügeln, Leitern u. ä. und der Beschließung durch Pfeile und Schleudergeschosse vorging). Die Einnahme kann natürlich durch Erstürmung, kann aber auch unter Anwendung einer Kriegslist erfolgt sein, wobei auch letzteres zu kämpfen in der Siedlung geführt hätte. Wenn im folgenden von Belagerung und Eroberung gesprochen wird, dann ist das im hier umschriebenen Sinne zu verstehen.
- 10 Natürlich kann Dörpfeld den einen oder anderen Fund übersehen haben. Je doch zeigen die Tagebuchaufzeichnungen zu den *hier* herangezogenen Grabungsarealen (s. Anm. 20, 36) und der Bericht zur Küche des Hauses VI M (s. Anm. 66), daß auch Kleinigkeiten beobachtet worden sind (Ziegel, Getreide, Holzkohle usw.), was dann noch mehr für Waffenreste gegolten haben dürfte.
- 11 Zum „Zeitpunkt“ des Endes P. A. Mountjoy, *Studia Troica* 9, 1999, 253ff.
- 12 Dazu Hertel 1992, 84ff. m. Anm. 40; Hertel 2002, 60ff.; Hertel 2001, 19ff. m. Anm. 4, 9–11 und Abb. 4 (der Befund in der Küche von Haus VI M gehört allerdings zu VII a [s.u. m. Anm. 67, 68]); s. zum Ende von VI auch Ausstel-

## Der Untergang von VII a (1300–1190 [VV. HV])<sup>13</sup>

VII a ging durch eine Brandkatastrophe unter, die viel größere Ausmaße hatte als jene, die das Ende von VI mitbesiegelt hatte. In dem 0,50–1,50 m starken Zerstörungsschutt wurden viel verbranntes Holz und anderes durch Brand versehrtes Material, zahlreiche hart gebrannte Lehmziegel und viele durch die Hitze teilweise zu Kalk verbrannte Steine gefunden.<sup>14</sup> Außerdem hat man sowohl in Häusern als auch auf Straßen von Burg und Untersiedlung verschiedentlich menschliche Schädel- und Knochenreste,<sup>15</sup> vor der nordwestlichen Burgmauer, in A 3, sogar ein zusammengekrümmtes Skelett mit zerschmettertem Schädelteil und weggebrochenem unteren Kinnbacken entdeckt.<sup>16</sup> Darüber hinaus wurden insgesamt *drei* bronzen Pfeilspitzen gefunden, zwei in der Burg, eine in der Untersiedlung, und zwar in der von Korfmann ausgegrabenen ‹Weststadt›, eventuell hier noch eine Speerspitze (sofern ich die äußerst unübersichtliche Fundvorlage richtig interpretiere).<sup>17</sup>

lungsführer 174. – Zu den Zeugnissen des von den Persern 546 zerstörten Sar-  
des, zu denen auch viele Waffenreste und das Skelett eines im Kampf getöteten  
Kriegers gehören, s. C. H. Greenewalt, jr./M. L. Rautman, American Journal of  
Archaeology 102, 1998, 473ff. 487ff. Abb. 1 Nr. 63; 14. 16; C. H. Greenewalt, jr.,  
Proceedings of the American Philosophical Society 136, 2, 1992, 247ff. Abb. 5ff.

<sup>13</sup> Zum ‹Zeitpunkt› des Endes Mountjoy (s. Anm. 11), 295ff.

<sup>14</sup> Blegen 1958, 12. 13. 57. 78. 81; C. W. Blegen, Troy and the Trojans (London 1963) 161ff.; M. Korfmann/D. Mannsperger, Troia. Ein historischer Überblick und Rundgang (Darmstadt 1998) 40f.; vgl. Korfmann in Begleitband 64. 71; R. Becks/D. Thumm in Begleitband 419; Ausstellungsführer 128. 176.

<sup>15</sup> Straße 710, vor der Westtür von Haus 700 (G 8/9): Fragment eines männlichen Schädels (?) und spärliche Reste menschlicher Knochen (Blegen 1958, II. 50. 63; J. Lawrence Angel, Troy. The Human Remains. Supplementary Monograph I [1951] 15, 26 Tr); Straße 710, in der Westtür von Haus 700 (G 8/9): Fragment eines menschlichen Schädels (Blegen a.O. II. 63; Lawrence Angel a.O. 15, 26 Tr); Weg 711 Ost (FG 9): Kieferknochen (Blegen a.O. 56f. Abb. 14–16. 321. 322. 324. 326. 328; Lawrence Angel a.O. 14, 24 Tr); Haus 741 (K 6): Teil vom Kinn-  
backen eines erwachsenen Mannes (Blegen a.O. II. 121; Lawrence Angel a.O. 14, 22 Tr).

<sup>16</sup> Blegen 1958, II. 134f. Abb. 143; Lawrence Angel (s. Anm. 15), 14f., 25 Tr.

<sup>17</sup> Nur eine einzige Pfeilspitze ist bei den Grabungen Blegens aufgetaucht, und zwar in der Burg, auf der Straße 710 (Blegen 1958, 9. 12f. 51 Nr. 35. 486 Abb. 219), im mittleren Abschnitt, wo genau ist unklar, jedenfalls nicht zusammen mit den vor der Westtür von Haus 700 entdeckten Schädel- und Knochenresten (s. Anm. 15). – Eine Pfeilspitze (?) aus Horn stammt aus gestörtem Kontext (Blegen a.O. 59f. Nr. 34. 388 Abb. 219). – Die Grabungen Korfmanns haben nur zwei Pfeilspitzen geliefert, eine in der Burg und eine in der Untersiedlung; Burg: E 9,

Eine der Pfeilspitzen aus der Burg ist als die eines mykenischen Angreifers angesprochen worden, was aber nicht überzeugt.<sup>18</sup>

Man hat den Zerstörungsschutt an Stellen angetroffen, die durch spätere Bebauung nicht oder nur punktuell bzw. allenfalls partiell gestört waren.<sup>19</sup> Auch die den Bereich des Südtors VI T (G 9/10) überschneidenden römischen Mauern hatten in der Torgasse noch einen mit der 1 m starken Zerstörungsschicht von VII a angefüllten, 5 m langen und 3,30 m breiten Zwischenraum freigelassen (Abb. 1. 2).<sup>20</sup> Außerdem

„Zentralgebiet“ (westlicher Teil), „Bereich des VII b-Hauses mit zwei Türen, südlich der Gasse“ (M. Korfmann, *Studia Troica* 8, 1998, 29 Abb. 23), dessen Plan offenbar bei M. Korfmann, *Studia Troica* 6, 1996, Abb. 2 (S. 26), untere Häuserreihe, Mitte, wiedergegeben ist; Untersiedlung: z 7, Nordhaus, Raum 5 (D. Koppenhöfer, *Studia Troica* 7, 1997, 306 Abb. 4; das Stück fehlt anscheinend im Katalog ebd. 312ff.). – Aus einer allerdings älteren Brandschicht von VII a, im Raum 2 des Südhauses (zA 7) der „Weststadt“, scheinen dagegen zwei Pfeilspitzen zu stammen (vgl. M. Korfmann, *Studia Troica* 5, 1995, 22 Abb. 20. 21, 2; anders Koppenhöfer a. O. 309. 312 Abb. 4. 6, 2); kommt auch die o. erwähnte Speerspitze aus dieser Schicht oder nicht? (Korfmann 1996 [s. o.], 34ff. Abb. 28, 8 = Koppenhöfer a. O. 309?).

<sup>18</sup> Es handelt sich um die Pfeilspitze von Straße 710 (s. Anm. 17). Sie gehört ebenso wie die aus dem Bereich des VII b-Hauses zum Typus VI b von H.-G. Buchholz, *Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts* 77, 1962, 26; der Typus ist in minoisch-mykenischen Fundstätten aus späthelladischer Zeit wie Knossos (ebd. 47 Nr. 6 e), Malthi (ebd. 51 Nr. 16), Prosymna (ebd. 51 Nr. 20 b), Mykene (ebd. 53 Nr. 21 c) und Spata (ebd. 54 Nr. 23), aber auch in Thermi/Lesbos (ebd. 56. Nr. 29 c) belegt. Außerdem wurde diese Art von Pfeilspitzen nachweislich von Trojanern benutzt, wie eine in der Unterphase VI f oder VI g, d. h. nicht in der Zerstörungsschicht von VI, gefundene Pfeilspitze belegt (s. C. W. Blegen u. a., *Troy III. The Sixth Settlement* (Princeton 1953), 270 Abb. 297 Nr. 36. 377; Buchholz a. O. 57 Nr. 30 c; im übrigen ist im zentralanatolischen Alisar ein solches Exemplar aufgetaucht (Blegen 1958, 51 Nr. 35. 486). In ihr den Rest der Waffe eines mykenischen Angreifers sehen zu wollen (Blegen 1958, 12f.), ist daher unzulässig.

<sup>19</sup> Vgl. zum Folgenden Anm. 20, 21, 36–43.

<sup>20</sup> Vgl. Dörpfeld 1902, Abb. 43 (S. 132); Taf. III (= s. hier VV). – Dörpfeld hat bei seinen Grabungen den Bereich des Südtors in G 9 freigelegt und war bis zum Pflaster und zur Drainage der Straße 710 von VII a gekommen, die von Brandschutt bedeckt waren; darüber hatte er das Pflaster von VII b 1 angetroffen, wobei die jeweilige Schichtzugehörigkeit von Pflaster/Drainage/Brandschutt und höherem Pflaster erst durch Blegens Grabungen klar wurde (Tgb. 2, 68 mit Abb. S. 68 a; Tgb. 3, 118f. m. Skizzen; vgl. Dörpfeld 1902, 132f. Abb. 43 [= hier Abb. 1]; Abb. 44). Erst auf das Pflaster von VII b 1 war im nördlichen Teil des Torwegs die aus römischer Zeit stammende Mauer IX E gesetzt worden; sie reichte also *keineswegs* in die Zerstörungsschicht von VII a hinein (s. hier Abb. 2; Blegen 1958, Abb. 1; M. Korfmann, *Studia Troica* 6, 1996, Abb. 7 [S. 14]).

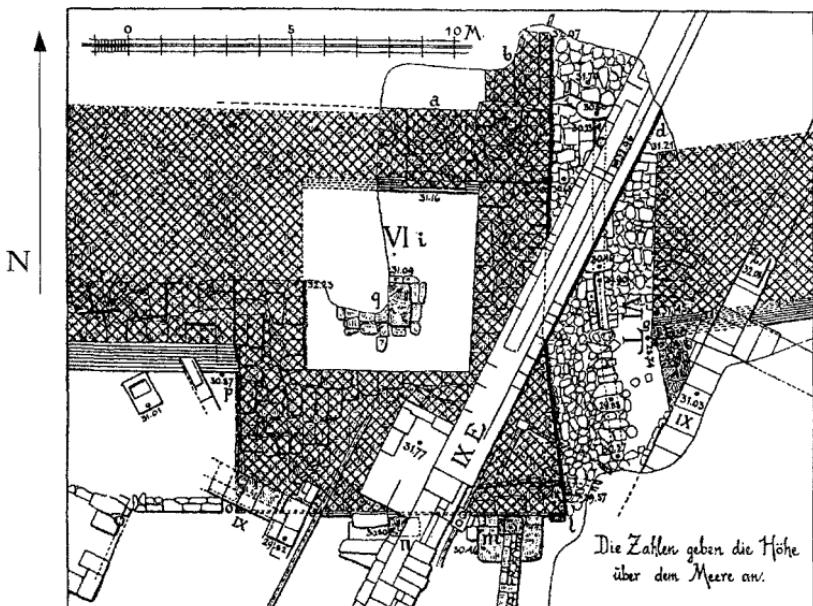


Abb. 1: Plan des Südturmes VI i, des Südtores VI T und des Westendes der südöstlichen Burgmauer mit den diese Reste überschneidenden römischen Mauern IX E und IX, der Drainage (man erkennt in der Mitte der Straße gut ihre Deckplatte [30,46 m] und ihren Boden [29,90 m] über dem Meeresspiegel) und des Pflasters der Straße 710 von VII a (G 9). – Nach Dörpfeld 1902, Abb. 43 (S. 132).

erstreckten sich die von Blegen angetroffenen, ungestörten Teile des Zerstörungsschuttes auf den Straßen 710 und 711 über Flächen von 30 bzw. 10 m Länge und von 3 bzw. 4 m Breite.<sup>21</sup>

Der Untergang von VII a wurde meist auf einen mykenischen Kriegszug zurückgeführt.<sup>22</sup> Er kann aber ebensogut das Zeugnis eines aus natürlichen Gründen in der Sommerhitze ausgelösten Brandes sein, der seine verheerende Wirkung den immer wieder die Troas heimsuchenden heftigen Nordostwinden verdanken mochte. Dadurch wären

21 Blegen hat den nördlich des Südtors liegenden Abschnitt der Straße 710 samt der Zerstörungsschicht von VII a aufgedeckt. Eine größere Störung wurde nur im Bereich des Brunnens A (Troia IX) festgestellt, nördlich davon gab es nur punktuelle Störungen (Blegen 1958, 51 Abb. 6. 329). Auf dem Weg 711 war die Zerstörungsschicht in ihrem *westlichen* Abschnitt (F 9) gestört (Blegen a. O. 59).

22 Blegen 1958, 12f.; Blegen 1963 (s. Anm. 14), 161; Korfmann (s. Anm. 14), 64. 71. 352; Becks/Thumm (s. Anm. 14), 419.



Abb. 2: Blick von Südosten auf die Reste des Südturmes VI i überschneidende römische Mauer IX E, die Südwestecke der südöstlichen Burgmauer (unten rechts), die Drainage mit der auf Abb. 1 eingezeichneten Deckplatte und das Pflaster von VII a (Mitte und unten links). Diesem Pflaster und der Abdeckung des Kanals lag die Zerstörungsschicht der Phase VII a auf. – Nach Grabungsfoto Dörpfelds, DAI Athen, Troja Neg. Nr. 572.

brennende Teile (Stoffetzen, Holz- und Schindelstücke, Gestrüpp usw.) von innen nach außen über die Mauer der Burg und durch offen stehende Tore geweht worden oder es wäre bei einem Unwetter in Burg *und* Untersiedlung zu Blitzschlägen gekommen, so daß sich das Feuer schnell ausgebreitet hätte. Deshalb hat selbst einer der Mitausgräber Blegens, J. L. Caskey, obwohl er von der Belagerungs-/Eroberungsthese überzeugt war, zugegeben, daß auch ein aus den erwogenen Gründen entstandener Brand das Ende von VII a heraufbeschworen haben kann.<sup>23</sup> In diesem Zusammenhang ist zu beachten, daß die Knochenreste so geringfügig waren, daß es unmöglich war, Aussagen über die Todesursache zu machen.<sup>24</sup> Und die Schädelstücke können jedenfalls nicht so erklärt werden, daß es sich bei ihnen um die Reste von Köpfen gehandelt hat, die von Schwertern abgeschlagen

23 Bei Finley (s. Anm. 4), 9. – Vgl. Il. 17, 735–741. 21, 522–525.

24 Siehe Anm. 15, 16.

worden sind, denn Hiebwaffen aus Bronze waren dazu nicht geeignet.<sup>25</sup> Auch der Tote in A 3 war kein durch Wurfgeschosse oder Steinwürfe zu Tode gekommener Angreifer, denn Waffenreste wurden bei ihm nicht entdeckt.<sup>26</sup> Alle Überreste der Toten, auf die man stieß, lassen sich ebensogut dadurch erklären, daß die Betroffenen von zusammenstürzenden Mauer- und Gebälkteilen bzw. herumgeschleuderten Steinen und Holzstücken erschlagen worden sind,<sup>27</sup> wobei die noch sichtbaren Leichen(teile) von den nach der Katastrophe Heimkehrenden begraben worden wären; auch mit dem Toten in A 3 kann so etwas geschehen sein.<sup>28</sup> Ebenso muß man die drei an weit voneinander entfernt liegenden Stellen gefundenen Pfeilspitzen nicht als Zeugnisse eines kriegerischen Ereignisses interpretieren.<sup>29</sup> Man kann sich leicht vorstellen, daß – da Pfeile auch in Häusern aufbewahrt worden sein dürften – ein noch übriggebliebener Pfeil in den Schutt geraten oder daß, weil jemand vor der Brandkatastrophe floh und es ihm gerade noch gelungen war, ein Bündel Pfeile mitzunehmen, ein Pfeil verlorengegangen ist und vom Schutt begraben wurde.<sup>30</sup> In diesem Zusammenhang sollte man nicht vergessen, daß auch in Straten, die den Zerstörungsschichten von VII a und VI vorauslagen, also in Ablagerungen, die *nicht* auf Eroberung zurückgeführt werden können, *ebenfalls* solche Waffenfunde gemacht worden sind.<sup>31</sup>

<sup>25</sup> Dazu A. Snodgrass, Wehr und Waffen im antiken Griechenland (Mainz 1984) 52f. – Allerdings könnte der Kopf durch eine Keule zerschlagen worden sein.

<sup>26</sup> Das Skelett lag innerhalb der Krümmung einer längeren Mauer, die eventuell die Umfriedung einer Begräbnisstätte war. Bei ihm wurden zwei *Perlen* und Fragmente einer *Gewandnadel* (?) aus Bronze, aber *keine* Waffenreste gefunden, vgl. dagegen das Skelett aus Sardes (s. Anm. 12); auch wäre der Tote an einer Stelle umgekommen (s. o. m. Anm. 16), die einem Sturmversuch nicht günstig war (s. Anm. 32). – Siehe auch R. Becks, Bemerkungen zu den Bestattungsplätzen von Troia VI, in: Mauerschau. Festschrift für M. Korfmann 1 (Remshalden/Grunbach 2002) 303f. Abb. 1. 5. 8.

<sup>27</sup> Auch ein solcher Sachverhalt kann die vereinzelt gefundenen bzw. weggebrochenen Kieferknochen und Kinnbacken erklären (s. Anm. 15, 16), deren Abtrennung vom Kopf jedenfalls nicht durch Schwerthiebe zustande gekommen zu sein scheint.

<sup>28</sup> Vgl. Anm. 26.

<sup>29</sup> Siehe Anm. 17.

<sup>30</sup> Vgl. Hertel 2002, 68.

<sup>31</sup> VI: in der Vorgängerschicht des Erdbebenschutts zwischen Haus VI G und der Burgmauer in J 7 (Blegen 1953 [s. Anm. 18], 22. 262. 270 Abb. 297 Nr. 36. 377); VII a: in der ‚Weststadt‘ wurden Waffenreste in einer älteren Brandschicht dieser Phase gefunden (s. Anm. 17).

Auffällig ist, daß gerade an *den Stellen* der Siedlung, an denen man Spuren von Kämpfen erwarten würde,<sup>32</sup> im Bereich des Südtors VI T<sup>33</sup> und auf der Straße 710 (G 9/8), d.h. *an der Stelle des Hauptzugangs zur Zitadelle und auf der zu ihrem Zentrum führenden Hauptstraße*, nur ganz wenige Schädel- und Knochenreste und nur eine einzige Pfeilspitze gefunden wurden. Man sollte sich dabei klarmachen, daß sich gerade dieses Tor – zur Zeit von VII a das breiteste der Burg – Angreifern zum Eindringen angeboten haben müßte. Ebenso merkwürdig ist, daß selbst in *den Bauten*, die bei Angriffen einem Hagel von Pfeilen und/oder Schleuderkugeln/Wurfsteinen ausgesetzt waren, d.h. in den unmittelbar hinter der südlichen Burgmauer gelegenen und von Blegen freigelegten Häusern 701, 705, 722, 721 (FG 9)<sup>34</sup> und in dem von Korfmann ausgegrabenen ‹Bereich des VII b-Hauses› in E 9, zwar starke Zerstörungsschichten, aber nur eine einzige Pfeilspitze entdeckt worden sind.<sup>35</sup> Auch in *den Bauten*, für die das gleiche gilt, d.h. in den hinter der südöstlichen Burgmauer errichteten und von Dörpfeld ausgegrabenen Häusern VII β, γ, δ, sowie in dem Bereich zwischen Haus δ und dem Südosttor (JK 5/6), weiterhin in den Häusern VII ε und ζ, sind zwar starke Zerstörungsschichten, aber keine Waffenreste aufgetaucht.<sup>36</sup> Und das trifft auch auf den von Blegen noch vorgefundenen

<sup>32</sup> Es ist kaum anzunehmen, daß die Hauptsturmversuche an der hoch aufragenden Westmauer und der sehr hoch gegründeten Nordmauer oder an der nördlichen und nordöstlichen Seite der Nordostbastion erfolgt sind (vgl. dazu Hertel 2002, 40f.), sondern an Toren (vgl. Il. 12, 442ff.), wie in Sardes (s. Anm. 12), Alt-Paphos (s. Anm. 53) und wohl auch Lakisch (s. Anm. 51), sowie an schwachen Mauerstellen, wie ebenfalls in Lakisch.

<sup>33</sup> Jedenfalls das Südwesttor VI U (AB 7) wurde in der Phase VII a zugemauert (M. Klinkott/R. Becks in Begleitband 413 Abb. 461, 467). Das Südtor VI T, die schmale Westpforte VI V (zA 5) und *eventuell* das in der Phase VII a nach Süden vorverlegte und verhältnismäßig breite Südosttor VII S in K 6 (vgl. zu letzterem Tgb. 2, 44ff. bes. 47 m. Farabb. S. 46 a; Dörpfeld 1902, 130 Abb. 41 [S. 129]; Hertel 2002, 71; Hertel 2001, 19 m. Anm. 4 und Abb. 4) sowie vielleicht auch die kleine Pforte in der Südmauer der Nordostbastion VI R (K 5) waren noch zugänglich.

<sup>34</sup> Haus 701: Blegen 1958, 73 Abb. 322, 328, 330; dieses Haus war eventuell der Vorraum von Haus 705. – Haus 705: Blegen a. O. 76 Abb. 322, 328, 330. – Haus 722: ebd. 78 Abb. 322, 331. – Haus 721: ebd. 81 Abb. 322, 331.

<sup>35</sup> Siehe Anm. 17.

<sup>36</sup> In der *Grabungspublikation* verlautet von Zerstörungsschichten nichts (vgl. Dörpfeld 1902, 184ff.), dagegen wird davon gesprochen, daß VII a verlassen wurde (ebd. 193); aber die *Grabungstagebücher* erweisen sich als ergiebig, wobei Dörpfeld Zerstörungsschicht und ‹habitation/floor deposit› nicht voneinander

Teil der Zerstörungsschicht von Haus VII  $\zeta^{37}$  und den erst von diesem freigelegten hinteren Teil des Hauses VII  $\theta^{38}$  sowie auf die ebenfalls von ihm ausgegrabenen Häuser 700 (G 8/9)<sup>39</sup> und 730 (HJ 7/8)<sup>40</sup> zu. Ähnliches haben die Befunde auf dem von der Straße 710 nach Westen abzweigenden Weg 711 Ost und in dem daran gelegenen Haus 725 (F 8)<sup>41</sup> und auf dem nicht überbauten Teil des gepflasterten Platzes in Planquadrat J 7<sup>42</sup> ergeben. Auffällig ist darüber hinaus, daß selbst in der Untersiedlung von VII a nur eine einzige Pfeilspitze (eventuell noch die o. erwähnte Speerspitze) entdeckt wurde.<sup>43</sup>

getrennt haben dürfte: Haus VII  $\beta$ : Im Vorraum verbranntes Getreide (Tgb. 2, 13 m. Abb. S. 13 a; vgl. auch 24f. m. Farbab. S. 24 a; Dörpfeld 1902, Abb. 38), vor dem Haus verbrannte Lehmziegel (Tgb. 2, 13 m. Abb. S. 13 a und Farbab. S. 10 a); in dem Haus könnten ebenfalls verbrannte Lehmziegel gefunden worden sein (Tgb. 3, 70 und Abb. S. 73). – Haus VII  $\gamma$ : Im Hinterraum sechseckige, in den Boden eingelassene Vorratsgrube, deren Wände mit kleinen Kalksteinen und Lehmziegeln verkleidet waren, die angebrannt, z. T. zu Kalk (Kalksteine) bzw. rot/gelb verbrannt bzw. z. T. verglast (Lehmziegel) angetroffen wurden, in der Grube verbranntes Getreide (Tgb. 2, 24f. m. Farbab. S. 24 a; vgl. auch Tgb. 3, m. Abb. S. 73); im Vor- und Hinterraum Brandschutt und hineingefallene Steine (Tgb. 2, 33 m. Farbab. S. 30 a, unter Raum  $\downarrow$  von VII b). – Haus  $\delta$ : Brandschutt und hineingefallene Steine (Tgb. 2, 33f. m. Farbab. S. 30 a, unter dem Raum  $\langle m \rangle$  von VII b). – Bereich zwischen Haus  $\delta$  und dem Südosttor VII S: Brandschutt und hineingefallene Steine (Tgb. 2, 33f. m. Farbab. S. 30 a, unter dem Raum  $\langle n \rangle$  von Troia VII b). Die an dieser Stelle des Tagebuchs vorgenommene Zuweisung der Hauses  $\delta$  und des genannten Bereiches an VI wurde in der Grabungspublikation zu Recht korrigiert (Dörpfeld 1902, Abb. 75 [S. 195] Taf. III [s. hier VV]). Taf. VI). – Haus VII  $\epsilon$ : Brandschutt, 1 bis  $1\frac{1}{2}$  m hoch, mit verbrannten Lehmziegeln (Tgb. 2, 38 m. Farbab. S. 37a, Haus hier mit  $\langle k \rangle$  bezeichnet, und m. Abb. S. 51 a). – Haus VII  $\zeta$ : «wieder ganz mit Brandresten (Holzkohle und roter Ziegelschutt) gefüllt» (Tgb. 2, 52f. m. Abb. S. 51 a). – Vgl. zu allem auch die Pläne Dörpfeld 1902, Abb. 70, 71, 75 (S. 185, 188, 195).

<sup>37</sup> Blegen 1958, 109f. Abb. 338. – Die Holzkohle aus Haus VII  $\zeta$  (s. Anm. 36) kann so etwas gewesen sein (vermutlich Heizmaterial), es wäre aber auch möglich, daß es sich dabei nur um verbrannte/verkohlte Holzstückchen gehandelt hat, denn die Nachgrabung hat nur eine dem Fußboden aufliegende Schicht «of soft black earth filled with charred and carbonized matter» erbracht (Blegen 1958, 109), Angaben, die auch zu anderen Häusern von VII a gemacht wurden (Blegen a. O. II. 50f. 56f. 65. 78. 81. 89f. 96. 98. 102. 110. 114. 120. 131. 134).

<sup>38</sup> Blegen 1958, 114 Abb. 337, 338.

<sup>39</sup> Ebd. 66 Abb. 322, 328.

<sup>40</sup> Ebd. 92 Abb. 338, 340.

<sup>41</sup> Ebd. 84ff. Abb. 41, 42, 321, 322, 331.

<sup>42</sup> Dörpfeld 1902, 187f. Abb. 71; Taf. III (s. hier VV). VI; Blegen 1953 (s. Anm. 18), Abb. 207; Blegen 1958, 105ff. Abb. 106, 321, 338, 351.

<sup>43</sup> Siehe Anm. 17. – Ansonsten hat die Untersiedlung nichts dergleichen geliefert:

Jedoch könnte man entgegnen, daß gerade die Stellen *vor* der Burgmauer, die durch spätere Baumaßnahmen stark gestört bzw. mehr oder minder beseitigt worden sind, d. h. die vor der südlichen Mauer im Bereich des ‹Theaters› C, vor der südöstlichen Mauer in dem des ‹Theaters› B, auf der zum Südosttor VII S laufenden Rampe<sup>44</sup> und vor der südwestlichen Mauer in A 6/7, vor allem aber vor Südtor und Südturm,<sup>45</sup> Schauplätze von Kämpfen gewesen wären.<sup>46</sup> Merkwürdig wäre dann aber, daß – wenn man an diesen Stellen gestürmt hätte – die Häuser und Straßen *hinter* den jeweiligen Mauerabschnitten und vor allem die Gasse des Südtors und die Straße 710 keine bzw. kaum Waffenreste geliefert haben.<sup>47</sup> Vorstellbar wäre auch, daß im zentralen, durch die hellenistisch-römische Bautätigkeit abgetragenen Bereich der Zitadelle,<sup>48</sup> Kämpfe stattgefunden hätten; aber selbst dann würde man sich fragen, warum nicht auch in der Torgasse und auf der Straße Spuren solcher Auseinandersetzungen aufgetreten sind.<sup>49</sup>

Angesichts solcher Überlegungen ist ein Blick auf die Zerstörungsschichten von Städten lehrreich, die zweifelsfrei belagert und im Sturm genommen wurden: In Sardes,<sup>50</sup> dem wohl schon 701 von den Assyriern eroberten Lakisch in Israel,<sup>51</sup> dem an der Stelle von Izmir-Bayraklı

Areal 742 in J 8, der Zwickel von Burgmauer und Südostturm (Blegen 1958, 119f. Abb. 136, 321, 338). – Haus 741 in K 6 (ebd. 120ff.; hier wurde aber das schon erwähnte Fragment vom Kinnbacken eines erwachsenen Mannes gefunden [s. o. Anm. 15]). – Haus 749 in A 7 (Blegen a. O. 130f.).

<sup>44</sup> Die Reste von VII a (inklusive des Brandschuttes) sind jedenfalls im nördlichen Teil des Rampenwegs, und zwar im Bereich des Hauses in K 6, anscheinend bis zur Zerstörungsschicht von VI abgetragen worden (vgl. Tgb. 2, 37f. 44f. mit Farbabb. 37 a, 44 a; Tgb. 3, Abb. S. 90f.; Dörpfeld 1902, 130 Abb. 41; 195f. Abb. 76 und Taf. III [s. hier VV]. VI; Blegen 1958, Abb. 339).

<sup>45</sup> Siehe Anm. 20.

<sup>46</sup> Man kann sich das im Prinzip – obwohl es sich um VI handelt – gut anhand des Holzmodells der Burg klarmachen, siehe Begleitband Abb. 349 (S. 336).

<sup>47</sup> S. Anm. 17. 20. 21.

<sup>48</sup> Dörpfeld 1902, 34. 211.

<sup>49</sup> Daß es beim Sturm erst im Zentrum der Burg zu kriegerischen Auseinandersetzungen gekommen sein sollte, ist nicht anzunehmen, denn gerade von der Burgmauer aus ließ sich der Feind am besten abwehren. Natürlich kann oben der Endkampf ausgefochten worden sein, aber das setzt vorangegangene Kämpfe an anderen Stellen der Siedlung voraus, vgl. auch Anm. 51–58 und Anm. 70.

<sup>50</sup> Siehe Anm. 12.

<sup>51</sup> An ihrem Schwachpunkt, an der Südwestseite der zweiten, äußeren Stadtmauer, wurde eine Belagerungsrampe entdeckt, die von *Hunderten* von Pfeilspitzen umgeben war. Auch das äußere, zweite Stadt Tor im südlichen Abschnitt der Westmauer dürfte Schauplatz eines auf einer Belagerungsrampe erfolgten An-

gelegenen und von den Lydern um 600 eingenommenen Alt-Smyrna,<sup>52</sup> dem 497 von den Persern erstürmten Alt-Paphos auf Zypern<sup>53</sup> und dem 348 von Philipp von Makedonien besiegten Olynth auf der griechischen Halbinsel Chalkidike<sup>54</sup> wurden zahlreiche, und stellenweise dicht beieinander liegende Waffenreste entdeckt, und das im Fall von Olynth, obwohl die Stadt zuerst von den Truppen Philipps und später von Heimkehrern stark geplündert worden ist.<sup>55</sup> Man mache sich dabei klar, daß nicht nur in Sardes, sondern auch in Lakisch, Alt-Smyrna und

griffs gewesen sein, was archäologisch deshalb noch nicht nachgewiesen werden konnte, weil das Tor durch eine jüngere Anlage weitgehend verdeckt wird (D. Ussishkin, Excavations at Tell Lachisch 1973–1977. Preliminary Report [Jerusalem 1978] 67ff.; ders., Israel Exploration Journal 30, 1980, 174ff.; H. Weippert, Palästina in vorhellenistischer Zeit. Handbuch der Archäologie. Vorderasien II 1 [1988] 525f. 611 Abb. 4. 46; A. Negev [Hg.], Archäologisches Bibel-Lexikon [Neuhausen/Stuttgart 1991] 263ff. ‹Lachish›, bes. 264f.). – Zur Stadt- und Festungsanlage s. V. Fritz, Die Stadt im alten Israel (München 1990) 84f. Abb. 36. 37. 38.

- 52 In der Zerstörungsschicht, besonders im Nordteil der Stadt, wurden zahlreiche Speer- und Pfeilspitzen gefunden (allerdings keine menschlichen Skelettreste). Zudem haben die Lyder einen der Erstürmung Alt-Smyrnas dienenden Hügel an die Nordwestecke der Stadtmauer gebaut, der eine Vielzahl der bei den Kämpfen verschossenen Pfeilspitzen enthielt (J. M. Cook/R. V. Nicholls, Annual of the British School at Athens 53/54, 1958/59, 23f. 128ff.). Im Bereich des südlichen Torbaus der zur Tempelterrasse führenden Rampe hat man ein Waffenlager freigelegt, das aus vielen Speerspitzen, einem Schwert und einem Helm bestand (J. M. Cook†/R. V. Nicholls, Old Smyrna Excavations. The Temples of Athena. Annual of the British School at Athens. Supplementary Volume 30 [London 1998] 24 Abb. 5 Taf. 18 b. 19 a. b).
- 53 Allein aus der auf das Nordosttor zuführenden, den Festungsgraben ausfüllenden Belagerungsrampe sind mehr als 500 Waffenreste, darunter viele Pfeil- und Speerspitzen, gekommen; auch der mit Brand durchsetzte Zerstörungsschutt der Torgasse war voll von solchen Funden. Außerdem haben sich 422 Wurfsteine gefunden (F. G. Maier, Chiron 2, 1972, 17ff.; ders., Archäologie und Geschichte. Ausgrabungen in Alt-Paphos. Konstanzer Universitätsreden [Konstanz 1973] 17ff.; E. Erdmann, Deutsches Archäologisches Institut. Ausgrabungen in Alt-Paphos auf Zypern, hg. v. F. G. Maier, Heft 1. Nordostbastion und persische Belagerungsrampe in Alt-Paphos I. Waffen und Kleinfunde [Konstanz 1977] ff. 4ff. 25. 80ff.).
- 54 In der Zerstörungsschicht wurden über die Stadt verstreut viele Waffenreste gefunden (D. M. Robinson, RE XVIII 1 [1939] 329 s. v. Olynthos; ders., Excavations at Olynthos. X. Metal and Minor Miscellaneous Finds [Baltimore 1941] 378. 382ff. Typ Cff. Taf. 120–126 [Pfeilspitzen]; 412ff. Taf. 127 [Speerspitzen]; 418ff. Taf. 130–134 [Schleuderkugeln]); 443ff. Taf. 135–137 [Bronzeschild]).
- 55 D. M. Robinson, Die Antike. Zeitschrift für Kunst und Kultur des klassischen Altertums 11, 1935, 275.

Alt-Paphos die Besiedlung weiterging, wenngleich in Lakisch und Alt-Paphos in größerem zeitlichen Abstand.<sup>56</sup> Zum Vergleich sei auch das gegenüber der griechischen Insel Samos an der türkischen Westküste gelegene Milet herangezogen, wo sogar in einer vor dem ‹Heiligen Tor› angebrachten *Auffüllungsschicht*, die aus dem Schutt der persischen Eroberung von 494 bestand, Pfeilspitzen und ein abgeschlagener Kopf gefunden wurden.<sup>57</sup> Vergessen sollte man auch nicht die große Zahl von Pfeil- und Speerspitzen, die im Perserschutt am Nordabhang der Akropolis in Athen aufgetaucht sind.<sup>58</sup>

Auf die zwei neuerdings noch herangezogenen Befunde aus der ‹Weststadt› ist schon an anderer Stelle eingegangen worden;<sup>59</sup> was das Grab angeht, so weist nichts auf den Sachverhalt hin, daß der Tod der darin Bestatteten auf die Begleiterscheinungen einer Belagerung zurückgeht. Wie dagegen bei einer Belagerung und Eroberung Getötete aussehen, zeigen die zahlreichen Funde aus dem um 43 n. Chr. von den Römern eingenommenen Maiden Castle/Dorset (England), wo in den Skeletten noch die tödlichen Waffenteile steckten bzw. an den Knochenresten noch die Verletzungen zu sehen waren (die Toten hatte man offenbar nach der Eroberung auf einem ‹Kriegsfriedhof› notdürftig begraben).<sup>60</sup> Einen im Prinzip ähnlichen Fundkomplex stellen die Massengräber der bei der Eroberung von Asdod (nördlich von Gaza) durch die Assyrer 712 getöteten Philister<sup>61</sup> und die Höhle mit 2000 Skeletten bei Lakisch dar, bei denen es sich um die Reste der 587 bei den Kämpfen mit den Babylonieren zu Tode gekommenen Israeliten handeln könnte.<sup>62</sup> Derartige Grabkontakte sind in Troia nicht entdeckt worden.

Im übrigen sollte nicht übersehen werden, daß in der ‹Weststadt› – obwohl hier eine größere Zahl von Hausresten mit zugehörigen Ab-

<sup>56</sup> Lakisch: Nach dem Ende des Assyrer-Reiches um 610 v. Chr. (Fritz [s. Anm. 51], 89). – Alt-Smyrna: Wiederbesiedlung einige Jahrzehnte danach (Cook/Nicholls 1958/59 [s. Anm. 52], 29). – Alt-Paphos: Wiederbesiedlung eines Teils des Wohngebietes im späten 5. Jh. v. Chr., Wiederaufbau der Befestigungsanlagen im 4. Jh. v. Chr. (Maier 1972 [s. Anm. 53], 27f. 30).

<sup>57</sup> V. von Graeve, Archäologischer Anzeiger 1999, 3f.

<sup>58</sup> O. Broneer, Hesperia. Journal of the American School of Classical Studies at Athens 2, 1933, 341f. Abb. 13; Broneer a. O. 4, 1935, 114ff. Abb. 4. 5; Broneer a. O. 7, 1938, 209.

<sup>59</sup> Hertel 2002, 68ff.; Hertel 2001, 28.

<sup>60</sup> R. E. M. Wheeler, Maiden Castle, Dorset. Reports of the Research Committee of the Society of Antiquaries of London No. XII (Oxford 1943) 63f. Taf. 57–63.

<sup>61</sup> T. u. M. Dothan, Die Philister. Zivilisation und Kultur eines Seevolkes (München 1995) 161f.

<sup>62</sup> Negev (s. Anm. 51), 264.

lagerungen ausgegraben worden ist – über die beiden eben angesprochenen und in ihrer Bedeutung problematischen Befunde hinaus keine Indizien für eine Belagerung und Eroberung festgestellt werden konnten.<sup>63</sup> Und nirgendwo haben sich auch in der Umgebung der Siedlung der Zerstörungsschicht von VII a gleichzeitige Spuren von Belagerungsversuchen finden lassen: Schanzen und Lagerplätze für Schiffe wurden weder im Umkreis von Troia noch an der Nord- oder Westküste entdeckt.<sup>64</sup>

Festzuhalten bleibt, daß alle zugunsten einer Belagerung und Eroberung von VII a vorgebrachten Zeugnisse keine eindeutigen Anhaltspunkte für die Belagerungs-/Eroberungsthese geben, ja zum Teil sogar gegen sie sprechen.<sup>65</sup>

Es bleibt noch ein von der Forschung unbeachtet gebliebener Befund zu besprechen, und zwar die Brandzerstörung im nördlichen Raumteil des Osttraktes des Untergeschosses von Haus VI M (CD 7/8), wohl einer Küche. Dieser Kontext, den A. Brückner und Dörpfeld<sup>66</sup> noch auf das Ende von VI bezogen haben, stellt jedoch ein Zeug-

63 Vgl. Korfmann (s. Anm. 14), 71 Abb. 74. 75; M. Korfmann, *Studia Troica* 9, 1999, 15 Abb. 14 b; ebd. 8, 1998, 31ff. Abb. 27 b; ebd. 7, 1997, 38ff. Abb. 27. 35; ebd. 6, 1996, 33ff. Abb. 25. 29–32; ebd. 5, 1995, 19ff.

64 Das gilt auch für VI, VII b 1 und VII b 2. – Vgl. J. M. Cook, *The Troad. An Archaeological and Topographical Study* (Oxford 1973) 151ff. 159ff. 43. 91f. 169ff. 181f. 185ff.

65 Vgl. das zu den Stellen von VII a Gesagte, die von Angriffen betroffen gewesen sein und diesbezügliche Zeugnisse hätten liefern müssen (s. Anm. 20. 21. 34–43).

66 «Eine plötzlich hereingebrochene Katastrophe, deren Trümmer von späteren Ansiedlern nicht fortgeräumt worden sind, muss es veranlaßt haben, dass in dem einen Raum des Gebäudes die Einzelheiten der innern Einrichtung noch sich erkennen liessen. ... An den Raum mit den Pithoi stiess ein kleineres Gemach an, in welchem vor der Wand eine breite Thonröhre noch aufrecht stand ... Dicht neben ihr auf der einen Seite war in dem Estrich des Fussbodens ein Pithos so weit eingelassen, dass seine Oeffnung gerade in Höhe des Fussbodens war. Daneben lagen auf dem Fussboden und in ihn hineingetreten ein paar Mahlsteine und Scherben von grossen Pithoi, und um die Röhre herum standen, offenbar an der Stelle ihres ehemaligen Gebrauches, ein paar Schalen allereinfachster Art aus kaum gebranntem Thon, ... Daneben stand aber auch auf dem Fussboden eine mykenische Büchse ...; es lag die Vermutung nahe, dass das feine Gefäß erst nachdem es unansehnlich geworden, in diesen Wirtschaftsraum gerathen war. In der Röhre selbst fanden sich im Schutte einige wenige Getreidekörner. Zahlreicher waren diese in verkohltem Zustande auf der anderen Seite der Röhre am Boden, wo auch eine Rinne im Boden des Zimmers bemerkbar war. Die Steinwand des Gemaches hatte stark durch Feuer gelitten. ...» A. Brückner bei W. Dörpfeld, Bericht über die im Jahre 1893 in

nis für den Untergang der Nachfolgesiedlung dar, wie eine neuerliche Analyse von Grabungsbericht und -otos ergeben hat (Abb. 3, 4).<sup>67</sup> Die Küche ist offenbar fluchtartig verlassen worden, als man mitten in der Arbeit steckte.<sup>68</sup> Ein unerwartetes Ereignis muß also den oder die hier Tätigen zur Flucht getrieben haben. Dies kann sowohl ein Angriff von Feinden als auch ein aus natürlichen Gründen entstandener Brand gewesen sein. Käme ersteres in Frage, so kann es sich aber nur um einen Überraschungsangriff gehandelt haben, was heißen soll, um einen plötzlich eingetretenen Überfall *ohne* vorangegangene Belagerung,<sup>69</sup> wie das Beispiel des um 1190 den Seevölkern (?) zum Opfer gefallenen Ugarit an der Küste Syriens zeigt.<sup>70</sup> Um die Zerstörungsschicht von VII a zu erklären, stellt sich folglich die Alternative: ‹Überraschungsangriff der

Troja veranstalteten Ausgrabungen [Leipzig 1894] 113f.; s. auch Tgb. 1, 46 (m. Abb. S. 46 a); Tgb. 2, 41. 55 m. Farbab. S. 41 a; Dörpfeld 1902, 160 Abb. 57 (S. 156).

<sup>67</sup> Vgl. auch Dörpfeld 1902, Abb. 57. – Schon Blegen hat ihn wegen des eingelassenen zweiten Bodens und der darauf gesetzten kleinen, an die Westwand des Raums angeschobenen Quermauer (unmittelbar links der Röhre) VII a zugewiesen (Blegen 1958, 66; Blegen 1963 [s. Anm. 14]). Zudem weisen die Art der Brandkatastrophe (s. o. m. Anm. 14) und der in den Boden eingelassene Pithos (was bekanntlich typisch für die Phase VII a war) nicht auf einen späteren Bauvorgang aus der Zeit von VI, sondern von VII a hin. Das ist auch deshalb wahrscheinlich, weil andere Teile des Hauses VI M sowohl in der Phase VII a als auch VII b noch bewohnt wurden (Tgb. 2, 41ff. m. Abb. S. 42 a; Dörpfeld 1902, Taf. VI).

<sup>68</sup> Klar dargelegt von Brückner (s. Anm. 66).

<sup>69</sup> Vgl. Anm. 9. – Hätte ein Überraschungsangriff nach einer *abgebrochenen* Belagerung stattgefunden, so müßten sich die Spuren vorangegangener Kämpfe, und d. h. solche wie w. o. Anm. 20, 21. 34–43 beschrieben, abzeichnen.

<sup>70</sup> In der Zerstörungsschicht von Ugarit wurden über die ganze Stadt, in Häusern und auf Straßen, verstreut zahlreiche Pfeilspitzen verschiedenster Form gefunden, davon allein 25 im Zentrum der Stadt und 30 in der Ville sud, so daß auf Straßenkämpfe geschlossen werden kann (M. Yon in W.A. Ward/M. Sharp Joukowsky, The Crisis Years: The 12th Century B.C. From Beyond the Danube to the Tigris [Dubuque/Iowa 1989] 117 Abb. 14. 5, a). Wie das weitgehende Fehlen von Toten, Funde versteckter Wertgegenstände in der Ville sud, *umgestürztes Hausinventar und eine größere Anzahl mitten im Stadium der Reinigung verbliebener Teller in einem Haus zeigen*, ist jedenfalls ein Teil der Bewohner sehr hastig geflohen (Yon a.O. 117f.). Der ganze Befund deutet auf einen Überraschungsangriff hin, der dadurch erleichtert wurde, daß die Hauptmacht des ugaritischen Heeres im südlichen Kleinasien operierte (M. C. Astour, American Journal of Archaeology 69, 1965, 253f.; G. A. Lehmann in J. Latacz [Hg.], Zweihundert Jahre Homer-Forschung. Rückblick und Ausblick. Colloquium Rauicum 2 [Stuttgart/Leipzig 1991] 116f.; Yon a.O. 119f.).

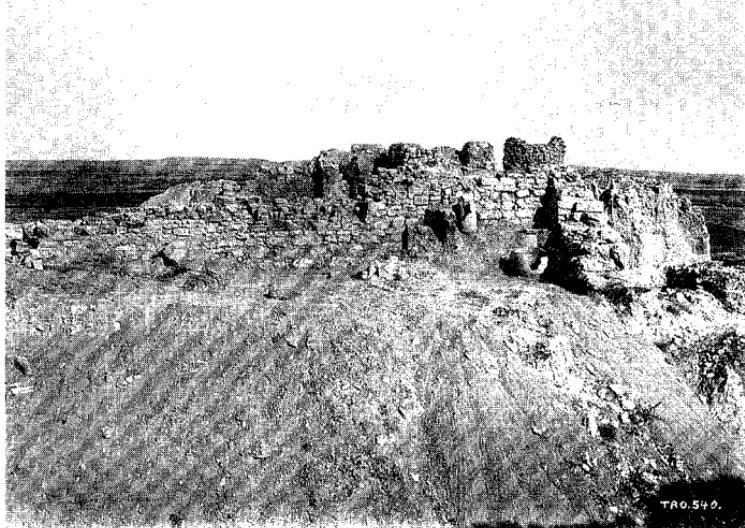


Abb. 3: Blick in den Osttrakt des Untergeschosses des Hauses VI M in CD 7/8 von Südosten. Die Küche der Phase VII a ist in der Mitte (etwas rechts), auf höherem Niveau (mit der Röhre), zu sehen. Zu dem Fußboden dieser Bauphase gehört auch die kleine Quermauer (unmittelbar links von der Röhre). – Nach Grabungsfoto Dörpfelds, DAI Athen, Troja Neg. Nr. 540.

eben definierten Art oder *aus nichtkriegerischen Gründen entstandener Brand*.

Dabei ist zu beachten, daß für die Zeit nach der Brandkatastrophe, für die Siedlung VII b 1, einerseits mit der Niederlassung eines neuen, vom Balkan kommenden Volkes,<sup>71</sup> andererseits mit dem Weiterleben eines Teils der älteren Bevölkerung gerechnet werden muß,<sup>72</sup> wodurch sich die Situation in VII a von der in Ugarit unterscheidet. Ebenso muß man in Rechnung stellen, daß in der Zerstörungsschicht von VII a – ebenfalls anders als in Ugarit<sup>73</sup> – nur spärliche Waffenfunde gemacht worden sind. Geht man von der These eines Überraschungsangriffs aus, dann wären folgende Szenarien vorstellbar:

1. Unerwartet hätten sich Angreifer genähert. Da sie im Vergleich zu den Verteidigern sehr zahlreich gewesen wären und eventuell noch andere Umstände die Einnahme erleichtert hätten, so das Fehlen eines

71 Hertel 2002, 70ff.

72 Ebd.

73 Siehe Anm. 70.

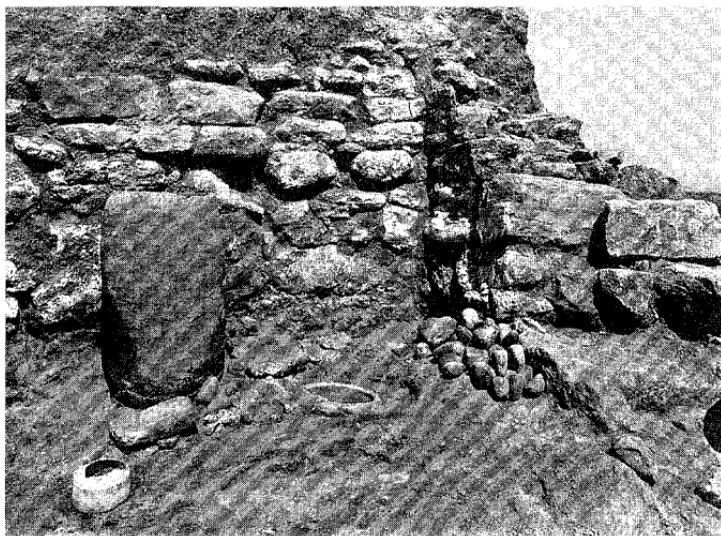


Abb. 4: Blick in die Küche im Osttrakt des Untergeschosses von Haus VI M in CD 7/8 von Südosten. Die Webgewichte – die Ansammlung von Objekten in der Ecke rechts (vor der Nordmauer) – sind wohl vom Obergeschoss auf den Fußboden gefallen. – Nach Grabungsfoto Dörpfelds, DAI Athen, Troja Neg. Nr. 309.

Teils der troianischen Krieger,<sup>74</sup> wäre die Ringmauer – obwohl immer noch widerstandsfähig<sup>75</sup> – von den Bewohnern nicht mehr als wirkungsvolles Hindernis angesehen worden. Vor allem Frauen und Kinder hätten die Niederlassung so schnell wie möglich verlassen. Nur wenige zurückgebliebene Verteidiger hätten Widerstand geleistet, dabei auch im Zentrum der Zitadelle. Troia wäre schnell erstürmt und die kleine Verteidigerschar getötet worden. Man hätte die Siedlung geplündert und in Brand gesteckt, aber, da man es nur auf Plünderung abgesehen hätte, keinen Versuch gemacht, die Flüchtlinge einzuholen und gefangen zu nehmen. Dann wären die Sieger abgezogen. Die Flüchtlinge hätten sich in den Ort zurückgegeben und mit seinem Wiederaufbau begonnen. Gleichzeitig damit oder etwas später hätte das balkanische Volk, das vielleicht schon seit längerem auf der Suche nach neuen Wohnsitzen gewesen wäre, die günstige Situation ausnutzend, Troia

74 Vgl. ebd.

75 Hertel 2002, 63ff.

besiedelt. Die beiden Völker hätten nun hier neben- bzw. miteinander gelebt.

2. Auf die gleiche Art wie eben für die Angreifer geschildert, hätte sich das balkanische Volk, das eventuell schon seit längerem auf der Suche nach neuen Wohnsitzen gewesen wäre, Troias rasch bemächtigt, wobei es gelungen wäre, viele Flüchtlinge einzuholen und gefangen-zunehmen. Beim oder nach dem Sturm wäre die Siedlung in Brand geraten.<sup>76</sup> Man hätte den Ort wiederaufgebaut und die Sieger hätten hier neben bzw. mit den Überlebenden der älteren Bevölkerung, diese wenigstens anfänglich noch im Zustand der Sklaverei, gesiedelt.

Somit ist die Annahme von Kämpfen im Rahmen eines Überraschungsangriffes durchaus möglich, wobei es sich allerdings um einen solchen ganz *besonderer* Art gehandelt hätte. Genauso denkbar ist die andere oben erwogene Erklärung, nämlich die einer aus alltäglichen Gründen entstandenen Brandkatastrophe: Die Bewohner hätten infolgedessen die Flucht ergriffen, was vielen gelungen wäre. Ein kleiner Teil hätte das nicht geschafft und wäre ein Opfer des Unglücks geworden. Die Flüchtlinge hätten sich dann in die Ruinen zurückbegeben. Gleichzeitig damit oder etwas später wäre aus dem schon erwähnten Grund und in der unter 1. beschriebenen Weise das balkanische Volk hinzugekommen. Der Ort wäre wiederaufgebaut worden und die beiden Völker hätten hier nun neben- bzw. miteinander gelebt.

### Der Untergang von VII b 1 (1200–1120) und VII b 2 (1120–1020)

Diese Siedlungen sind anscheinend durch Brandkatastrophen bzw. VII b 2 eventuell auch durch ein von Bränden begleitetes Erdbeben zugrunde gegangen.<sup>77</sup>

76 Da man sich hier niederlassen wollte, kann vermutet werden, daß man den Wohnbereich so weit wie möglich hat schonen wollen. Vielleicht wurde aber das Zentrum in Brand gesteckt (zum Zeichen des Sieges) und das Feuer hätte dann weiter um sich gegriffen.

77 Vgl. Ausstellungsführer 178f.; s. aber Hertel 2002, 75, 78; Hertel 2001, 28f. m. Anm. 22–25; Mountjoy (s. Anm. 11) 333f. und die verschiedene neuere Arbeiten (auch meine) zusammenfassenden Bemerkungen von W. Kullmann, Homer und das Troia der späten Bronzezeit, in: A. Rengakos, W. Kullmann (Hg.), Realität, Imagination und Theorie. Kleine Schriften zu Epos und Tragödie in der Antike (Stuttgart 2002) 133f. m. Anm. 165–169.

## Schlußfolgerungen

Wirft man zusammenfassend einen Blick auf die Zerstörungsschichten von VI bis VII b 2, so ergeben sich folgende Resultate: Es fehlt *jedes* Indiz, das es erlauben würde, das Ende von VI, VII b 1 und VII b 2 auf eine Belagerung und Eroberung zurückzuführen. Der Untergang dieser Siedlungen kann zwangsläufig als Folge von Naturkatastrophen oder Bränden, die alltägliche Gründe hatten, erklärt werden. Auch das Ende von VII a ist nicht durch eine Belagerung und Eroberung herbeigeführt worden, es *könnte* aber – wie oben dargelegt – die Folge eines Überraschungsangriffs gewesen sein. Jedoch ist es genauso gut möglich, die Ursache in einer Brandkatastrophe der eben angesprochenen Art zu suchen. Hätte man VII a durch einen Überraschungsangriff eingenommen, so wären die Angreifer entweder einfache Plünderer oder das balkanische Volk auf der Suche nach neuen Wohnsitzen gewesen. Sollten es Plünderer gewesen sein, so könnte es sich um die Seevölker gehandelt haben, dabei mit einem *möglicherweise* aus mykenischen Griechen bestehenden Truppenteil.<sup>78</sup> Selbst wenn das so gewesen wäre, dann wären solche Mykener aber nur eine entwurzelte, marodierende Schar gewesen, nicht aber das gut organisierte, zielstrebige vorgehende Koalitionsheer der Sage usw.; außerdem wäre dem Angriff keine Belagerung vorangegangen.<sup>79</sup>

Daß sich mykenische Griechen den durch ein Erdbeben bzw. durch einen normalen Brand zustande gekommenen Untergang von VI bzw. VII a zunutze gemacht hätten, um die jeweilige Siedlung als Wirtschaftsmacht auszuschalten, kann ebenfalls ausgeschlossen werden: Zum einen hatten sie dazu keinen Grund, denn der Handel zwischen ihnen und den Trojanern war selbst zur Zeit von VI gering und nahm in der Folgezeit noch ab;<sup>80</sup> außerdem hatten sie zu keinem Zeitpunkt

<sup>78</sup> So die Vermutung von Mountjoy (s. Anm. 11), 301; ähnlich auch Finley 1964 (s. Anm. 4), 6ff., der es für möglich gehalten hat, daß zu diesen mykenischen Griechen gehört haben könnten. Allerdings wäre zu fragen, ob die Seevölker überhaupt so weit nördlich operiert haben. – Zuletzt zu den Seevölkern s. W.-D. Niemeier in: S. Gitin u. a., Mediterranean Peoples in Transition. Thirteenth to Early Tenth Centuries BCE. In Honor to Professor Trude Dothan (Jerusalem 1998) 45ff.

<sup>79</sup> Vgl. Finley (s. Anm. 4), 6ff. – Man denke in diesem Zusammenhang an die von Cobet (s. Anm. 4) gegebene Definition von ‹historischem Kern›.

<sup>80</sup> Vgl. dazu F. Kolb in H.-J. Behr u. a. (Hg.), Troia – Traum und Wirklichkeit. Tagungsband zum Symposium im Braunschweigischen Landesmuseum am 8. und 9. Juni 2001 im Rahmen der Ausstellung ‹Troia – Traum und Wirklichkeit›

essentielle wirtschaftliche Interessen an den hinter den Dardanellen gelegenen Ländern.<sup>81</sup> Zum anderen war es nach den Zerstörungen dieser Siedlungen auch nie zu einer Niederlassung von Mykenern in der Troas gekommen.<sup>82</sup> Und was einen mykenischen Kriegszug gegen VII a anbelangt, so muß man sich auch darüber im klaren sein, daß diese Siedlung im Vergleich zu VI verarmt war.<sup>83</sup> Warum also sollten mykenische Griechen einen Handelskrieg gegen VII a geführt haben? Überdies ließen die Bedrohung, unter der die Zentren der mykenischen Welt am Ende des 13. Jhs. standen, und die Zerstörung, der sie um 1190 anheimfielen, keinen Feldzug gegen VII a zu.<sup>84</sup>

### Abkürzungen

Ausstellungsführer = M. Vetter/D. Thumm in: *Troia. Traum und Wirklichkeit.*

Braunschweigisches Landesmuseum und Herzog Anton-Ulrich-Museum Braunschweig. Kunstmuseum des Landes Niedersachsen. Ausstellungsführer (2001) 124ff.

Begleitband = *Troia – Traum und Wirklichkeit*, Begleitband zur Ausstellung in Stuttgart, Braunschweig und Bonn. (2001).

Blegen 1958 = C. W. Blegen, *Troy IV. Settlements VII a, VII b and VIII* (Princeton 1958).

Dörpfeld 1902 = W. Dörpfeld, *Troia und Ilion. Ergebnisse der Ausgrabungen in den vorhistorischen und historischen Schichten von Ilion 1870–1894* (Athen 1902).

Hertel 2002 = D. Hertel, *Troia. Archäologie. Geschichte. Mythos*. C. H. Beck Wissen 2166 (2., durchgesehene Aufl., München 2002 [1. Auflage 2001]).

Hertel 2001 = D. Hertel, *Troia – Sage und Geschichte*, in: *Mitteilungen aus dem Heinrich-Schliemann-Museum Ankershagen*, Heft 7, 2001, 19ff.

Tgb. 1 = W. Dörpfeld, *Troja 1893. Ausgrabungen in Troja (Hisarlik) im Frühjahr und Sommer 1893*. Tagebuch I.

Tgb. 2 = W. Dörpfeld, *Troja 1894. Ausgrabung von Troja 26. April–15. Juli 1894*. Tagebuch der Arbeiten und architektonischen Funde.

Tgb. 3 = W. Dörpfeld, *Troja 1893–94*.

(Braunschweig 2002) 28ff.; Hertel 2002, 50ff. 65f., der hier u. a. von den Ergebnissen der Untersuchungen von H. Mommsen u. a., *Archäologischer Anzeiger* 2001, 169ff., bes. 181ff. 202f., ausgeht.

81 So mit Nachdruck M. Basedow, *Besik Tepe. Das spätbronzezeitliche Gräberfeld*. *Studia Troica. Monographien* 1 (2000) 164; vgl. Kolb (s. Anm. 80), 27f.

82 Vgl. Hertel 1992 (s. Anm. 4), 82, zwar im Zusammenhang mit VI vorgebracht, aber die Überlegungen gelten auch für VII a.

83 Vgl. Hertel 2002, 65f.

84 Hertel 1992 (s. Anm. 4), 87 m. Anm. 52 (dort allerdings noch auf das Ende von VI bezogen).

# Troia im Tausch- und Handelsverkehr der Ägäis oder Troia ein Handelsplatz?

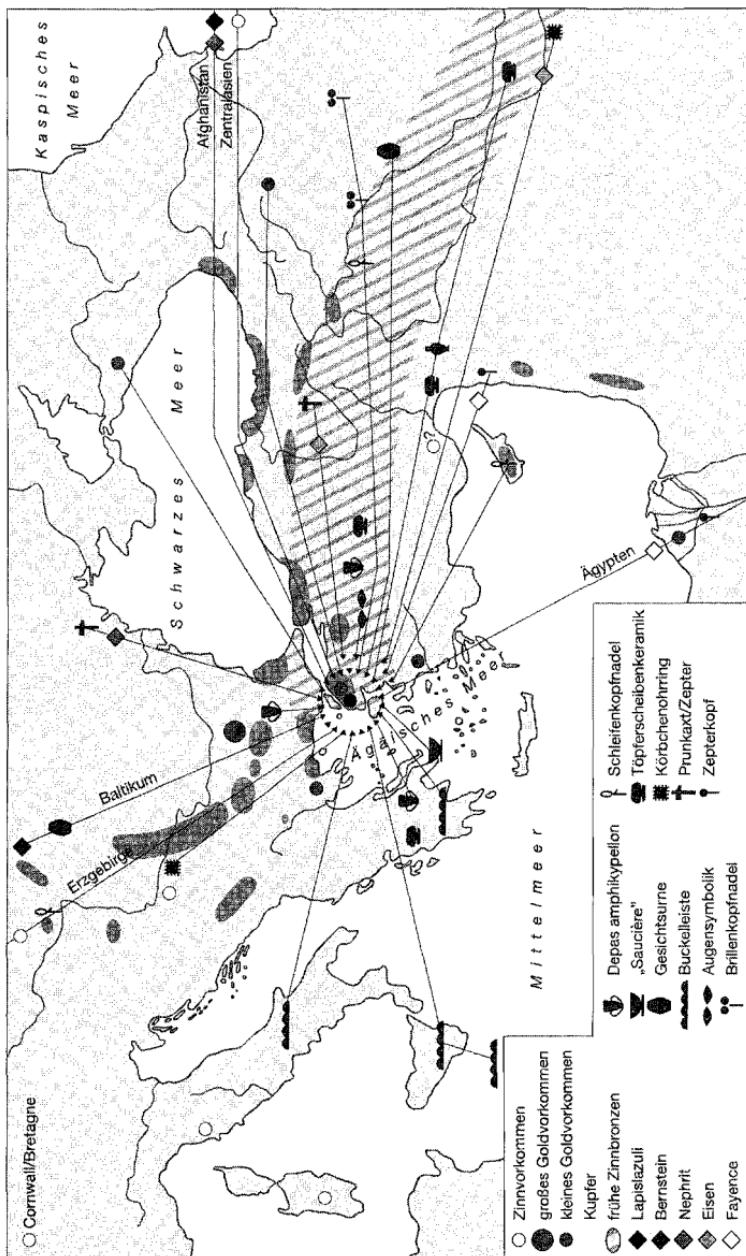
BERNHARD HÄNSEL

Getauscht, gehandelt und gehändelt wird überall und immer, wo es Menschen in größerer Zahl beisammen und in überschaubarer Nachbarschaft gibt. Davon ist ganz prinzipiell auszugehen. Ein Ort wie Troia ist natürlich nicht ausgenommen; und das gilt für alle Phasen der langen Besiedlung auf dem Hügel von Hisarlik. Sich freilich auf diese Feststellung zu beschränken, hieße, banal zu bleiben. Es kann nur um Formen, den Grad der Intensität und den Umfang von Tausch und Handel in und mit Troia gehen – und hier in diesem Beitrag nur um einige Schlaglichter auf die frühen Perioden bis zur Phase VII b<sub>3</sub>, die der Prähistoriker im Blick hat.

Darf man Troia als einen «Knotenpunkt», als eine «Drehscheibe des Handels», als einen «Umschlagplatz» im Sinne mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Wirtschaftszentren beim derzeitigen Kenntnisstand bezeichnen,<sup>1</sup> wie das in jüngerer Vergangenheit wiederholt geschehen ist? Kann man Troia als Mittel- und Zielpunkt von Wirtschafts- und Kulturbeziehungen zwischen Baltikum und Erzgebirge auf der einen und Afghanistan und Ägypten auf der anderen Seite darstellen, wie dies eine hier reproduzierte Abbildung aus dem Katalog der jüngsten Troia-Ausstellung suggeriert?

Fraglos hat man bei der Erforschung eines Ortes auch nach dessen Einbindung in den Waren- und Ideenverkehr seines Umfeldes zu suchen. Dies hat jedoch in einem größeren Zusammenhang zu geschehen, durch die Betrachtung des Beziehungsgeflechtes verschiedener Orte und Räume. Die Fokussierung nur auf den Ausgangspunkt beziehungsweise auf einen Zielpunkt führt zwangsläufig zu einer Verzerrung der Sicht. Tausch und Handel sind stets auf Wechselseitigkeit gegründet, Geben und Nehmen finden ihren kulturimmanenteren

<sup>1</sup> Troia – Traum und Wirklichkeit, Begleitband zur Ausstellung (Stuttgart 2001) 355–360.



Mögliche Beziehungen Troias zu den frühbronzezeitlichen Nachbarn als «Forschungshypothese» nach H. Korfmann in: Troia - Traum und Wirklichkeit, Begleitband zur Ausstellung (Stuttgart 2001) Abb. 385. – Monozentrische Darstellung eines Beziehungsgeflechtes (Zeichnung von Susanne Handmann, Erlangen).

Ausgleich. Tausch und Handel entfalten eine kulturprägende Wirkungskraft nur, wenn sie zwischen Kulturbereichen stattfinden, die vom sozialen und ökonomischen Entwicklungsstand her miteinander kommunikationsfähig sind. Man wird Aussagen, die über die letztlich banale Feststellung von «Beziehungen» hinausgehen, nur vornehmen können, wenn man Ausgangs-, Zielpunkt und Umfeld gleichermaßen erforscht. Das aber fällt angesichts der Wirkung, die Troia ausübt, für diesen nordostägäischen Ort besonders schwer.

Die Faszination Troias basiert nicht allein auf Homer, sondern wenigstens im deutschen Sprachraum auf den Leistungen und Ansichten der Persönlichkeiten Heinrich Schliemann und Manfred Korfmann. So wie man sich nicht durch Schliemann den Blick auf frühere Forschungen zu Troia verstellen lassen sollte, hat man auch die Resonanz auf die wieder aufgenommenen Grabungen Korfmanns als das zu nehmen, was sie sind, und nicht von deren, vom Ausgräber freilich tatkräftig geförderten, Einschätzung in der Öffentlichkeit auszugehen. Diese drückt der Troia-Forschung einen Stempel auf, durch den eine bestimmte, wahrscheinlich beschränkte Sichtweise favorisiert wird, nämlich Troia als Scharnierstelle zwischen Ost und West. Man spürt das Wiederaufleben alter und längst vergessen geglaubter Weltbilder von Orient und Okzident, von der Grenze zwischen den Erdteilen Europa und Asien. Recht deutlich wird dieser Sachverhalt in der Formulierung der Laudatio für die Verleihung des *Helga und Edzard Reuter-Preises*. Dort heißt es, die Grabungen in Troia haben «wesentlich zu der Erkenntnis beigetragen, daß es sich bei dem antiken Troia mit großer Wahrscheinlichkeit um einen zentralen Knotenpunkt gehandelt hat, an dem sich die ethnischen und kulturellen Sphären der anatolischen Halbinsel und des griechisch-mediterranen Siedlungskreises begegneten und durchmengten». Unübersehbar ist, daß hier ein Raumverständnis begegnet, das auch die heutigen politischen Bedürfnisse Anatoliens im Auge hat und dafür eine Begründung über den Spannungsbogen scheinbarer geopolitischer Konstanz von der Frühbronzezeit bis heute formuliert. Geht man nüchtern und kritisch an dieses Bild von der Schaltstelle zwischen Ost und West, zwischen Europa und Asien, auf der Grundlage des in Troia gefundenen Materials heran, so ist es für viele der Siedlungsphasen so nicht aufrechtzuerhalten bzw. in die Ebene des Hypothetischen und des Postulats zu verweisen. Andere Postulate sind dem entgegenzusetzen und wahrscheinlich sogar ein wenig breiter durch Fundstoff zu hinterlegen.

Bereits ein erster Blick auf die Landkarte macht deutlich, daß Troia in der Nordzone der Ägäis liegt. Diese erscheint in ihrer Küstenglie-

derung wie ihrer dichten Inselwelt als ein Raum, der für Kommunikation seiner Bewohner besonders geeignet, nahezu wie geschaffen ist. Spätestens seit Beginn der Bronzezeit im 3. vorchristlichen Jahrtausend dürfte die Küstenschiffahrt, der Verkehr zwischen den Küsten über die Inseln, die entscheidende Kontaktebene zwischen den meerzugewandten und dadurch wichtigen Siedlungsplätzen ausgemacht haben. Der Weg ins Hinterland erscheint verkehrstechnisch bei einer entwickelten Schiffahrt zweitrangig.

Zwar kennen wir für viele meernahe Orte und die einzelnen Siedlungsphasen in ihnen die genaue Position zu der ehemaligen Küstenlinie nicht genau, der unmittelbare Meeresbezug tritt für viele Orte bei zunehmender archäologischer Forschung tendenziell immer mehr zutage. Das heute sehr festländische mykenische Tiryns z. B. war ein Hafenort,<sup>2</sup> der tief im Inland Makedoniens liegende Siedlungshügel Kastanas befand sich seit der Frühbronzezeit auf einer Insel im heute längst zugeschütteten Mündungstrichter des Axios.<sup>3</sup> Weitere Beispiele können genannt werden, auch Troia gehört dazu. Angesichts der Bruchtektonik des ägäischen Raumes und der bis in rezente Zeit wirk samen Hebungs- und Senkungsvorgänge einzelner, auch kleinerer Schollen wird hier noch manche Überraschung zutage kommen. Generell gilt jedoch, daß die Mehrzahl der bedeutenden Siedlungsplätze an der westlichen, nördlichen und östlichen Ägäisküste spätestens seit der Frühbronzezeit meerzugewandt angelegt worden ist. Das Meer war der Verkehrsraum, die Siedlungen die Anlaufstellen und Zielpunkte. Auch Troia gehörte dazu.

Darüber hinaus hatte jede Küstenregion und jeder Küstenort sein Hinterland als einen zweiten Kommunikationsraum, aber – so scheint es wenigstens – für das Ägäische Meer über weite Strecken der Bronze- und frühen Eisenzeit in deutlich untergeordnetem Maße. Überträgt man diesen Sachverhalt auf Troia, so mahnt es, dessen kontinentale Bindungen an das kleinasiatische Hinterland nicht zu überschätzen. Die von Korfmann publizierte Karte über «Die Völker Kleinasiens ... und das Handelssystem des 2. Jahrtausends v. Chr.» könnte auch ganz anders gezeichnet werden.<sup>4</sup>

2 E. Zangger, *The Geoarchaeology of the Argolid* (Berlin 1993) 69–85.

3 H. Schulz in: B. Hänsel, *Kastanas – Ausgrabungen in einem Siedlungshügel der Bronze- und Eisenzeit Makedoniens, 1975–1979*. Die Grabungen und der Baubefund. *Prähistorische Archäologie in Südosteuropa* 7 (Berlin 1989) 375–394.

4 Troia – Traum und Wirklichkeit (wie Anm. 1) 356 Abb. 383.

Der gleiche erste Blick auf die physische Karte der Ägäis räumt Troia aber auch eine bevorzugte Position unter den nordägäischen Orten ein, wie das immer wieder auch Korfmann mit gutem Recht deutlich gemacht und in seiner Bedeutung hervorgehoben hat. Es liegt unweit der Einfahrt in den Hellespont, es konnte den Schiffsverkehr zwischen Ägäis, Marmara- und Schwarzem Meer kontrollieren und daraus Nutzen ziehen. Troia war nicht nur Endstation von Schiffsfahrten, es war auch Zwischenstation. Freilich sollte man mit Blick auf den archäologischen Fundstoff aus Troia diesen Sachverhalt nicht so überschätzen, daß es zum «Knotenpunkt» oder zur «Drehscheibe» wird. Zu wenig Importgut gibt es aus dem Schwarzmeerraum. Nicht umsonst hieß das Schwarze Meer für die Griechen zunächst «*pontos axeinos*», ungastliches Meer. Erst nach dem Ende der frühen Siedlungsphasen, um die es hier geht, wurde es zum gastlichen Meer, zum «*pontos euxeinos*».

Bevor wir jedoch in einigen Beispielen auf eben diesen Fundstoff eingehen, sind noch einige Begriffsklärungen vorzunehmen. Sehr schnell und leichtfertig lässt es sich vom Handel sprechen. Man sollte sich jedoch erst einmal klarmachen, was man mit diesem Begriff meint und wie er für die Archäologie einsetzbar ist, ohne mit weitergreifenden Definitionen in Konflikt zu geraten.

Mit dem Begriff Handel kann ganz allgemein jede Form eines Austausches von Gütern bezeichnet werden, allerdings ist diese Maximaldefinition für uns Archäologen reichlich unpräzise und unspezifisch. Jede beliebige Siedlung aus welcher Periode und welcher Gegend auch immer wäre danach ein Handelsplatz. Wir haben zu differenzieren. Der Begriff sollte enger gefaßt und von dem des einfachen Tausches abgesetzt werden. Von Handel zu sprechen, ist erst erlaubt, wenn der Warenaustausch eine bestimmte Qualität erreicht hat, die durch einfaches Geben und Nehmen nicht mehr bewältigt werden kann. Weiter gehört dazu die Weitergabe von Dingen über den Eigenbedarf hinaus, das heißt eine Zwischenstation zwischen Produzenten und Konsumenten ist zu fordern, wenn der Begriff Handel eingesetzt werden soll. Dieser Prozeß der Weitergabe ist wohl am unkompliziertesten durch den Zwischenhändler zu bewerkstelligen. Zum Handel gehört also der Händler in verschiedenen Stadien der Professionalität, freilich sind auch andere Organisationsformen des Handels – etwa innerhalb der komplizierten Struktur von Palästen – denkbar. Gelingt es, den Händler nachzuweisen, können wir von Handel sprechen. Gelingt es, Warenumschläge zu belegen, ist der Begriff Handel angebracht. Gelingt es, die Häufigkeit der Verbreitung bestimmter Gegenstände als Ware über

größere Distanzen beim Nachweis der Herstellung dieser Gegenstände nur in einem Teilgebiet seiner Nutzung aufzuzeigen, ist der indirekte Schluß auf einen Handel im Sinne der oben gegebenen Definition möglich. Derzeit kommt ein weiteres praktisches und für den Archäologen sinnvolles Moment definitorisch zum Tragen, nämlich die größere Entfernung zwischen Produktionsstätte und Nutzungsstätte. Dies hat zwar Gewicht, kann allein aber nicht ausreichen, um den Begriff Handel einzusetzen, wenigstens das quantitative Moment muß dazukommen. Die Mehrstufigkeit der Weitergabe von Waren bzw. Gegenständen ist auch in irgendeiner Form an Wertmaßstäbe gebunden, die die Vergleichbarkeit unterschiedlicher Produkte herstellen. Mit dem Aufkommen der Geldwirtschaft ist dieses Problem gelöst, für die frühen Zeiten vor dem 7. bis 6. vorchristlichen Jahrhundert nicht. Allerdings sollten wir mit einer langen Phase eines prämonetalen Wirtschaftsverkehrs rechnen, in dem bestimmte Gegenstände eine Doppelfunktion als Wertmesser und Gebrauchsgegenstand innehatten.

Folgt man dieser Definition des Handels, so wird für weitere Bereiche der prähistorischen Welt der Begriff unanwendbar bleiben. Handel ist an kompliziertere soziale Organisationsformen gebunden, als wir sie außerhalb des Orients für Zeiten bis Troia V und wahrscheinlich auch danach kennen. Allerdings hat der Archäologe immer mit dem Dilemma der Ausschließlichkeit seiner Quellenüberlieferung umzugehen. Ausgangspunkt bei der Suche nach Handelstätigkeiten sind in der Regel Siedlungen, die Siedlungsfunde sind nun einmal im Normalfall Negativauslesen des ursprünglich benutzten Guts, sieht man einmal von bestimmten totalen Zerstörungssituationen à la Pompeji ab. Gleichartige Handelsgüter in größeren Mengen, Handelslager oder gar Händler sind im Fundgut einer Ausgrabung *a priori* nicht zu erwarten. Das Fehlen eines solchen Nachweises sollte aber nicht vorschnell und simpel als Nachweis für das Fehlen von Handel gedeutet werden. Prinzipiell könnte Handel auch dort stattgefunden haben, wo der Nachweis fehlt, weil die Quellenlage ihn verbietet. Wenn der Archäologe mit dem Begriff des Handels operiert, bewegt er sich immer in einer Grenzzone zwischen befriedigendem Nachweis und der Vermutung, er kommt aus diesem Dilemma niemals unschuldig heraus. Auf ein Minimum als Nachweis sollte er jedoch nicht verzichten und mit dem Begriff Handel zurückhaltend und kritisch umgehen. Dies ist geboten und auch möglich, weil ihm andere Beziehungen zur Verfügung stehen. Wir verschenken notwendige Differenzierungsmöglichkeiten bei der Beurteilung von Wirtschaftsprozessen, wenn wir den Begriff Handel inflationär einsetzen. Ohne Geldwirtschaft könnte man vor allem für

Zentren und Räume mit früh- oder prämonetalen Umgangsformen vom Tauschhandel sprechen. Die ethnologische Forschung kann manche Erklärungen bzw. Verständnishilfen liefern.<sup>5</sup>

Die bestimmende Form der Weitergabe von Gütern in einfach strukturierten Gesellschaften dürfte der Tausch sein. Mit diesem Begriff zu operieren, sind wir bis zum Nachweis einer konkreten Handelstätigkeit angehalten. Er formuliert die archäologisch nachweisbare Weitergabe von Waren unabhängig von einem Quantitätskriterium, er ist vom Moment des Gewinnstrebens, wie es für den Handel gilt, unbelastet. Die ethnologisch-soziologische Forschung in der Mitte des 20. Jahrhunderts hat uns für die verschiedenen Formen von Tauschvorgängen vor dem Einsetzen eines Handels die Augen geöffnet. Spätestens seit M. Mauss und seinen Ausführungen zur Bedeutung der Gabe jenseits der kommerziellen Dimension haben wir ganz andere Formen der Verbreitung materieller Güter in unsere Betrachtungen einzubeziehen.<sup>6</sup> Für die Weitergabe von Gegenständen bzw. für wirtschaftliches Handeln in einer vorstaatlichen Zeit ist deren enge Bindung an religiöse, soziale und politische Verhältnisse wesentlich. Verwandtschaftliche Bindungen bestimmen den Güterverkehr, das Geben, das Nehmen und deren Wiederholung in der Umkehr prägen politische Verhältnisse und führen zur Verbreitung von Produkten, die der Archäologe auffinden kann. Diese Erkenntnis führt über die wirtschaftsgeschichtlich bedeutsame Arbeit von K. Polanyi noch hinaus,<sup>7</sup> weil sie nicht auf die Wirtschafts- und Distributionsformen des Altertums fokussiert ist und so den Zuständen einfacher Gesellschaftsstrukturen besser Rechnung tragen kann.

1982 hat G. Kossack in einem Aufsatz über frühisenzeitlichen Gütertausch vor der zu Fehleinschätzungen führenden einfachen Übertragung von archäologischen «Teilbefunden in Analogien zu historisch bekannten Zeitaltern» gewarnt.<sup>8</sup> Er stellte fest, daß der Ersatz der «Vokabel ‹Verteilung›, die sich durch die Kartierung formgleicher Gegenstände regional begrenzen läßt», durch die Bezeichnung «Handel»

5 K. Hesse, Handel, Tausch und Prestigegüterwirtschaft in außereuropäischer Zivilisation. In: Handel, Tausch und Verkehr im bronze- und fröhisenzeitlichen Südosteuropa. Prähistorische Archäologie in Südosteuropa II (Berlin 1995) 31–38.

6 M. Mauss, Die Gabe. Form und Funktion des Austausches in archaischen Gesellschaften (Frankfurt/Main 1994).

7 K. Polanyi, Ökonomie und Gesellschaft (Frankfurt/Main 1979).

8 G. Kossack, Fröhisenzeitlicher Gütertausch. In: Savaria (Szombathely) 16, 1983, 104.

bereits die Erklärung für das unerklärte Phänomen vorwegnimmt. W. Kimmig stellt zu Recht die Frage, wie man «aus dem uns erhaltenen, doch sehr zufälligen archäologischen Befund Handelsgut, Heiratsgut, Beutegut oder Gastgeschenke» unterscheiden kann.<sup>9</sup> Die jüngeren Forschungen zu den bronzezeitlichen Hortfunden Europas – am deutlichsten bei S. Hansen<sup>10</sup> – oder auch zum «Import» römischen Sachguts in Germanien außerhalb des Limes haben das längst berücksichtigt<sup>11</sup> und frühere Ansätze, wie sie etwa programmatisch im Titel der 1930 erschienenen Monographie von E. Sprockhoff *Zur Handelsgeschichte der germanischen Bronzezeit* zum Ausdruck kommen, beiseite gelassen.

Zurück zu Troia und dabei zunächst zu den älteren Phasen bis zur Periode V, und das hier aus gebottem Anlaß nur sehr summarisch: Was auf der hier reproduzierten Abbildung aus dem Troia-Katalog so suggestiv wiedergegeben worden ist, reicht samt und sonders nicht aus, um von einer «Drehscheibe des Handels» zu sprechen. Die Keramik ist ein ungeeignetes Mittel, Handelsströme zu verfolgen, wie es etwa die gründlichere Bearbeitung der Funde aus der Periode II IM durch Ch. Frirdich ergeben hat.<sup>12</sup> Auch die wenigen vorliegenden Analysen mineralogischer bzw. geochemischer Art helfen da nicht weiter,<sup>13</sup> genausowenig wie die kaum akzeptable Einführung des Begriffs «Troia-Kultur» für einen mehr als Zeitspezifikum denn als formal zusammenhängenden, in sich recht unterschiedlichen Keramikbestand zwischen Troia und Thessalien. Mit dem Begriff wird allenfalls verdeutlicht, daß es eine durch verwandte Keramikformen definierte Koiné in der nordöstlichen Ägäis gab. Sicher möchte man eine Berührungszone von Ideen im Sinne von N. Kalicz akzeptieren,<sup>14</sup> wenn man die anthropomorph

9 W. Kimmig, Der Handel in der Hallstattzeit. In: Untersuchungen zu Handel und Verkehr der vor- und frühgeschichtlichen Zeit in Mittel- und Nordeuropa Teil I. Abh. Akad. Wiss. Göttingen. Phil. hist. Kl. III, 143 (Göttingen 1985) 227.

10 S. Hansen, Aspekte des Gabentausches und Handels während der Urnenfelderzeit in Mittel- und Nordeuropa im Lichte der Fundüberlieferung. In: Handel, Tausch und Verkehr (wie Anm. 5) 67–80.

11 S. v. Schnurbein/M. Erdrich, Das Projekt: Römische Funde im mitteleuropäischen Barbaricum. Ber. RGK 73, 1992, 5–II.

12 Ch. Frirdich, Die Keramik der maritimen Troia-Kultur (Troia I–III). In: Studia Troica 7, 1997, 111–258.

13 O. Knacke-Loy u.a., Zur Herkunftsbestimmung der bronzezeitlichen Keramik von Troia. Chemische und isotopengeochemische (Nd, Sr, Pb) Untersuchungen. In: Studia Troica 5, 1995, 145–176 bes. Abb. 12.

14 N. Kalicz, Die Péceler (Badener) Kultur und Anatolien (Budapest 1963).

aufgefaßten Gefäße des frühen Troia mit den vereinzelten Grabfunden der Badener Zeit aus Nordungarn und der Slowakei vergleicht, die Ebene des Handels wird dadurch aber bestimmt nicht berührt.

Auch einen Lapislazuli-Handel wird man nicht postulieren wollen, obwohl eine der prächtigen Äxte aus Schatz L aus diesem Material hergestellt worden ist (Troia-Katalog 358 Abb. 391). Die Prunkaxt gehört sehr viel eher in die Kategorie des Gabentausches, gleichgültig, ob das Rohmaterial oder die fertige Axt nach Troia gebracht worden ist. Jedenfalls steht sie viel zu vereinzelt, um als Indiz für einen Lapislazuli-Handel gelten zu können. Es gibt viele Möglichkeiten, sich ihren Weg nach Troia vorzustellen, der Handel bietet bestenfalls eine davon.<sup>15</sup>

Sicher wird man auch die halbkugelverzierten Knochenstäbe, die zwischen Malta, Italien, Griechenland und Troia gefunden worden sind,<sup>16</sup> als auffällige Zeugnisse einer Verständnisfähigkeit zwischen bestimmten Schichten aus den genannten Gebieten ansehen können, aber Handel und gar eine Art «Hansebund», in dem «vieles über Verträge geregelt war», kann man auch beim besten Willen aus den wenigen Fundstücken nicht ableiten. Gleiches gilt für die frühen Metalle, für die es noch viel zu viele offene Fragen gibt, was Herkunft, Transport, Zusammensetzung und Form anbetrifft.

Zu denken geben muß weiter, daß bei den doch lange und großflächig durchgeführten Grabungen in Troia kein einziger vormykenischer Siegelabdruck gefunden worden ist, auf der Insel Samothrake aber einer bereits in einem ersten recht kleinen Schnitt.<sup>17</sup> Solche Bullen bzw. gestempelte Tonverschluß- und Registrierstücke können als Indiz für eine Handelstätigkeit von Kreta aus gewertet werden. Offenbar haben die mittelminoischen Schiffe Samothrake eher angelaufen als Troia. Daß die Inselwelt der Ägäis im Kommunikationsgeflecht der Frühbronzezeit eine große Rolle und sicherlich eine ebenso große wie Troia gespielt hat, ist in allerjüngster Zeit durch O. Kouka herausgearbeitet worden.<sup>18</sup>

<sup>15</sup> J. Apakidze, Lapislazuli-Funde des 3. und 2. Jahrtausends v. Chr. in der Kaukasusregion – Ein Beitrag zur Herkunft des Lapislazuli in Troia. In: *Studia Troica* 9, 1999, 511–525.

<sup>16</sup> Troia – Traum und Wirklichkeit (wie Anm. 1) 357 Abb. 386–387.

<sup>17</sup> D. Matsas, Samothrace and the Northeastern Aegean: The Minoan Connection. In: *Studia Troica* 1, 1991, 159–179.

<sup>18</sup> O. Kouka, Siedlungsorganisation in der Nord- und Ostägäis während der Frühbronzezeit (3. Jt. v. Chr.) (Rahden/Westf. 2002).

Einen sehr indirekten Hinweis auf einen potentiellen, Troia betreffenden Ansatz für einen Handel könnte die Gliederung der Bebauung mit ihren herausgehobenen und untergeordneten Gegenständen in und außerhalb des befestigten Burgberges geben. Die Gliederung ist so, daß sicher zu Recht von einer sozial geschichteten Gesellschaft ausgegangen wird, in der hypothetisch auch Handeltreibende Platz hätten. Der ganze eben erwähnte und bislang bekannt gewordene Fundstoff spricht jedoch gegen eine Handelstätigkeit in Troia bis zur Phase V. Ein Handelsplatz war Troia in seiner Frühzeit sicher nicht, wenn nicht die fehlenden Indizien ursächlich allein auf die Lückenhaftigkeit der Überlieferung zurückgeführt werden sollen. Ein solcher Schluß *ex silentio* ist aber nicht gestattet.

Auch für den folgenden Abschnitt der Periode von Troia VI bis VII hat man Schwierigkeiten, von einem organisierten Handelssystem zu sprechen. Durch F. Kolb und H. Hauptmann ist während des Troia-Symposiums in Tübingen 2002 wiederholt darauf hingewiesen worden, daß es einen wesentlichen Unterschied zwischen dem eigentlich vorderorientalischen Kulturbereich, das Hethitergebiet eingeschlossen, und Troia gibt. Was Texte dort aus dem entwickelten Raum zum Handel aussagen, gilt nicht für die aus hethitischer Sicht abgelegenere Zone der Ägäis und erst recht nicht für die nördliche Ägäis und wohl auch nicht für große Teile Westanatoliens.

Sicher ist es auch kein Zufall, daß in Troia mit Ausnahme des einen Ringes mit einer luwischen Inschrift keinerlei Textdokumente gefunden worden sind, obwohl doch über Generationen dort ausgegraben werden konnte. Dieser Sachverhalt gilt nicht für den hethitischen Bereich und auch nicht für die südliche Ägäis in mykenischer Zeit. Von Kreta bis Theben in Böotien kennen wir Schrifttafeln, die von Wirtschaftaktivitäten und anderem zeugen, und auch beschriftete Gefäße. Sicherlich hat deren Überlieferung für uns etwas mit den Erhaltungsbedingungen am Grabungsort zu tun, so daß ihre Auffindung mit einer günstigen Situation und auch mit Finderglück zusammenhängt. In Pylos hat ein Palastbrand die Notationen eines Jahres konserviert. Ohne den Brand wären sie den Ausgräbern nicht in die Hände gefallen. Auch in Troia und an anderen Orten der Nordägäis ist es des öfteren zu Bränden gekommen. Außerdem sind im Palast von Pylos Texttafeln an recht verschiedenen Stellen gefunden worden, Geschriebenes wurde also in einem weiten Areal aufbewahrt. Ich meine, beschriftete Gegenstände wären in Troia gefunden worden, wenn man dort auf Tontafeln geschrieben hätte. Es gibt also einen bedeutenden Unterschied zwischen der schriftnutzenden Süd- und vor-schriftlichen Nordägäis. Wir haben

ihn als ein Gefälle zivilisatorischer Art zu verstehen. Wenn nun in dem sozial, wirtschaftlich und verwaltungstechnisch komplizierter strukturierten Süden der Ägäis in den Texten der Bezug zu Händlern, Handel, Verkauf und selbst auch Warentausch fehlt,<sup>19</sup> sollte man dies auch auf die Kommunikationspartner im Norden übertragen. Auch die Stellen in der *Ilias*, die sich mit Warenausbreitung befassen, sprechen eher von Schenken, beiläufigen Tauschaktionen unprofessioneller Art (Il. 2, 23. 74ff., 7, 467ff.). Ebenso zwingt uns der archäologische Befund nicht, Troia während der Schichtphasen VI und VII als Handelsplatz zu bezeichnen.

Zunächst ist zum Architekturbefund festzustellen, daß er trotz des Fehlens zentraler Bauten in der Hügelmitte und der Ausschnitthaftigkeit der Grabungsfläche außerhalb der großen Mauer hinreichend genug bekannt ist, daß man von einer sozial gegliederten Gesellschaft sprechen kann, Voraussetzung, daß dieser Platz auch Raum für eine Händlerschicht oder wenigstens für eine zum Teil mit Handelstätigkeiten befaßte Bevölkerungsgruppe mit speziellen Wohn- und Stapelplätzen geboten hat. Einen positiven Beleg – etwa von Magazinräumen, in denen Reste von Handelsware gefunden worden wären – gibt es jedoch nicht. Weiter müssen die von H. Hauptmann während der Tübinger Troia-Konferenz 2002 klar herausgearbeiteten Unterschiede zwischen den hethitischen Orten Zentral- bis Ostanatoliens im Baubefund gesehen werden. Dort, wo es Texte über Handelsaktivitäten gibt, befinden sich auch ganz andere Baustrukturen als in Troia. Die Anlage von Troia ist in Größe und zum Teil auch in ihren Baukörpern eher mit Plätzen aus der Ägäis vergleichbar als mit den großen hethitischen Orten. Korfmanns Rekonstruktion der Gesamtanlage von Troia verfügt über eine Länge von ca. 600 m, thessalische Orte aus mykenischer Zeitstellung wie etwa das im Stadtgebiet von Volos befindliche Iolkos oder das in jüngerer Zeit in seinen beträchtlichen Dimensionen erfaßte Dimini, selbst die Bunar Baschi mit ihren 250 x 350 m sind nicht viel kleiner als Troia.<sup>20</sup> Sie verfügen alle, ähnlich wie Troia, über einen höher gelegenen «Burgbereich» und über ein oder mehrere tiefe Plateaus. Freilich sind sie wesentlich schlechter durchforscht als Troia, nur besitzen sie offenbar nicht eine so monumentale

<sup>19</sup> O. Panagl, Handel, Händler und Verkehr im Spiegel griechischer Texte von Linear B bis Homer. In: Handel, Tausch und Verkehr (wie Anm. 5) 49–52.

<sup>20</sup> K. Kilian, Der Siedlungshügel Bunar-Baschi bei Sikourion. In: V. Milojčić u. a., Magulen um Larisa in Thessalien 1966 (Bonn 1976) 65–71.

Befestigungsmauer, durch die Troia sich doch letztlich über die genannten Orte erhebt. Im Größenvergleich können aber selbst wenige der makedonischen Toumben mit einer erhöhten Zentralsiedlung und vorgelagerten Plateaus mithalten, wie etwa die Toumba von Axiochori (Vardaroftsa) aus der Bronzezeit<sup>21</sup> und die auf einer Halbinsel gelegene Toumba von Anchilaos (Sindos).<sup>22</sup> Sie verfügen über eine Längenausdehnung von knapp 400 m, kommen aber im Flächeninhalt der Größe von Troia VI durchaus nahe. Dieser Vergleich sollte nicht überbewertet werden. Es ging nur darum zu zeigen, daß von der Größe her Troia eher mit den nordägäischen Orten als mit den hethitischen Großstädten zu vergleichen ist.

Das gilt auch für das Fundgut; hinreichend viel mykenische Keramik wurde in Troia gefunden, jedoch keine hethitische. Die mykenische Ware ist durch P. Mountjoy inzwischen gut ausgewertet,<sup>23</sup> sie ist wie auch die anderer nordägäischer Orte<sup>24</sup> zum geringeren Teil importiert und zum größeren Teil örtlich hergestellt. Inzwischen gibt es in der nördlichen Ägäis genügend viele Ausgrabungen (Assiros, Toumba von Thessaloniki, Nea Olynthos/Agios Mamas, Toroni in Makedonien, Pefkakia, Dimini und Iolkos in Thessalien), deren leider unpublizierte bemalte Drehscheibenkeramik einen mit Troia vergleichbaren Eindruck erweckt. Dergleichen gibt es nicht im Inneren Anatoliens! Troia zeigt sich durch die Nutzung bemalter Drehscheibenkeramik als Glied im Verbund der nordägäischen Zentren. Die von J. Latacz publizierte Karte der Verbreitung mykenischer Keramik spart den ganzen nordgriechischen Raum als fundleer aus und suggeriert damit ein falsches Bild von der nordägäischen Koiné.<sup>25</sup> Auf welchem Wege und wie die wenigen Importe mykenischer Gefäße vertrieben bzw. verbreitet wurden sind, ist eine offene Frage. Nicht entschieden werden kann, ob sie als Handelsgut oder als Geschenke und Gaben weitergegeben worden sind, ehe eine örtliche Produktion in Troia und andernorts einsetzte. Unklar, aber wahrscheinlich ist, daß es in der Nordägäis eine Reihe von

21 W. A. Heurtley, Prehistoric Macedonia (Cambridge 1939) 36–39.

22 L. Rey, Observations sur les premiers habitats de la Macédoine. Bull. Corresp. Hellénique 47–49, 1917–1919, 74–77.

23 P. Mountjoy, Local Mycenaean Pottery at Troia and Troia Phase VI f and VI g: The Mycenaean Pottery. In: *Studia Troica* 7, 1997, 259–294.

24 R. Jung, Kastanas – Ausgrabungen in einem Siedlungshügel der Bronze- und Eisenzeit Makedoniens 1975–1979. Die Drehscheibenkeramik der Schichten 19–11. Prähistorische Archäologie in Südosteuropa 18 (Kiel 2002).

25 Troia –Ausstellungskatalog (wie Anm. 1) 54 Abb. 55.

Zentren gegeben hat, von denen aus nach mykenischem Vorbild, hergestellte Keramik verteilt worden ist. Das zuvor Gesagte spricht eher für eine Verbreitung auf dem Wege des Schenkens oder des Austauschs im Nahverkehr denn durch organisierten Handel größeren Stils.

Auch die graue Drehscheibenkeramik, die die Forschung lange als die sogenannte grauminysche kennt, muß als gemein-ägäisch, besonders nordägäisch gelten. Wenn im Troia-Ausstellungskatalog diese Ware als die «sogenannte Grauminysche Keramik bzw. Anatolische Grauware» bezeichnet wird, «die als Luxusware (!) bis nach Griechenland verbreitet ist», wird durch diese Formulierung die Entstehung und Verteilung dieser Keramik in und aus der Küstenregion Nordwestkleinasiens bis in den Westen der Ägäis suggeriert.<sup>26</sup> Der gegenwärtige Forschungsstand läßt solch eine Aussage jedoch nicht zu. Es gibt diese Keramik von Euböa über Thessalien, Makedonien, Thrakien und Troia bis in die Gegend von Izmir und auf den ägäischen Inseln in vergleichbaren, aber zum größten Teil örtlich hergestellten Formen lange vor dem Auftreten der glänzend bemalten mykenischen Keramik. Ihre Herkunft, Entstehung, lokalen Charakteristika und Ausbreitung hat die Forschung noch zu erarbeiten. Zur Klärung der Frage nach dem Handel kann sie wenigstens jetzt noch nicht eingesetzt werden.

Sucht man nach Metallfunden aus Troia, die als Ergebnis von Handelsaktivitäten gewertet werden können, so wird man nicht fündig. Das heißt nicht, daß es nicht einen Metallhandel gegeben haben kann, an dem Bewohner Troias beteiligt waren. Im großen Stil dürfen wir uns das jedoch nicht vorstellen. Wahrscheinlich ist es bezeichnend, daß die langjährigen Grabungen in Troia keine Indizien für eine zweifelsfreie Handelstätigkeit mit Metallprodukten geliefert haben. Sicher wird es ein System der Grundversorgung mit dem seit dem Einsetzen von Troia VI in immer größeren Mengen benötigten Kupfer, Zinn, Gold und Silber gegeben haben. Der Anteil Troias an dem Metallvertrieb ist jedoch nicht faßbar, wie übrigens der anderer Orte in der nördlichen Ägäis auch nicht. Wir kennen die Metallbarren, aber wir kennen die Wege und Umschlagplätze nicht. Daß der Vertrieb über das Meer erfolgte, belegt der Fund des berühmten Schiffswracks von Ulu Burun an der Südwestküste der Türkei. I. Kilian-Dirlmeier hat sich sowohl mit der Route des untergegangenen Schiffes als auch mit seiner Ladung bzw. der Herkunft der einzelnen, im Schiff gefundenen Gegenstände

<sup>26</sup> Ebenda 403 Abb. 453.

befäßt.<sup>27</sup> Sie kommt zu dem Ergebnis, daß das Schiff aus einem ägäischen Hafen stammte, von einem ägäischen Kapitän geführt worden und «nach erfolgreich durchgeführter diplomatischer Mission in Ägypten auf dem Rückweg in Seenot geraten und gesunken» sei. Empfänger einer so großen und so wertvollen Ladung kann in der Ägis mit der straff zentralisierten Wirtschaftsorganisation der mykenischen Kultur nur ein Palast gewesen sein, der allein in der Lage war, die erforderliche und mindestens gleichwertige Gegengabe zu liefern. Ein solcher Palast ist in der Nordägis einschließlich Troia bis heute nicht bekannt. Bezeichnenderweise enthält Kilian-Dirlmeiers Karte von der Seeroute im östlichen Mittelmeer auch keinen Absteher in die nördliche Ägis.<sup>28</sup> Diese mag sicher generalisierend übertrieben sein, aber doch eine Aussage zu unserer Frage nach dem Handel erlauben: Schiffe, wie das von Ulu Burun, dürften Troia oder einen anderen nordägäischen Ort kaum angesteuert haben. Das gilt für die Zeit seines Untergangs während der Blütezeit der mykenischen Paläste (1345/35 bis 1336/18 v. Chr.) und für spätere Perioden Troias nach dem Untergang des Palastes erst recht, wie wir es nicht nur aus den Ausführungen von Mountjoy zur mykenischen Keramik<sup>29</sup> oder dem Studium D. Koppenhöfers zur Phase Troia VII her kennen.<sup>30</sup>

Der Wirtschaftsverkehr in und um Troia ist – um es zusammenfassend zu sagen – zu keiner Zeit von Troia I bis Troia VII b3 als das Ergebnis einer Handelstätigkeit zu bezeichnen. Viel eher ist die Güterverbreitung aus einer Welt des Tausches, des Schenkens und der Weitergabe von vornehmlich Luxusgütern in einer sozial gegliederten Gesellschaft nach dem Prinzip des Gebens und Nehmens, des Gabe-tausches als Mittel zur Herstellung und Pflege sozialer Bindungen, Abhängigkeiten und Hierarchien zu verstehen. Es gibt keinerlei Nachweis für die Existenz von Händlern, Handelsrouten oder Stapelplätzen. Auch Güter von fremden Plätzen in solchen Mengen, daß sie als Handelsgüter bezeichnet werden können, gibt es nicht. Kommunikationen haben sich nach den Regeln vorstaatlicher Gesellschaften abgespielt. Neben nachbarschaftlicher, gabentauschender Kontaktpflege hat es sicherlich räumlich weitergreifende Formen des Besuchs zwischen

<sup>27</sup> I. Kilian-Dirlmeier, Überlegungen zum spätbronzezeitlichen Schiffswrack von Ulu Burun (Kaş). *Jahrb. RGZM* 40, 1993, 333–352.

<sup>28</sup> Ebenda 334 Abb. 1.

<sup>29</sup> Vgl. Ann. 23.

<sup>30</sup> D. Koppenhöfer, Troia VII – Versuch einer Zusammenschau einschließlich der Ergebnisse des Jahres 1995. In: *Studia Troica* 7, 1997, 295–353.

tonangebenden Bevölkerungsschichten gegeben, wie dies ausgewählte Fundstücke belegen. Dabei dürfte aber mehr Unregelmäßigkeit als Handelssysteme oder etablierte Handelswege die tragende Rolle gespielt haben. So hat Troia als ein sehr bedeutender Ort im Verkehrs- und Kontaktbereich der nördlichen Ägäis zu gelten, der natürlich wie alle anderen Orte am Meer auch mit seinem Hinterland kommunizierte. Angesichts der Größe und auch der Bedeutung Troias mögen diese Kontakte räumlich weiter als bei manchem anderen nordägäischen Ort gereicht haben. Man würde die Rolle Troias aber sicher überschätzen, wenn man die Bindungen über das Meer gegenüber denen zum Hinterland herunterspielen würde. Troia ist ein Glied im Kontaktssystem der Nordägäis, aber kaum Mittler zwischen Griechenland und Anatolien und sicher kein Scharnier zwischen Ost und West gewesen.

## War Troia eine Stadt?\*

FRANK KOLB

Auf der Tübinger Troia-Konferenz im Februar 2002 legte der Prähistoriker Bernhard Hänsel in seinem Vortrag dar, daß die Siedlung Troia VI nach dem gegenwärtigen Forschungsstand nicht als Stadt bezeichnet werden könne, weil sie die Mehrzahl der dafür erforderlichen Kriterien nicht erfülle. Auch der Fachvertreter für Vorderasiatische Archäologie, Harald Hauptmann, führte in seinem Referat aus, daß Troia VI keine Stadt gewesen sei, geschweige denn eine Residenzstadt altanatolisch-vorderasiatischen Typs, als welche sie der Ausgräber M. Korfmann dargestellt habe.<sup>1</sup> Diese Meinungsäußerungen zweier führender Vertreter der Vor- und Frühgeschichte zeigen, daß die im Verlauf der Troia-Debatte lancierte Behauptung unrichtig ist, beim Troia-Streit

\* Der Verfasser dieses Beitrags hat die Troia-Grabung zweimal besucht, und zwar in den Jahren 1989 und 1997. In letzterem Jahr lagen die vom Ausgräber als bedeutende Entdeckungen propagierten Befunde bereits vor. – Nachdem dieser Beitrag zum Druck eingereicht war, erschien B. Schweizer/T. L. Kienlin, Das Troia-Symposium in Tübingen: Eine Diskussion um Geschichte und Archäologie, *Hephaistos* 19/20, 2001/02, 7–38. Die Autoren sind in der Tübinger Prähistorie bzw. Archäologie promoviert worden und scheinen dem weiteren Kreis um Manfred Korfmann anzugehören. Ihre Ausführungen brauchen hier nicht im einzelnen besprochen zu werden, doch wirken sie so, als seien sie nicht in der vollen Kenntnis der Sachlage erfolgt. Zudem erscheint es problematisch, die Verletzung gängiger wissenschaftlicher Regeln als «abweichende Forschungsmeinung» zu qualifizieren. Auch sei bemerkt, daß der in dem Beitrag den Althistorikern zugeschriebene Gegensatz von Althistorie und Archäologie/Prähistorie nicht von diesen, sondern von Manfred Korfmann und seinem Kreis erfunden wurde. Es ist jedoch erkennbar, daß auch die beiden Autoren Korfmanns Interpretation der Grabungsbefunde im wesentlichen ablehnen. Im einzelnen auf diesen Beitrag einzugehen, lohnt sich nicht, da er nichts Neues und Produktives enthält.

<sup>1</sup> Vgl. auch Hauptmanns Kritik an leichtfertiger Verwendung des Begriffs ‹Stadt› für prähistorische Siedlungen: *Archäologisches Korrespondenzblatt* 6, 1976, 9. Skeptisch gegenüber einer Bezeichnung vieler altorientalischer Siedlungen als Städte ist auch E. Wirth, in: G. Wilhelm (Hg.), *Die orientalische Stadt*, 1997, 1ff.

handele es sich um eine Kontroverse zwischen Prähistorikern und Alt-historikern. Im Troia-Artikel des kürzlich erschienenen betreffenden Bandes des Neuen Pauly<sup>2</sup> beharrt Korfmann freilich darauf, daß Troia VI eine «Residenz- und Handelsstadt» gewesen sei. Er spricht jedoch nicht mehr von einer *altanatolischen* Residenzstadt und einer Handels-*metropole*,<sup>3</sup> und auf der Troia-Konferenz beteuerte er, Troia fortan von Europa aus zu sehen. Abkehr vom ‹Anatolismus›? Aber das Eindringen unbelegter bzw. widerlegter Behauptungen in ein neues Standardwerk der Altertumswissenschaften zeigt, daß die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Korfmanns Darstellung der Troia-Grabung und ihrer Ergebnisse nach wie vor erforderlich ist.<sup>4</sup>

Wie kommen B. Hänsel und H. Hauptmann zu ihren oben zitierten Schlußfolgerungen? Hänsel hat vor einigen Jahren zutreffende Überlegungen zur Begrifflichkeit in der prähistorischen Siedlungsforschung angestellt und dabei folgende Kriterien für die Definition einer Siedlung als Stadt formuliert:

1. Größe und Dichte der Nutzung von Siedlungsarealen;
2. Zentralortfunktion, insbesondere in wirtschaftlicher Hinsicht;
3. hoher Grad beruflicher Spezialisierung;
4. bauliche Organisation und Differenzierung;
5. Langlebigkeit.

<sup>2</sup> Band 12/1, 2002, 858.

<sup>3</sup> Vgl. *Studia Troica* 3, 1993, 27; *Troia – Traum und Wirklichkeit*, Begleitband zur Ausstellung, Stuttgart 2001, bes. 347ff. 361ff. Zur Kritik s. D. Hertel, *Troia. Archäologie, Geschichte, Mythos*, 2002<sup>2</sup>. F. Kolb, Ein neuer Troia-Mythos? Traum und Wirklichkeit auf dem Grabungshügel von Hisarlik, in: *Troia – Traum und Wirklichkeit. Ein Mythos in Geschichte und Rezeption*, hg. v. H.-J. Behr/G. Biegel/H. Castritius, 2003, 8–40. J. Cobet/H.-J. Gehrke, Warum um Troia immer wieder streiten?, *GWU* 53, 2002, 290–325. Wenn man seitens des Troia-Projekts jetzt versucht, die Dinge zu verharmlosen (so z. B. P. Jablonka, in: R. Aslan u. a. (Hg.), *Mauerschau. Festschrift für Manfred Korfmann* 1, 2002, 259–273), um die Troia-Debatte für überflüssig zu erklären, so erscheint dies wie ein Versuch, die wissenschaftliche Diskussion zu unterlaufen.

<sup>4</sup> Wie Korfmanns grob geschnitzte, problematische Behauptungen nicht nur auf die breite Öffentlichkeit, sondern auch auf Fachkollegen einwirken, welche sich nicht näher mit der Troia-Grabung und ihren Ergebnissen befaßt haben, zeigt der Beitrag von J. Bintliff, in: *Mauerschau* (zit. Anm. 3) 1, 153–177, der zwar zu Recht Korfmanns These von der Handelsstadt Troia ablehnt, aber seine Aussagen zur Größe der ‹Unterstadt› unkritisch akzeptiert. Mutig ist der kritische Beitrag von B. Kull, einer ehemaligen Korfmann-Mitarbeiterin, in der gleichen Festschrift (3, 2002, 1179–1191), welche die ‹Unterstadt› als großenteils erfunden bezeichnet und die Präsentation in der Ausstellung kritisiert, die zu irrgigen Schlüssen Anlaß gegeben habe.

Diese Kriterien entsprechen im wesentlichen den 1984 von mir im Hinblick auf die Stadt im Altertum formulierten, woran deutlich wird, daß es durchaus möglich – und auch notwendig – ist, zu einem epochenübergreifenden, siedlungsgeographischen Stadtbegriff zu gelangen.<sup>5</sup> Die Möglichkeit begrifflicher Klarheit mit Hinweis auf die generelle Problematik von Begriffsdefinitionen abzuweisen, wie dies Korfmanns Grabungsassistent P. Jablonka getan hat,<sup>6</sup> widerspricht wissenschaftlichen Notwendigkeiten. Korfmanns Äußerung anlässlich der Troia-Konferenz, ihm sei es gleichgültig, ob man Troia als Stadt oder Dorf oder sonstwie bezeichne, Hauptsache, man grabe, ist noch bedenklicher. Es kann daher im folgenden nur um die Frage gehen, welche Anhaltspunkte die Grabungsergebnisse seit Schliemann und Dörpfeld für die Beurteilung der Siedlungsstruktur von Troia VI – und zwar vor allem von Troia VI *Spät*, um welches die Debatte sich entsponnen hat – ergeben haben. Wie sieht der archäologische Befund aus, und hat die Korfmann-Grabung tatsächlich, wie ihr Leiter behauptet, grundlegende neue Erkenntnisse erbracht?

Die Grabungen von Schliemann, Dörpfeld und Bleven haben eine imposante Burganlage von Troia VI mit etwa einem Dutzend zum Teil geräumiger Häuser im Burginneren zutage gefördert (Abb. 1. 6). Der zentrale Bereich des Burgareals ist jedoch durch Baumaßnahmen der hellenistischen Epoche abgeräumt. Daß hier ein Palast gestanden habe, wie behauptet wird, läßt sich nicht beweisen. Ein Gebäude mit den in der *Ilias* (6, 242–249) geschilderten Dimensionen des Palastes des Priamos, welcher mehr als 60 Räume umfaßt und somit altanatolischen und vorderasiatischen Palastanlagen ähneln würde, kann sich aus Platzgründen auf der Akropolis von Troia nicht befunden haben. Korfmann selbst ‹rekonstruiert› daher dort ein großes Haus, welches das Prädikat ‹Palast› nicht verdient. Erst recht gilt dies für die ausgegrabenen Häuser des Burgbereiches, die Korfmann durch die Bezeichnung ‹Palasthäuser› aufwerten will.<sup>7</sup> Eine solche Verwischung der Begriffe kann wissenschaftliche Erkenntnis nicht fördern. Keiner dieser Bauten kann als repräsentativ bezeichnet werden. Es fehlen z. B. die Fresken minoischer und mykenischer Palastanlagen und überhaupt jegliche nennenswerte Komfortausstattung. Kein einziges als öffentlich zu bezeichnendes Bau-

<sup>5</sup> B. Hänsel, Bronzezeitliche Siedlungssysteme und Gesellschaftsformationen in Südosteuropa, in: C. Belardelli (Hg.), *The Bronze Age in Europe and the Mediterranean*, 1996, 241–251. F. Kolb, *Die Stadt im Altertum*, 1984, 15.

<sup>6</sup> Zit. in Anm. 3, S. 265.

<sup>7</sup> In: *Troia 2001* (zit. Anm. 3) 395f.

werk ist auf dem Hügel von Hisarlik nachweisbar, auch wenn Korfmann jetzt die Megara VI A + B als Tempel bzw. Empfangsgebäude bezeichnen möchte.<sup>8</sup>

Wichtiger für unsere Fragestellung ist jedoch der Siedlungsbereich außerhalb der Burg. Korfmann behauptet, eine durch Graben und Mauer befestigte, bis zu 27 ha große Unterstadt für bis zu 10 000 Einwohner entdeckt zu haben, und er hat in der Troia-Ausstellung dies in einem als ‹Rekonstruktion› ausgegebenen ‹Modell› verdeutlicht. Zwar wurde nach Beginn des Troia-Streites die Verantwortung für dieses Modell den ‹Häuslebauern› und dem Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg zugewiesen,<sup>9</sup> doch war Korfmann der Verantwortliche für diesen Teil der Ausstellung, und er hat detaillierte Vorgaben für die Fertigung des Modells erteilt. Korfmanns ‹Siedlungsbild› ist zudem in sich widersprüchlich. Während für das Siedlungsareal von angeblich 27 ha und seine Berechnung der Einwohnerzahl das Gebiet bis zum Graben (Abb. 1) angesetzt werden,<sup>10</sup> wird die Bebauung der ‹rekonstruierten Unterstadt› auf das Areal innerhalb des Mauerrings beschränkt. Da letzterer aus noch zu erörternden Gründen jedoch ca. 100 m hinter dem Graben verlaufen sein soll, verkleinert sich das Siedlungsareal in Wirklichkeit auf 11–15 ha. Dem entspricht, daß Korfmanns Grabungsassistent Peter Jablonka schon vor Jahren plausibel auf eine Nutzung des «zwischen Mauer und Graben liegenden» Areals «als Weide» hingewiesen hatte.<sup>11</sup> Natürlich sind innerhalb des von Korfmann gezogenen Mauerrings keine 5000–10 000 Bewohner denkbar, und so läßt denn auch das mit maximal 250, fast ausnahmslos nur mit Erdgeschoss versehenen Häusern bestückte ‹Modell› selbst bei großzügiger Berechnung von acht Personen pro Haus höchstens etwa 2000 Einwohner zu.

Auch dies ist aber zweifellos noch viel zu hoch gegriffen. Der Ausgräber der etwa 180 ha innerhalb ihres Mauerrings umfassenden hethitischen Hauptstadt Hattuscha kalkuliert für diese Siedlung nur

<sup>8</sup> Studia Troica II, 2001, 12f.

<sup>9</sup> Vgl. Korfmanns als Interview ausgegebene Ausführungen in ‹Literaturen›, Heft 10, 2001, 18. Das Modell wurde am Institut für Darstellen und Gestalten der Fakultät für Architektur der Universität Stuttgart in enger Absprache mit Korfmann gefertigt (Auskunft von Prof. Dr. W. Knoll).

<sup>10</sup> Das ‹Modell› ist in Troia 2001 (zit. Anm. 3) S. 17 Abb. 23; 26 Abb. 26; 73 Abb. 77 wiedergegeben. – Nach Entdeckung des Grabenverlaufs in der Ebene westlich von Troia will Korfmann jetzt ein noch größeres Areal in das Siedlungsgebiet einbeziehen: Studia Troica II, 2001, 28.

<sup>11</sup> Studia Troica 6, 1996, 86.

3000–6000 Einwohner.<sup>12</sup> Infolge der Troia-Debatte wurde mittels einer in der Bonner Ausstellung installierten Computer-Simulation eine erheblich ausgedünnte ‹Unterstadt› präsentiert, die nur noch etwa 150 Häuser und zahlreiche Schuppen bzw. Wirtschaftsbauten sowie Felder oder Gartengrundstücke aufweist und somit auf eine Einwohnerzahl von ca. 1000 schließen lässt. Dieses neue Siedlungsbild entspricht auf jeden Fall weit eher den Grabungsergebnissen als die anfängliche ‹Rekonstruktion›. Das zeigt die in der Bonner Ausstellung ebenfalls erstmals vorgestellte Computer-Simulation tatsächlicher Befunde (ein zutreffender Siedlungsplan von Troia VI wurde bisher nicht vorgelegt!). Zwar bezieht diese Simulation fälschlicherweise auch Häuser der Schicht Troia VIIa ein, aber sie verdeutlicht trotzdem, daß nur in einem kleinen Quartier im Nordwesten, unmittelbar vor der Burgmauer, eine einigermaßen dichte Bebauung mit maximal 10 Häusern festgestellt werden konnte, ansonsten aber auch im burgnahen Bereich nur vereinzelte Häuser und in einer Entfernung von ca. 170 m von der Burg ein einziges potentielles Troia-VI-Haus. Von den Häusern im burgnahen Bereich wurden einige bereits von Dörpfeld und Blegen ausgegraben.

Letztere hatten deshalb schon auf eine Siedlung außerhalb der Burgmauern geschlossen.<sup>13</sup> Korfmanns Grabung hat mithin gegenüber dem früheren Forschungsstand keine nennenswert weiterführenden Erkenntnisse erbracht. Seine Zuweisung mancher Hausreste an Troia VI ist zudem stark hypothetisch, da die meist als Datierungsanhaltspunkt dienende sogenannte ‹Graue Ware› von Troia VI schwer oder gar nicht von jener aus Troia VIIa zu unterscheiden ist.<sup>14</sup> Bisweilen werden Hausreste anscheinend auch nur deshalb Troia VI zugeschrieben, weil sie unter solchen von VIIa liegen.<sup>15</sup> Dies ist jedoch ein fragwürdiges Verfahren, da VIIa mehrere Bauphasen aufweisen oder aber auf Troia V-Schichten aufliegen könnte. Zu warnen ist vor allem vor dem auch in der Computer-Simulation erkennbaren und bereits verbal formulierten Versuch, angesichts dürftiger Hausmauern von Troia VI die zahlreicheren Hausreste von Troia VIIa einzubeziehen und eine einzige Siedlung Troia VI/VIIa zu konstruieren. Noch vor wenigen Jahren hat Korfmann im Anschluß an die früheren Ausgräber zu Recht betont,

<sup>12</sup> Mündliche Mitteilung Jürgen Seehers anlässlich einer Konferenz im DAI Istanbul im Herbst 2001.

<sup>13</sup> Vgl. den Forschungüberblick bei J. Weilhartner, *Studia Troica* 10, 2000, 199–210.

<sup>14</sup> Vgl. schon W. Dörpfeld, *Troia und Ilion*, 1902, 296f. C. Blegen u. a., *Troy IV* 1, 1958, 7.

<sup>15</sup> *Studia Troica* 8, 1998, 37.

dass Troia VIIa eine nicht nur chronologisch, sondern auch von ihrer Struktur her von Troia VI deutlich verschiedene Siedlung sei.<sup>16</sup> Die Häuser von Troia VI und VIIa waren eben nicht gleichzeitig, und die an materieller Qualität deutlich ärmere Siedlung VIIa mit ihren noch weniger repräsentativen Bauten kommt für eine Residenz- und Handelsstadt nicht in Frage.<sup>17</sup>

Das von Korfmann *rekonstruierte* Siedlungsbild der sogenannten ‹Unterstadt› von Troia VI lässt sich mithin auch in seiner stark reduzierten Form der Bonner Computer-Simulation nicht aufrechterhalten. Abgesehen davon, dass nur knapp 1 ha des angeblichen Unterstadtareals ergraben ist, wird auch gegen eigene Grabungsergebnisse argumentiert. Letztere sind zu düftig, um überhaupt ein Siedlungsbild zu erstellen. Zu Beginn der Grabungen im Jahr 1988/89 wurden in Süd-Nord-Richtung alle 20 m Spiral- und Kernbohrungen sowie in einem Bereich, der etwa 100–400 m von der Burgmauer entfernt ist, in insgesamt 11 verschiedenen Arealen Sondagen durchgeführt.<sup>18</sup> Nur an einer Stelle fand sich ein Anhaltspunkt für bronzezeitliche Architektureste. Es gibt mithin keine große Hoffnung mehr, eine nennenswerte Zahl bronzezeitlicher Häuser im potentiellen Siedlungsareal zu finden. Zum anderen ergaben die Untersuchungen nur für die nördliche Hälfte des vom fiktiven Mauerring begrenzten Areals überhaupt bronzezeitliche Schichten, die ihrerseits keineswegs bedeuten, dass dort auch bronzezeitliche Bauten standen, sondern auf bloßen hangabwärts gespülten Siedlungsschutt hindeuten mögen.<sup>19</sup> In der südlichen Hälfte sind die bronzezeitlichen Schichten nach Korfmanns Meinung wegerodiert.<sup>20</sup> Dies erscheint angesichts des recht schwachen Gefälles des Südhangs jedoch unwahrscheinlich. Denn hätten dort tatsächlich bronzezeitliche Hausfundamente existiert, dann hätten diese das Erdreich festgehalten, wie Peter Jablonka im Hinblick auf hellenistische Hausfundamente zu Recht ausführt.<sup>21</sup> Ebensowenig plausibel ist ein zweites für das Fehlen bronzezeitlicher Architektur vorgebrachtes Argument: In der hellenistisch-kaiserzeitlichen Epoche habe man die Fundamente der bronzezeitlichen Bauten zwecks Verwendung ihrer Steine ausgeraubt. Dies

<sup>16</sup> *Studia Troica* 5, 1995, 1.

<sup>17</sup> Vgl. Kolb (zit. Anm. 3) 15f.

<sup>18</sup> *Studia Troica* 1, 1991, 17ff.

<sup>19</sup> Vgl. dazu C. Blegen u.a., *Troy III* 1, 1953, 350.

<sup>20</sup> *Studia Troica* 6, 1996, 87–90–92; 7, 1997, 55; 10, 2000, 61f. Vgl. Kolb (zit. Anm. 3) 12f. mit Anm. 16f.

<sup>21</sup> *Studia Troica* 8, 1998, 52.

mag in Einzelfällen geschehen sein, aber im allgemeinen wäre dies ein viel zu aufwendiges, zeitraubendes Verfahren gewesen. Die Aufeinanderfolge bronzezeitlicher Schichten mit Architekturresten auf dem Hügel von Hisarlik zeigt, wie man durch Planierung Siedlung auf Siedlung setzte, wobei die Fundamente der älteren Bauten größtenteils erhalten blieben. Das gleiche lässt sich an anderen Ausgrabungsorten, wie etwa in Mashat Höyük in Anatolien und im nordsyrischen Ugarit beobachten.<sup>22</sup> So pflegte man es gleichfalls im klassischen Altertum zu handhaben, und zwar auch in Troia.<sup>23</sup> Es ist daher kein Zufall, daß bronzezeitliche Häuser gerade unter hellenistisch-kaiserzeitlichen Bauten gefunden wurden.<sup>24</sup> Wenig plausibel ist auch die Einlassung, man könne doch nicht hellenistisch-kaiserzeitliche Architektur abtragen, um an bronzezeitliche zu gelangen. Denn genau das wurde in den Grabungen der letzten Jahre getan, wenn es vielversprechend und notwendig schien.<sup>25</sup> Andererseits wies die hellenistisch-kaiserzeitliche Stadt durchaus Freiflächen auf, aber dort befanden sich anscheinend keine bronzezeitlichen Bauten, was als Indiz für eine dünne bronzezeitliche Bebauung gewertet werden darf.<sup>26</sup>

Das allmähliche Ausdünnen der bronzezeitlichen Schichten von der Burg nach Süden hin<sup>27</sup> ist ein normaler Vorgang bei ausdünnender bzw. fehlender Architektur, da Siedlungsschutt, der sich über die Grenzen der Siedlung hinaus hangabwärts bewegt, allmählich abnimmt. Eben dieses Ausdünnen der Siedlung nach Süden hin wird durch Korfmanns Grabungen bestätigt: In ca. 170 m Entfernung von der Burgmauer wurden außer je einer vermutlichen Hausecke von Troia VI und VIIa (Abb. 1) nur größere Freiflächen mit gelegentlichen Pfostenlöchern für wohl als Wirtschaftsanlagen dienende Holzbauten gefunden, und der Grabungsbericht betont,<sup>28</sup> daß hier die Bebauung offensichtlich wesentlich weniger kompakt war als in dem oben genannten Quartier unmittelbar vor der Burgmauer. Weiter im Osten wird eine nur 20 cm dicke bronzezeitliche Schicht ohne Architekturreste zu Recht als Indiz

<sup>22</sup> T. Özgüç, in: *Die Hethiter und ihr Reich*, 2002, 169.

<sup>23</sup> Vgl. *Studia Troica* 8, 1998, 50: «große römische Auffüllung» im Quadrat KL.

<sup>24</sup> Vgl. z. B. *Studia Troica* 8, 1998, 37 sowie die Eintragung in der Homepage des Troia-Projekts.

<sup>25</sup> *Studia Troica* 4, 1994, 34. Vgl. Kolb (zit. Anm. 3) 15 mit Anm. 29.

<sup>26</sup> Eine Ausnahme bildet der Troia VI-zeitliche Befund unmittelbar unter der heutigen Oberfläche im Quadrat A 8/9: *Studia Troica* 8, 1998, 34f.

<sup>27</sup> *Studia Troica* 6, 1996, 52.

<sup>28</sup> *Studia Troica* 7, 1997, 57; 8, 1998, 52.

für reinen Siedlungsschutt gedeutet.<sup>29</sup> Die Grabungsresultate widersprechen mithin offenkundig der ‹Rekonstruktion› einer dicht bebauten ‹Unterstadt›. Sie rechtfertigen auch nicht die Computer-Simulation mit einer recht dichten Bebauung in der Nordhälfte und einer ausgedünnten in der Südhälfte des fiktiv ummauerten Areals. Das ausgegrabene Quartier unmittelbar vor der Burgmauer (Abb. 2) scheint nicht einmal repräsentativ für die Nordhälfte des Siedlungsareals zu sein; seine relative Dichte erklärt sich vielmehr aus der besonderen topographischen Situation: An dieser Stelle traf eine wichtige Straße von der Ebene auf eines der beiden bedeutendsten Burgtore. Das Areal war ferner durch die Burg vor den starken Nordwinden geschützt und bot einen Panoramablick über die Ebene auf das Meer. Es verwundert daher nicht, daß dies ein begehrter Bauplatz war.

Während für die Zeit von Troia VI Mitte das Grab eines etwa 14jährigen Jugendlichen – mithin keine Kinderbestattung – und für Troia VI Früh und Mitte bezeugte handwerkliche Aktivitäten (s. u. 137f.) in dem oben erwähnten, etwa 170 m von der Burgmauer entfernten Grabungsareal darauf hinzuweisen scheinen, daß man sich hier bereits außerhalb des Siedlungsareals von Troia VI Mitte befand,<sup>30</sup> gibt es für Troia VI Spät nur den etwa 70 m südlich des oberen Troia VI-Grabens (s. u. 129ff.) entdeckten Friedhof als diesbezüglichen sicheren Anhaltspunkt (Abb. 1). Allerdings sind die Grabungsbefunde in den Quadraten I-L in ihrer Datierung so problematisch – und die Grabungsberichte sind wohl deshalb entsprechend unklar –, daß ein endgültiges Urteil über ihre Bedeutung für Troia VI noch nicht gefällt werden kann. Dies betrifft vor allem den zunächst in die Zeit von Troia VI Mitte und Spät datierten, dann aufgrund von Troia I/II-Scherben in einigen (?) Pfostenlöchern in letztere Epoche zurückversetzten, auf etwa 40 m Länge ausgegrabenen Palisadenzaun<sup>31</sup> (Abb. 3). Diese Anlage wird als Befestigungsmauer einer Siedlung Troia I/II gedeutet, obwohl die Ausgräber einräumen, daß eine solche Palisadenmauer von anderen bronzezeitlichen Fundstellen Anatoliens bisher nicht bekannt ist. Der Grabungsbericht gibt nicht an, wie viele Troia I/II-Scherben in wie vielen Pfostenlöchern entdeckt worden sind. Daß Keramikscherben aus dem Siedlungsschutt einer älteren Epoche bei der Errichtung einer

<sup>29</sup> *Studia Troica* 9, 1999, 25f.

<sup>30</sup> *Studia Troica* 6, 1996, 59. R. Becks, in: *Mauerschau* 1, 2002, 295.

<sup>31</sup> *Studia Troica* 8, 1998, 49–56; 9, 1999, 19–22; Jablonka, in: *Troia – Traum und Wirklichkeit*, 2001, 39ff.

solchen Palisade in Pfostenlöcher geraten können, ist evident. In dem betreffenden Areal wurden auch Troia V-Scherben gefunden.<sup>32</sup> Dem Leser wird folglich nicht klar, ob die Aufgabe der ursprünglichen Spät-datierung sachlich gerechtfertigt oder anderweitigen Motiven entsprungen ist.

Die Deutung der Palisade als Befestigungsanlage einer Siedlung ist zudem keineswegs die einzige mögliche. Durchaus denkbar scheint, daß es sich um ein großes, befestigtes Viehgehege handelte, wofür die merkwürdige Gestaltung des Tordurchgangs sprechen könnte, dessen Wangen nicht parallel verlaufen, der sich zudem von innen nach außen verjüngt und weniger als 2 m breit ist. Für ein Siedlungsmauertor ist dies eine merkwürdige Gestaltung; bei einem Viehgehege ergäbe sie Sinn, da man an einem solchen schmalen Eingang insbesondere Großvieh leicht zählen hätte können, um die Vollständigkeit einer von der Weide zurückkehrenden Herde festzustellen. Angesichts der offenkundigen Bedeutung von Viehhaltung – seit Beginn von Troia VI auch der Pferdezucht – in der Wirtschaft Troias<sup>33</sup> würde es naheliegen, daß man diesen kostbaren Besitz in einem burgnahen, stark befestigten Viehpferch schützte.

Leider wurde in diesem Bereich nicht weitergegraben, um so seine Funktion zweifelsfrei klären zu können. Der Grabungsbefund zeigt nämlich weitere Merkwürdigkeiten, darunter eine flache, schmale Was-serrinne vor der Palisade,<sup>34</sup> die man als Tränke deuten könnte, und einen auf 13 m freigelegten, 1,20 m breiten, aber nur 10–20 cm tiefen Graben, der 7–8 m hinter der Palisade verläuft. Korfmann denkt an ein Fundament für eine Befestigungsmauer, aber welchen Sinn sollte diese hinter der Palisade haben? Wohl aber könnte ein solcher Graben als Wassertrog für Großvieh gedient haben. Die ausdrücklich formulierte Absicht, dieses Areal näher zu erforschen,<sup>35</sup> wurde bisher nicht verwirklicht. Es ist auffällig, daß diese Befunde überhaupt nicht mehr thematisiert werden. Auf wirtschaftliche, insbesondere agrarische Aktivitäten in diesem Grabungsbereich deutet auch eine Art Getreidesilo hin,<sup>36</sup> und das vereinzelte Troia VI Spät-Haus in diesem Areal mag bereits ein außerhalb des eigentlichen Siedlungsbereiches gelegenes

<sup>32</sup> Studia Troica 4, 1994, 31.

<sup>33</sup> Vgl. H.-P. und M. Uerpman, in: Troia 2001 (zit. Anm. 3) 315ff.

<sup>34</sup> Studia Troica 4, 1994, 30 mit Abb. 32.

<sup>35</sup> Studia Troica 8, 1998, 56.

<sup>36</sup> Studia Troica 4, 1994, 45.

Gehöft gewesen sein. Letzteres gilt auch für das in der Nähe des Troia VI-Friedhofes von Blegen gefundene und als Krematorium bezeichnete Gebäude.<sup>37</sup>

Man sollte nicht – dies haben eigene Feldforschungen den Verfasser gelehrt – vorschnell Befestigungsanlagen vermuten, wo auch alltagspraktische Zwecke denkbar sind. Stark befestigte, große Viehgehege z.B. sind für unsichere ‹archaische› Zeiten bezeugt.<sup>38</sup> Dieselbe Warnung gilt für den angeblichen Troia VI-Verteidigungsgraben, den Korfmann als Annäherungshindernis gegen Streitwagen deutet<sup>39</sup> (Abb. 1. 4). Nachdem 1992 geophysikalische Messungen in einem etwa 400 m südlich der Burg befindlichen Bereich eine lineare Unregelmäßigkeit registriert hatten, meinte er die Siedlungsmauer von Troia VI entdeckt zu haben. Als in der folgenden Kampagne stattdessen ein in den Fels geschlagener, etwa 1–1,50 m tiefer, in der Breite zwischen 2 und 4 m schwankender Graben entdeckt wurde, hinter dem offensichtlich keine Mauer verlief, wies die Philologin B. Mannsperger auf den von Homer geschilderten Verteidigungsgraben vor der Mauer um das Lager der Achäer hin.<sup>40</sup> Freilich sah der homerische Graben offensichtlich ganz anders aus als der von Korfmann gefundene: Er bestand in der Vorstellung des Dichters in einem breiten Erdaushub. Streitwagen konnten in den homerischen Graben hineinfahren, und Krieger konnten ihn zu Fuß durchqueren, wurden aber auf der gegenüberliegenden Seite durch überhängende Ränder und in den Grabenrand gesteckte, spitze Pfähle am Hinausgelangen gehindert. Nicht weit hinter dem Graben folgte die Befestigungsmauer.<sup>41</sup>

Korfmann hingegen zieht aus dem fehlenden Befund von Mauerresten und Mauerbettungen hinter dem von ihm entdeckten Graben den Schluß, daß die Siedlungsmauer von Troia VI ca. 100 m hinter dem Graben verlaufen sei. Damit konstruiert er ein Defensivsystem, das nicht nur in der Bronzezeit, sondern im gesamten Altertum ohne Parallele wäre – und dies nicht zufällig, denn es wäre verteidigungsstrategisch völlig unsinnig. Einen derart weit von der Mauer entfernten, schmalen Graben hätte man nicht verteidigen können. Ein gezielter

<sup>37</sup> Studia Troica 2, 1992, 123–128.

<sup>38</sup> Vgl. U. Hailer, in: F. Kolb (Hg.), Lykische Studien 5 (Asia Minor Studien 41), 2000, 72f. mit Abb. 30.

<sup>39</sup> Vgl. zum folgenden Kolb (zit. Anm. 3) 16–19.

<sup>40</sup> Studia Troica 3, 1993, 122; 4, 1994, 4f. 51–66. 106–110 etc. B. Mannsperger, Studia Troica 5, 1995, 343–356.

<sup>41</sup> Ilias VII 436–441. XII 52–64.

Pfeilschuß ist, wie Korfmann selbst ausführt,<sup>42</sup> nur auf eine Entfernung von 30–70 m möglich. Fußsoldaten hätten zudem mühelos über den 2–4 m breiten Graben hinwegsetzen können. Es wäre auch kein Problem gewesen, Holzbrücken heranzurollen, auf denen Streitwagen den Graben hätten überqueren können. Die Verteidiger hätten sich allenfalls im freien Feld aufstellen können, um den Graben zu verteidigen, und so bequeme Zielscheiben geboten, anstatt sich hinter einer Mauerbrüstung schützen zu können.

Im Süden hat man zudem auf ca. 10 m den Fels stehenlassen und so eine Durchfahrt geschaffen, deren Breite bei einer Verteidigungsanlage töricht gewesen wäre, da hier zwei bis drei Streitwagen nebeneinander hätten durchfahren können (Abb. 4). Korfmann deutet zwei etwa 3,50 m hinter dem Graben verlaufende, ca. 50 cm breite Rinnen von etwa 2,50 bzw. 10 m Länge, zwischen denen ein etwa 5 m breiter Durchlaß existiert, als Palisade mit Tor. Aber es fehlt jeglicher Hinweis auf Pfostenlöcher für die Palisade und auf Vorrichtungen für ein Tor, das mit 5 m auch ungewöhnlich breit gewesen wäre. Die ‹Palisade› hätte man zudem auf beiden Seiten passieren, eventuelle Verteidiger einer solchen Befestigungsanlage mühelos von beiden Seiten umzingeln können. Für eine derartige, insgesamt weniger als 20 m lange, mit dem Graben nicht verbundene Verteidigungslinie fehlt wohl nicht zufällig gleichfalls jegliche Parallele im gesamten Altertum.

Wesentlich plausibler erscheint auch in diesem Fall eine alltagspraktische Zweckbestimmung. Zwei nebeneinanderliegende Pfostenlöcher am Ostende der westlichen Rinne hätten als Vorrichtungen zum Anbinden von Tieren dienen können, die Rinne als Viehtränke. Die 5 bzw. 10 m breiten Durchlässe zwischen den Rinnen bzw. im Graben lassen sich in ihrer Breite sinnvoll erklären, wenn Transportfahrzeuge, z. B. für das Einbringen der Ernte, und Viehherden hier passieren sollten. Dafür spricht, daß auch im gleich noch zu behandelnden unteren, hellenistisch-kaiserzeitlichen Grabensystem ein ähnlich breiter Durchgang gelassen wurde, der in der Achse desjenigen des Troia VI-Grabens liegt und ebenfalls keinerlei Verteidigungsvorrichtungen aufweist.<sup>43</sup>

Für den Graben selbst empfiehlt sich gleichfalls die Annahme einer nicht auf Befestigung abzielenden Bestimmung. Darauf deutet schon sein Verlauf hin (Abb. 1). Er wurde bisher im Nordosten, wo das Gelände am flachsten ist und somit ein Annäherungshindernis gegen

42 Studia Troica 2, 1992, 134. M. Korfmann, Schleuder und Bogen in Südwestasien, 1972, 17f.

43 Studia Troica 6, 1996, 84.

Streitwagen am dringlichsten gewesen wäre, nicht gefunden. Festgestellt wurde er im Süden und im Nordwesten. Im Nordwesten verläuft er in der Ebene ca. 120 m westlich der oberen Plateaukante des Siedlungshügels und damit noch weiter von der von Korfmann vermuteten Siedlungsmauerlinie entfernt als ohnehin schon angenommen. Ein Annäherungshindernis gegen Streitwagen ist dort aber sowieso sinnlos: Der Hang weist an der Westseite ein Gefälle von etwa 20 m auf und steigt mithin so steil an, daß kein Angreifer so unklug gewesen wäre, sein Gespann ausgerechnet dort hochzulernen. Korfmann hat dies vor wenigen Jahren noch ebenso gesehen und geäußert, im Westen sei kein Graben zu erwarten. Stattdessen gebe es dort einen «Absatz im Kalkfelsen, der durchaus zur militärischen Abwehr in ähnlicher Form genutzt worden sein dürfte wie unser Graben» (gemeint ist der Graben im Süden).<sup>44</sup> Später hat Korfmann den Graben im Westen freilich in Wort und Plan postuliert, aber wenigstens 50 m weiter östlich als er in Wirklichkeit verläuft.<sup>45</sup> Der durch Messungen und Sondagen des Jahres 2000 nachgewiesene Graben im Nordwesten ist zudem zwar ca. 3 m breit, jedoch nur 1 m tief, d. h. für Fußsoldaten mühelos durchschreitbar und leicht aufzufüllen. Sodann haben geomorphologische Untersuchungen gezeigt, daß damals nahe der Westflanke des Siedlungshügels ein Flußbett verlief,<sup>46</sup> welches ohnehin Streitwagen den Zugang zur Siedlung von dieser Seite nicht nur erschwert, sondern wohl unmöglich und somit einen Graben überflüssig gemacht hätte. Ferner biegt der Graben hier nach Norden ab, durchstößt die Linie der auf die Burgmauer zulaufenden hellenistisch-kaiserzeitlichen Siedlungsmauer und strebt auf das erwähnte Flußbett zu – und eben nicht in Richtung der im Osten gelegenen Burg, wie das bei einem Verteidigungsgraben zu erwarten wäre. Die Ausgrabungen im burgnahen Bereich haben trotz Freilegung recht umfangreicher Flächen weder im Osten noch im Westen einen sich der Burg nähерnden Graben entdeckt, und zwar auch nicht im Bereich des angeblichen Siedlungsmauerstücks (s. u. 134ff.). Auch von daher erklärt sich, daß Korfmann den Graben in einer großen Distanz von der vorgeblichen Siedlungsmauer lokalisieren will.

Im Südwesten führt, wie die geophysikalischen Messungen nahelegen, anscheinend ein Grabenstück vom oberen Troia VI-Graben in

<sup>44</sup> Studia Troica 5, 1995, 29.

<sup>45</sup> Studia Troica 10, 2000, 127: «Eine Pfeilschußweite – ca. 70 m – von der Geländekante entfernt (wo wir die Festungsmauer der Unterstadt zu rekonstruieren haben) müßte der Graben verlaufen sein ...»

<sup>46</sup> I. Kayan, in: Mauerschau (zit. Anm. 3) 3, 2002, 993–1004, bes. fig. 5.

Richtung auf den gleich noch zu behandelnden unteren Troia VI-Graben zu, so daß man mit einem verbundenen Kanalsystem rechnen kann. Im Jahr 2000 wurden bei Messungen im Südwesten zudem weitere «Anomalien» im Boden festgestellt, die «weiter nach Westen in die Ebene hinausziehen, um dort meist zu verlaufen». Korfmann deutet sie zum Teil als «Wasserleitungen der antiken Stadt Ilion in die ... Felder und Gärten».<sup>47</sup> Aber warum sollten sie nicht teilweise schon bronzezeitlich sein?

Es wäre angebracht, den Verlauf des Grabens im Nordwesten weiterzuverfolgen, weil dessen Ausrichtung nahelegt, daß es sich um einen Entwässerungsgraben handelte, der das Wasser in den erwähnten Fluß leitete. Auch im Süden ergäbe ein Entwässerungsgraben einen guten Sinn, z. B. um den nur etwa 70 m weiter südlich gelegenen Troia VI-Friedhof<sup>48</sup> vor Versumpfung zu schützen. Eine solche Funktion wird von den Troia-Ausgräbern mit der Begründung abgelehnt, daß der Graben im Süden nur ein leichtes Gefälle zwischen 2 und 4 cm/m habe und Unterbrechungen aufweise.<sup>49</sup> Die gleichen Eigenschaften zeigen jedoch die etwa 100 m weiter südlich, etwa 50 m außerhalb der kaiserzeitlichen Stadtmauer entdeckten, stellenweise bis zu 12 m breiten hellenistischen und römischen Wassergräben (Abb. 1), die im Süden wie im Westen offensichtlich parallel zum oberen Troia VI-Graben verlaufen.<sup>50</sup> Sie sind zum Teil in einen weiteren Troia VI- (oder VIIa-?)Graben eingetieft worden, der eine dem oberen Graben ganz entsprechende Gestalt aufweist.<sup>51</sup> Die ursprüngliche Deutung des unteren Troia VI/VIIa-Grabens als äußerer Verteidigungsgraben<sup>52</sup> wird von der Troia-Grabung seit Jahren kaum mehr vertreten und ergäbe auch keinen Sinn, denn eventuelle Verteidiger wären selbst zwischen zwei Grabensystemen gewissermaßen gefangen gewesen. Die Funktion des unteren Grabens als Entwässerungsgraben ist angesichts der auf gleicher Linie verlaufenden hellenistischen und kaiserzeitlichen Wassergräben offenkundig.

<sup>47</sup> Studia Troica 11, 2001, 42f.

<sup>48</sup> R. Becks, in: Mauerschau (zit. Anm. 3) 1, 2002, 296ff.

<sup>49</sup> Studia Troica 4, 1994, 65.

<sup>50</sup> Studia Troica 6, 1996, 87; 11, 2001, 29, 34: Hier wird der hellenistische Graben als Verteidigungsgraben gedeutet. Auch in diesem Fall ist jedoch zu betonen, daß ein 50 m von einer Verteidigungsmauer entfernt verlaufender Graben für die klassische Antike nicht belegt ist. Die angeblichen Verteidigungsanlagen des bronzezeitlichen und hellenistisch-kaiserzeitlichen Troia wären mithin samt und sonders singulär in der Alten Welt. Dies glaube, wer will.

<sup>51</sup> Studia Troica 6, 1996, 82f.

<sup>52</sup> Studia Troica 6, 1996, 86.

Der obere Troia VI-Graben hat nun mit diesem weiter unterhalb entdeckten Weiteres gemeinsam: Beide Systeme verlaufen unmittelbar unterhalb einer Hangkante. Dies ist nicht nur für einen Entwässerungsgraben sinnvoll, sondern auch für eine anfängliche Nutzung als Steinbruch, da es «an solchen Stufen ... am leichtesten (ist), mit einem Steinbruch seitlich von Süden an den Fels heranzukommen und die Qualität des Steines schon am Beginn des Abbaus zu beurteilen»,<sup>53</sup> wie der Ausgräber Peter Jablonka betont. In dem oberen Troia VI-Graben sind denn auch an verschiedenen Stellen im Süden hellenistische Steinbrüche angelegt worden.<sup>54</sup> Die anfängliche Nutzung als Steinbruch, aus dem man quaderartige Blöcke gewonnen hat, erklärt für beide Troia VI-Gräben ihre sorgfältige Ausarbeitung als Sohlgraben mit fast senkrechten Seitenwänden und glattem Boden.<sup>55</sup> Der obere, nach Meinung der Ausgräber zwischen 1700 und 1575 angelegte Graben<sup>56</sup> könnte für Teile der Burgmauer und die frühesten Bauten innerhalb des Burgareals von Troia VI als Steinbruch gedient haben, der anscheinend spätere untere Graben<sup>57</sup> für die Bauten des 14./13. Jhs.

Kehren wir zurück zur auf die Verwendung als Steinbrüche folgenden Nutzung als Entwässerungsgräben: Das schwache Gefälle und die Unterbrechungen in den Gräben dienten dazu, zumindest an einigen Stellen das Wasser nicht ablaufen zu lassen, um es für (land-) wirtschaftliche Zwecke, wie etwa Tränken des Viehs, Bewässerung des auch nördlich in Richtung auf die Burg bewirtschafteten Areals sowie vielleicht für Walkereien usw. zu verwerten.<sup>58</sup> Da so in bestimmten Grabenteilen das Wasser lange stehenblieb, konnte dies zur Versumpfung führen, wie das für den hellenistischen Graben belegt ist.<sup>59</sup> Für den oberen Troia VI-Graben beschreiben P. Jablonka und S. Riehl<sup>60</sup> das leicht brackige Gewässer, die Schlammablagerungen, den Schilfwuchs und die wasserliebende Flora, welche die paläobotanischen Untersuchungen im Graben ergeben haben. Vegetationsreste

<sup>53</sup> Studia Troica 5, 1995, 54; 6, 1996, 87, im letzteren Fall zum unteren hellenistischen Graben; 11, 2001, 36.

<sup>54</sup> Studia Troica 5, 1995, 6, 54.

<sup>55</sup> Studia Troica 5, 1995, 44, 54; 4, 1994, 65f.

<sup>56</sup> Studia Troica 4, 1994, 66.

<sup>57</sup> Studia Troica 6, 1996, 86.

<sup>58</sup> Vgl. Kolb (zit. Anm. 3) 19 und entsprechende Vermutungen von H. Müller-Karpe zu dem Kanalsystem von Kushakli-Sarissa: Die Hethiter (zit. Anm. 22) 179.

<sup>59</sup> Studia Troica 6, 1996, 87.

<sup>60</sup> Studia Troica 4, 1994, 60, 70.

zeigen, daß das Gelände nördlich des Grabens außer als Viehweide (s. o. 123) auch für Intensivkulturen genutzt wurde. Zwischen den beiden Grabensystemen wurden im übrigen Ackerterrassen festgestellt, die möglicherweise bis in die Bronzezeit zurückreichen,<sup>61</sup> hingegen keinerlei Architekturreste aus der Troia VI-Zeit. Auch dies stellt klar, wie abwegig die Annahme eines bis zum oberen oder gar bis zum unteren Graben reichenden, dicht bebauten Siedlungsareals ist. Es scheint wünschenswert, daß Korfmann die eigenen Grabungsergebnisse auch in diesem Punkt erkenntnisleitend nutzt.

Ob der Troia VI-Graben auch im Osten verlaufen ist, muß vorläufig offen bleiben. Wie die im Südosten nach Norden umbiegenden hellenistisch-kaiserzeitlichen Kanäle zeigen, war man in späterer Zeit jedenfalls bestrebt, auch das an der Ostseite den Hang hinabfließende Wasser (einschließlich der Abwässer) aufzufangen. Angesichts des geringen Gefälles dürfte ein Wassergraben im Nordosten jedoch nicht so dringlich gewesen sein wie im Süden und Westen; ein Verteidigungsgraben müßte hingegen gerade im Nordosten verlaufen sein. Es ist jedenfalls problematisch, wenn angesichts der eindeutigen Funktion mehrerer von der Troia VI- bis in die Kaiserzeit datierender Grabensysteme als Entwässerungsgräben ein entsprechender, weiter oberhalb verlaufender Troia VI-Graben bedenkenlos als Verteidigungsanlage gedeutet wird, ohne ihn in den Kontext der übrigen Grabensysteme zu stellen und andere Interpretationsmöglichkeiten zumindest offenzulassen.

Wie schon erwähnt, wäre bei einem aus Graben und Mauer bestehenden Verteidigungssystem der Graben in geringem Abstand von der Mauer zu erwarten. Dies macht es schwer, das Mauerstück nahe der Nordost-Bastion der Burg (Abb. 5) mit Korfmann als Siedlungsmauer zu identifizieren, weil es von keinem Graben begleitet wird. Das in westöstlicher Richtung verlaufende, etwa 7 m lange Mauerstück besteht aus einem nur etwa 1 m dicken, angeblich durch eine Lehmziegelpackung verstärkten, sehr niedrigen Steinfundament.<sup>62</sup> Es unterscheidet sich in seiner Machart und Qualität mithin grundlegend von der Burgmauer von Troia VI, aber auch von allen anderen bekannten Burg- und Siedlungsmauern sowohl des anatolischen als auch des vorderasiatischen und des ägäischen Bereichs in der Bronzezeit.<sup>63</sup> Entgegen

61 Studia Troica 4, 1994, 45; 6, 1996, 90.

62 Studia Troica 6, 1996, 42; 7, 1997, 3, 50f.; 7, 1997, 51. Vgl. Kolb (zit. Anm. 3) 17f.

63 Vgl. für das westliche Kleinasien die jüngste Entdeckung eines etwa 750 m langen Abschnitts einer ca. 4 m dicken, spätbronzezeitlichen Steinmauer (14.–12. Jh.) in Torbalı Bademgediği Höyük (AJA 105, 2001, 506).

den Äußerungen Korfmanns und dem Grabungsplan (Abb. 6) stößt es nicht an die Ende des 14. Jhs. errichtete Nordostbastion der Burg an, sondern weist zu dieser hin eine etwa 2 m breite Lücke auf. Wie der Archäologe Dieter Hertel beim Troia-Podiumsgespräch anlässlich des Deutschen Historikertages in Halle im September 2002 hervorgehoben hat, steht das angebliche Siedlungsmauerstück nicht mit der Burgmauer in architektonischem Kontext, sondern mit einer von Norden heranziehenden Mauer und ist folglich wohl im Zusammenhang mit dieser zu deuten. Auf wackligen Beinen steht auch die Interpretation einer angeblichen Vorrichtung für eine Pfostensetzung am Ostende der Mauer als sicheres Indiz für ein Tor.<sup>64</sup> Wie sehr hier vorgeprägte Erwartungen am Werk zu sein scheinen, wird daraus ersichtlich, daß sich etwa 5 m weiter östlich im Grabungsplan ein Mauerstück eingetragen findet, welches laut Grabungsbericht nicht gefunden wurde.<sup>65</sup> Erscheint es in letzterem noch als ‹Rekonstruktion›, so wird es in der Folgezeit als ‹Ergänzung› markiert und schließlich als tatsächlich vorhanden eingetragen (Abb. 6). Die auf der Troia-Konferenz vorgebrachte Einlassung, hier sei dem Zeichner die rote Farbe verlaufen, befremdet, zumal das nicht existierende Mauerstück auch in einem grün gezeichneten Troia VII-Plan erscheint<sup>66</sup>. Wie bei dem ‹Modell› der ‹Häuslebauer› (s. o. 123), trägt selbstverständlich der Grabungsleiter Korfmann, für dessen Deutung des Befundes als Siedlungsmauer mit Tor jene ‹Version› von grundlegender Bedeutung ist, letztlich die Verantwortung für diese Zeichnung. Die Richtlinien der Deutschen Forschungsgemeinschaft zur Beachtung der Regeln guter wissenschaftlicher Praxis sind eindeutig: «Wissenschaftliches Fehlverhalten liegt insbesondere vor, wenn in einem wissenschaftlichen Zusammenhang bewußt oder grob fahrlässig Falschangaben gemacht werden.»<sup>67</sup>

Zudem ist die Datierung jener Mauer in die Troia VI-Zeit problematisch. Korfmann gibt an, in der Lehmziegelpackung sei Troia VI/

64 Auch im Grabungsquadrat K 17 endet ein kurzes Mauerstück «mit einer Unterlagsplatte für einen Pfosten», ohne daß Korfmann dort ein Tor postulieren würde: *Studia Troica* 7, 1997, 59. Es kann sich bei einer solchen Pfostensetzung auch um einen Eckpfosten eines Gebäudes handeln.

65 *Studia Troica* 7, 1997, 51.

66 Troia 2001 (zit. Anm. 3) 420 Abb. 480. Kolb (zit. Anm. 3) 18. Im Neuen Pauly, zit. Anm. 2, ist es wieder als ‹ergänzt› eingetragen.

67 Richtlinien der DFG vom 04.12.2001. Vgl. auch die vom Senat der Universität Tübingen am 25.05.2000 beschlossenen Richtlinien. Als wissenschaftliches Fehlverhalten wird dort u. a. «die Manipulation einer Darstellung oder Abbildung» gewertet.

VIIa-Keramik gefunden worden. Leider ist von dieser Keramik bisher kein Fragment abgebildet worden. Falls ihre Datierung korrekt wäre, würde sie jedoch nur einen *terminus post quem* bieten. Das heißt, daß es sich auch um eine Troia VII-Mauer handeln könnte. Damit geriete aber das gesamte postulierte ‹Defensivsystem› ins Wanken, denn zumindest große Teile des Grabens waren am Ende des 14. Jhs., in der Epoche Troia VI Spät, bereits zugeschüttet.<sup>68</sup> Von der Gleichzeitigkeit von Mauer und Graben auszugehen, erweist sich mithin als sehr problematisch.

Das von Korfmann ‹rekonstruierte› bzw. postulierte Befestigungssystem einer großen ‹Unterstadt› von Troia VI entbehrt folglich einer soliden Grundlage, mehr noch: Der Versuch, eine Befestigungsanlage nachzuweisen, ist fehlgeschlagen. Darüber hinaus wäre eine solche Befestigung nicht nur in der Bronzezeit, sondern im gesamten Altertum ohne Parallele, ihre Annahme auch deshalb nicht plausibel. Und selbst wenn das postulierte System existiert hätte, so müßte man Korfmanns noch vor einigen Jahren geäußerter Einsicht zustimmen: «Dennoch muß man zugestehen, daß ein Verteidigungsgraben außerhalb einer Siedlung und (einer zu rekonstruierenden) Festungsmauer – die vielleicht gar aus Holz war – nichts Umwerfendes ist. Dies gilt insbesondere, wenn man sich die Dimensionen klarmacht.»<sup>69</sup> Troia VI würde auch mit einem solchen Befestigungssystem nicht zu einer bedeutenden Stadt, zumal Mauerringe im gesamten Altertum meist größere Freiflächen einschlossen, um als Zufluchtsort für Menschen und Vieh des Umlandes zu dienen.<sup>70</sup> Eine Befestigungslinie ist noch kein Indiz für die Dichte der Besiedlung und Einwohnerzahl innerhalb des Mauerrings.

Statt einer Befestigungsanlage haben die jüngsten Troia-Grabungen wohl nur Aufschlüsse zu einem Wasserkanalsystem erbracht. Solche Systeme sind auch in der Bronzezeit keine Seltenheit, und sie sind in der Regel wesentlich imposanter als das troianische, so etwa die Wasserbauten am Kopais-See, die Flußumleitungen in Tiryns, die künstlichen Dämme und Teiche von Kushakli-Sarissa usw.<sup>71</sup> Zu dem troianischen System gehört auch die sogenannte Quellhöhle. Diese wurde nicht erst von Korfmann, sondern bereits von Dörpfeld entdeckt. Korfmanns Unternehmen hat jedoch die Dimensionen dieses Systems er schlossen und eine bronzezeitliche, anscheinend bis ins 3. Jts. v. Chr.

68 Studia Troica 4, 1994, 65.

69 Studia Troica 5, 1995, 29.

70 F. Kolb, Die Stadt im Altertum, 1984, 77. 88.

71 Zu letzteren s. H. Müller-Karpe, in: Die Hethiter (zit. Anm. 22) 179.

zurückreichende Sinterablagerung festgestellt.<sup>72</sup> Der Troia VI-Graben dürfte insbesondere im Westen dazu gedient haben, das aus dieser Quelle fließende Wasser aufzufangen. Der wasserreiche Hang des Hügels von Hisarlik bedurfte eines umfangreichen Kanalsystems.

Fassen wir die bisherigen Ergebnisse zusammen, so können wir feststellen, daß die Rekonstruktion einer großen, befestigten ‹Unterstadt› von Troia VI deutliche Züge einer Fiktion trägt. Die zweifelsfrei festgestellten Siedlungsreste lassen keine Bezeichnung von Troia als Stadt zu. Die Ausgrabungsergebnisse geben weder hinreichende Informationen zur Größe des Siedlungsareals noch zur Dichte der Bebauung. Auch ist die bauliche Differenzierung zu düftig, um von einer Stadt zu sprechen. Abgesehen von der Burgmauer und dem Kanalsystem gibt es keinen klaren Beleg für öffentliche Bauten oder für eine nennenswerte Platzanlage. Das Siedlungsbild ähnelt keineswegs jenem altanatolischer und vorderasiatischer Stadtanlagen.

Zur Einwohnerzahl von Troia VI lassen sich keine definitiven Angaben machen. Sie mag nur bei wenigen Hundert gelegen haben. Dies wäre zu wenig, um die Rolle eines Wirtschaftszentrums für ein Umland auszufüllen. Auch gibt es keine Hinweise darauf, daß Troia VI eine Handelsstadt und ein Produktionszentrum war. Es fehlen Indizien für den einer solchen Stadt angemessenen Grad beruflicher Spezialisierung oder gar für Arbeitsteilung. Zwar sind auf dem Hügel von Hisarlik Tausende von Spinnwirten gefunden worden,<sup>73</sup> aber diese verteilen sich über eineinhalb Jahrtausende der Siedlungsgeschichte. Ein gewisser Teil dieser Textilproduktion mag den Eigenbedarf überstiegen haben und im Handelsverkehr getauscht worden sein, aber es ist zu Recht darauf verwiesen worden, daß die Keramik, deren Dekoration oft Textilmuster widerspiegelt, im Falle Troias besonders monoton ist und daher nicht für die Herstellung attraktiver, begehrter Textilien spricht.<sup>74</sup> Die 10 kg Purpurmuscheln, die im Areal etwa 170 m von der Burgmauer entfernt gefunden wurden, bezeugen keine «anspruchsvolle Textilindustrie», wie Korfmann meint; diese Menge hätte allenfalls eine Produktion von wenigen Gramm Purpur ermöglicht. Außerdem konnte man Purpurmuscheln essen, so daß wir es hier vielleicht eher mit einem Hinweis auf die Diät der Troianer zu tun haben. Diese Muscheln gehören zudem – ebenso wie spärliche Indizien für Metall-

72 Studia Troica 11, 2001, 36ff.

73 K. Ballfanz, Studia Troica 5, 1995, 117ff.

74 P. Åström, OpAth 13, 1980, 23–28.

und Silexstein-Verarbeitung im gleichen Areal – in die Zeit von Troia VI Früh und Mitte,<sup>75</sup> nicht aber zu Troia VI Spät, um das es hier eigentlich geht. Bronzezeitliche Töpferwerkstätten sind auf dem Hügel von Hisarlik bisher nicht gefunden worden, so daß unklar bleibt, wo die sogenannte Graue Ware, deren Umbenennung in «Anatolische Grauware» durch Korfmann von B. Kull<sup>76</sup> als «politisch motiviert» kritisiert wird, hergestellt wurde; die Produktionszentren mögen an anderen Orten der Troas gelegen haben. Die lokale Herstellung der attraktiveren Keramik mykenischen Typs macht weit weniger als 1 % der Gesamtproduktion aus.<sup>77</sup> Für einen Handel mit in Troia hergestellter Keramik gibt es keine Indizien.<sup>78</sup> In der Frühen Bronzezeit, d. h. im 3. Jahrtausend, mag man in Troia, wie die Schatzfunde andeuten, Goldschmuck hergestellt haben, zumal in der Troas Goldvorkommen zur Verfügung standen,<sup>79</sup> aber für die Späte Bronzezeit gibt es dafür keine Anzeichen. Überhaupt sind Metallfunde aus Troia VI selten, auf einen nennenswerten Reichtum der Siedlung deutet jenseits der Burgarchitektur nichts hin.

Die Funde auf dem Grabungshügel von Hisarlik bieten somit keine Hinweise auf die Funktion von Troia VI als ein Produktions- und Marktzentrum für ein Umland, und sie zeigen auch keinen nennenswerten Fernhandel an. Die Quantität der gefundenen Importkeramik tendiert gegen Null. Weder auf dem Grabungshügel noch in dem angeblichen Hafen an der Beshik-Bucht, der nach Korfmann als Umschlagplatz für einen – nicht nachgewiesenen – bronzezeitlichen Ägäis-Schwarzmeerhandel diente, wurde auch nur ein einziges Exemplar der sogenannten Ochsenhaut-Barren gefunden, welche für den Kupferhandel der späten Bronzezeit charakteristisch und an einer Reihe anderer Orte verzeichnet worden sind. Es wurde auch kein einziger der an anderen Stellen im östlichen Mittelmeerraum so häufigen bronzezeitlichen Steinanker entdeckt. Einige wenige Scherben zyprischer

<sup>75</sup> Studia Troica 7, 1997, 58ff.

<sup>76</sup> Zit. Anm. 4, S. 1182. Der türkische Hethitologe A. Ünal, *The Hittites and Anatolian Civilizations*, 1999, 139, kritisiert Korfmanns Bestreben, Troia als anatolische Siedlung erscheinen zu lassen, als opportunistische Gefälligkeit gegenüber türkischen Kollegen.

<sup>77</sup> H. Mommsen/D. Hertel/P. A. Mountjoy, AA 2001, 169–211.

<sup>78</sup> S. H. Allen, Bulletin of the American School of Oriental Research 23, 1994, 39–51.

<sup>79</sup> D. Mannsperger, in: I. Gamar-Wallert (Hg.), *Troia. Brücke zwischen Orient und Okzident*, 1992, 124ff. R. Laffineur, in: *Mauerschau* (zit. Anm. 3) 1, 2002, 237–244.

Tafelware und importierter mykenischer Ware, eine auf der Troia-Konferenz vorgestellte (wirklich in Troia gefundene?) kanaanitische Amphore sowie ein Straußenei, eine Handvoll kleiner Elfenbeinobjekte, ferner Karneol-, Fayence- und Glasperlen<sup>80</sup> zeigen zwar, daß Troia VI auf irgendeine Weise am bronzezeitlichen Handel im östlichen Mittelmeerraum beteiligt war, aber es lag anscheinend abseits der großen Handelswege, die von der Levante und Ägypten über Zypern und die südliche Ägäis nach Kreta und ins südöstliche Griechenland sowie in den westlichen Mittelmeerraum führten.<sup>81</sup>

Für Handelskontakte Troias mit dem hethitischen Anatolien und dem Schwarzmeerraum gibt es nicht den geringsten Anhaltspunkt; nicht ein einziges Objekt wurde auf dem Hügel von Hisarlik oder im spätbronzezeitlichen Friedhof am Beshik Tepe gefunden, welches auf derartige Verbindungen hindeuten würde. Troia zur Handelsstadt, Handelsmetropole, Umschlagplatz für Waren aus allen Himmelsrichtungen, insbesondere für einen Schwarzmeerhandel, ferner gar zum Zentrum einer prähistorischen Hanse zu erklären, wie Korfmann dies getan hat,<sup>82</sup> erinnert eher an Geschichtsklitterung. Auf dem Hügel von Hisarlik fehlt auch jeglicher architektonische und schriftliche Hinweis auf eine Handelfunktion der Siedlung. Kein definierbarer Marktplatz, keine Kaufmannshäuser, keine Archive, nicht einmal Tonbulle zum Versiegeln von Gefäßen wurden gefunden, die auf kaufmännische Aktivitäten oder überhaupt auf Schriftlichkeit hindeuten könnten. Das in einer Schicht von Troia VIIb aus der Zeit um 1100 entdeckte hethitisch-luwische Bronzesiegel ist ein Einzelfund ohne Aussagekraft. Denn solche bzw. ähnliche Siegel wurden auch anderswo im Ägäisraum außerhalb jeglichen funktionalen Kontextes gefunden.<sup>83</sup> Man vergleiche hingegen die in verschiedenen öffentlichen Gebäuden und Privathäusern der bronzezeitlichen anatolischen Siedlung Kushaklı-Sarissa ergrabenen Tontafelarchive und Siegelbullen bzw. Tonplomben.<sup>84</sup> Die Argumentation Korfmanns, die Schriftdokumente seien alle mit der Zerstörung des angeblichen Palastes auf dem Hügel von Hisarlik zu grunde gegangen, ist deswegen nicht schlagend, weil z. B. in Knossos

<sup>80</sup> Vgl. Troia. Traum und Wirklichkeit. Ausstellungsführer Braunschweig, 2001, 173f.

<sup>81</sup> Vgl. dazu demnächst die Publikation meines auf der Troia-Konferenz in Tübingen gehaltenen, überarbeiteten Vortrags (im Druck).

<sup>82</sup> Troia 2001 (zit. Anm. 3) 355ff.

<sup>83</sup> H.-G. Buchholz, Ugarit, Zypern und Ägäis, 1999, 518f.

<sup>84</sup> H. Müller-Karpe, in: Die Hethiter (zit. Anm. 22) 176ff., bes. 184–187.

durch die Planierung des Palasthügels zahlreiche Befunde zerstreut wurden und Schriftdokumente gerade erst dadurch bewahrt worden sind.

Troia war, nach den vorhandenen Indizien – wie etwa größeren Mengen an Pferde- und vor allem Rinderknochen, Vegetations- und Fischresten – zu schließen,<sup>85</sup> eine von agrarischen und viehwirtschaftlichen Produkten sowie wahrscheinlich vom Fischfang lebende Siedlung. Der hier existierende Herren-, vielleicht Fürstensitz von regionaler Bedeutung bezog seine Einkünfte aus den Erträgen eines fruchtbaren Umlandes, die in Form von Abgaben den Reichtum und die Machtbasis der auf dem Hügel von Hisarlık residierenden aristokratischen Elite begründeten. Troia VI nahm sicherlich eine politische und administrative Zentralortfunktion für einen Großteil der Troas ein, aber als Burgfestung und Herrensitz, nicht als Stadt. Von den oben zitierten, von B. Hänsel formulierten Kriterien für eine Stadt erfüllt Troia nach dem bisherigen Befund nur zwei: den der politischen und administrativen Geschlossenheit sowie der Langlebigkeit. Die für eine Stadt zufordernden Belege für eine größere Einwohnerzahl, urbane Bausubstanz, ausgeprägte berufliche Spezialisierung und Arbeitsteilung, fein abgestufte soziale Differenzierung sowie nennenswerte ökonomische Zentralortfunktionen sind nicht gegeben.

Die aktuelle Troia-Grabung hat somit das Bild der Forschung von der Siedlungsstruktur auf dem Hügel von Hisarlık nicht nennenswert verändert. Eine Bezeichnung Troias als Stadt ist weiterhin nicht gerechtfertigt. Daran ändert auch die inzwischen zum Programm erhobene, fragwürdige Gleichsetzung mit dem in hethitischen Dokumenten genannten Wilusa nichts.<sup>86</sup> «There can be little doubt that an extramural town of undetermined size really existed». Diese Feststellung Blegens, der seinerseits bereits im Süden und Westen des Hügels ergebnislose Sondagen auf der Suche nach einer ausgedehnten Unterstadt durchgeführt hatte, gibt auch nach der laufenden Troia-Grabung den Stand unserer Kenntnisse korrekt wieder, wenn man darauf verzichtet, «town» mit «Stadt» zu übersetzen.<sup>87</sup> P. Jablonka spricht jetzt, wie einst auch Manfred Korfmann selbst, vorsichtig von einer «Untersiedlung»<sup>88</sup> – ein hoffnungsvoll stimmendes Signal?

85 Uerpmann, in: *Troia 2001* (zit. Anm. 3) 315ff.

86 *Studia Troica* 11, 2001, 1. Vgl. dazu den Beitrag von Heinhold-Krahmer, S. 146ff.

87 C. Blegen, *Troy*, 1953, 351. Vgl. ebenda 5.

88 P. Jablonka, in: *Mauerschau* (zit. Anm. 3) 1, 264.

## War Troia eine Stadt?

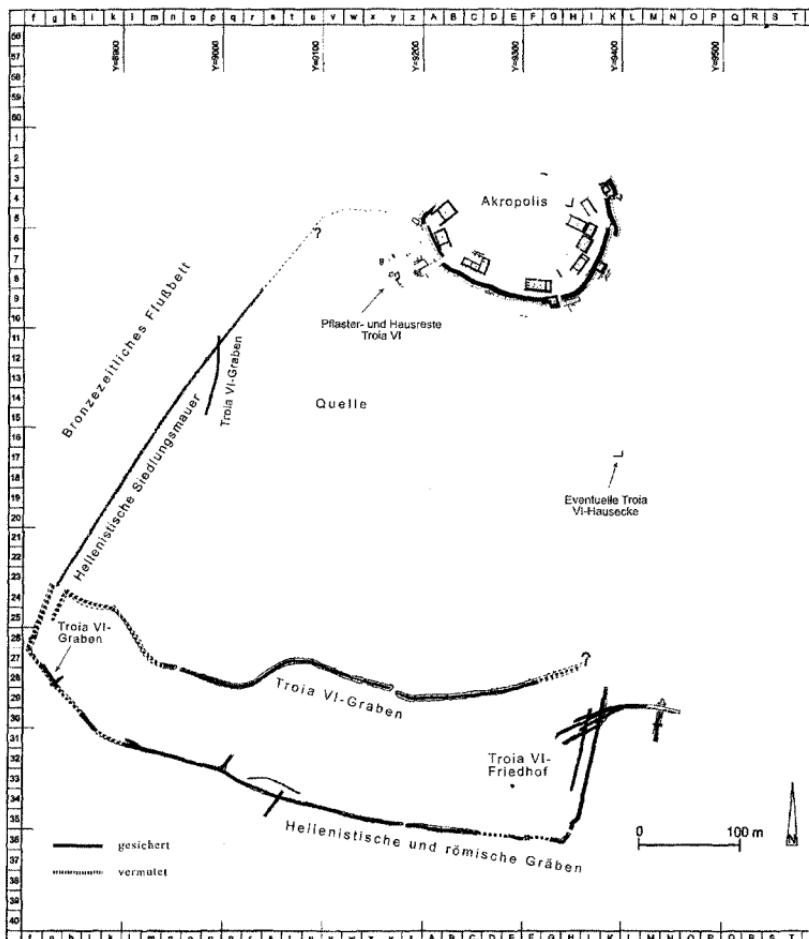


Abb. 1: Troia VI: Schematischer Plan der bis zum Jahr 2001 ausgegrabenen Befunde (einschließlich der hellenistischen Siedlungsmauer und des hellenistischen und römischen Grabensystems) angefertigt auf der Grundlage von Plänen des Troia-Projektes (F. Kolb/C. Drosihn/A. Thomsen)

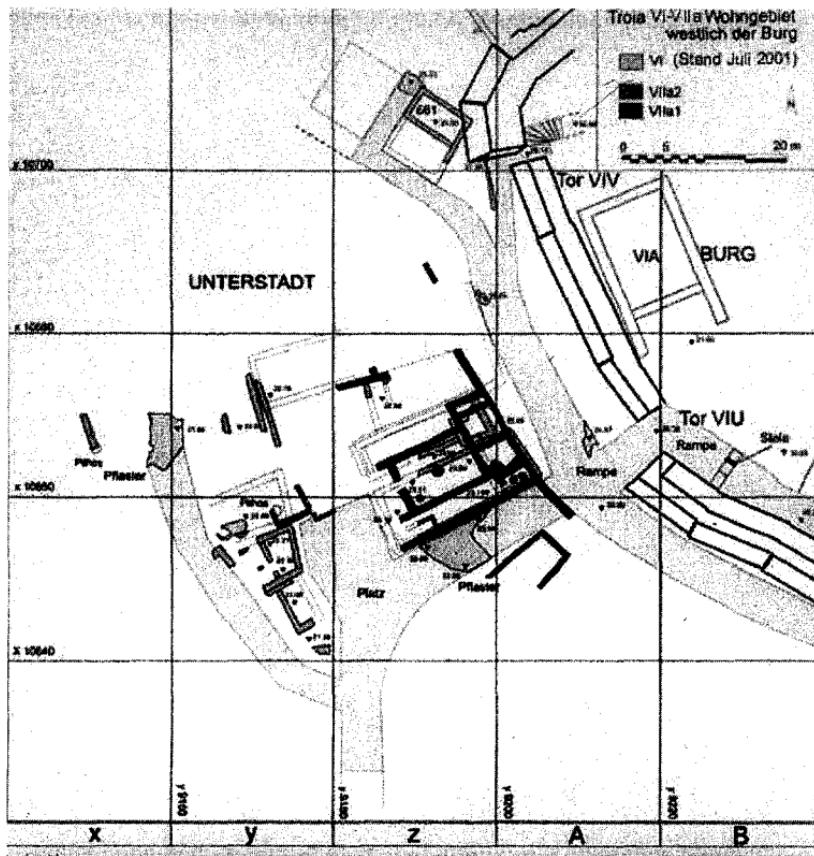


Abb. 2: Hausreste von Troia VI (grau) und Legende Troia VII a (schwarz)

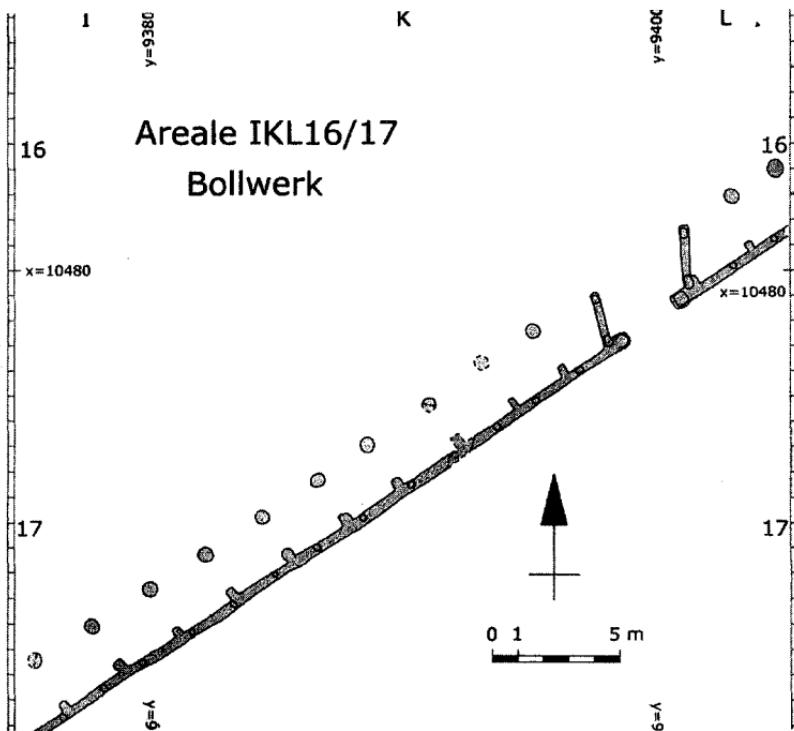


Abb. 3: Palisadenzaun (angeblich Troia I/II): Zeichnung (aus: Kolb, Troia. Ein Mythos in Geschichte und Rezeption S. 18, Abb. 14)

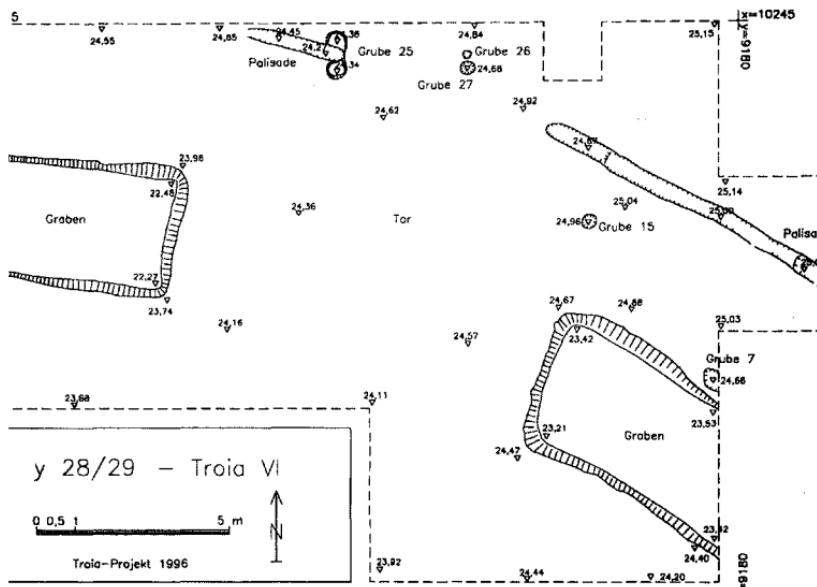


Abb. 4: Troia VI: angeblicher Verteidigungsgraben (Detailskizze) (aus: Kolb, a.O. S. 17, Abb. 13)

## War Troia eine Stadt?

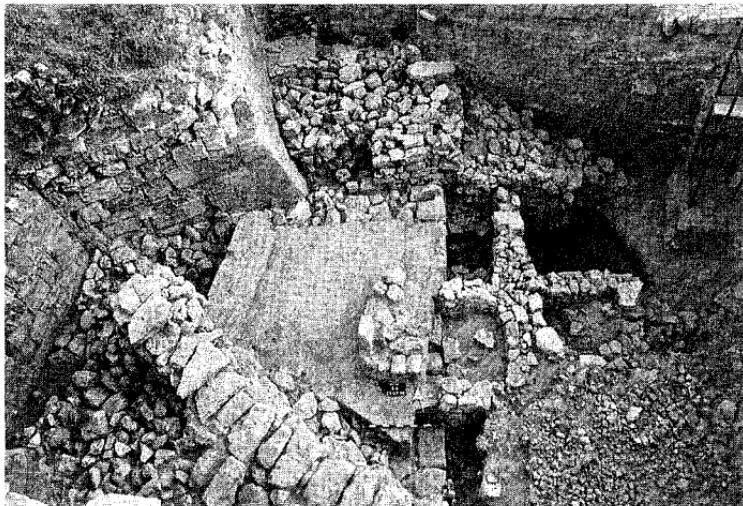
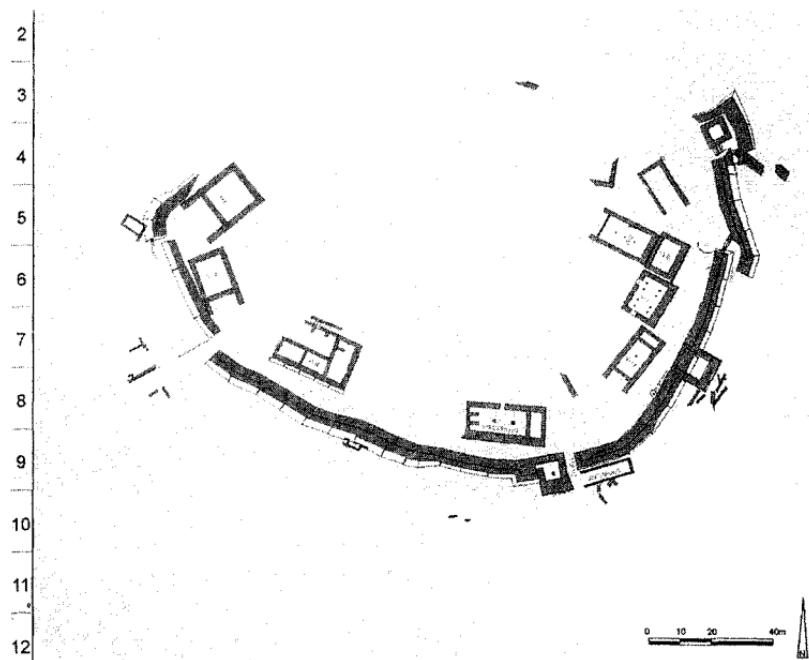


Abb. 5: angebliches Siedlungsmauerstück (aus: Troia – Traum und Wirklichkeit, Begleitband zur Ausstellung, Stuttgart 2001, S. 414, Abb. 469), © Troia-Projekt



# Zur Gleichsetzung der Namen Ilios-Wiluša und Troia-Taruiša

SUSANNE HEINHOLD-KRAHMER

## I. Identifikationsversuche früher und heute

Das Auftreten der Länder Taruiša und Wiluša auf Keilschrifttafeln aus Hattuša (Boğazköy) in Zentralanatolien hat schon früh das Interesse von Forschern auf sich gelenkt. Erste Versuche, das nur einmal bezeugte Taruiša mit dem Troia der homerischen Dichtung zu identifizieren, und das in mindestens fünf Quellen belegte Wiluša mit dem im Epos sehr häufig anstelle von Troia verwendeten Namen Ilios gleichzusetzen, sind beinahe so alt wie die Hethitologie selbst.

Bereits im Jahr 1924, legte der Keilschriftspezialist Emil Forrer der Fachwelt erstmals seine These einer Identität von hethitisch Taruiša mit griechisch Troia vor. Dies erfolgte innerhalb seines berühmten Artikels über *Vorhomerische Griechen in den Keilschrifttexten aus Boghazkör*<sup>1</sup> in Verbindung mit seiner berühmten «*Griechenhypothese*» (s. u. S. 196). Im gleichen Jahr sprach sich der Wiener Indogermanist Paul Kretschmer in einem Aufsatz mit dem Titel *Alakšanduš, König von Wiluša*<sup>2</sup> für die Identifizierung von hethitisch Wiluša mit griechisch Ilios aus. Für Ilios setzte er eine ältere Form \*Wilios voraus. Den Namen Alakšandu, den ein König von Wiluša trug, mit dem der hethitische Großkönig Muwatalli II. im frühen 13. Jh. v. Chr. einen Vasallenvertrag abgeschlossen hatte, brachte Kretschmer nicht zu Unrecht<sup>3</sup> mit dem griechischen Namen Aléxandros in Verbindung. Er ging aber noch einen Schritt weiter, indem er auf die persönliche Identität dieses Alakšandu von Wiluša mit dem aus dem Epos bekannten Aléxandros alias Páris von Ilios, Sohn des troianischen Königs Priamos, schloß.<sup>4</sup> Die

1 Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft 63 (1924) 3 u. 7.

2 Glotta 13 (1924) 205ff.

3 Siehe hierzu O. Szemerényi, in: Festschrift für G. Pugliese Carratelli (Florenz 1988) 280ff.; ferner u. S. 201.

Gleichung Ilios = Wiluša wird manchmal ebenfalls Forrer zugeschrieben.<sup>5</sup> Doch dieser suchte Wiluša im «*Rauen Kilikien*» und brachte es mit dem griechischen Ortsnamen Elaioūsa in Verbindung.<sup>6</sup> Auch Kretschmer suchte Wiluša im südlichen Kleinasien, und zwar in Karien.<sup>7</sup> Nach seiner Auffassung hätte aber dann die Sage Alakšandu vom Süden in die Troas befördert.<sup>8</sup>

Diesen und weiteren Namengleichungen Forrers und Kretschmers standen renommierte Forscher der ersten Hethitologengeneration, vor allem Johannes Friedrich, Albrecht Goetze und Ferdinand Sommer, sehr skeptisch gegenüber. Forrer wurde vorgeworfen, er sei bereits mit vorgefaßten Ideen an die hethitischen Texte herangetreten. Hatte er doch selbst zugegeben, was ihn zur mühevollen Durchsicht der ca. 11 000 damals in Berlin befindlichen Tontafeln und Tontafelfragmente motiviert hatte. Es war «*die stille Hoffnung ..., von Troja und Priamos einmal Näheres zu hören*».<sup>9</sup>

Im Rahmen der um 1927 einsetzenden Ahhiyawa-Kontroverse (s. u. S. 198f.) wurden auch immer wieder die Gleichungen Taruiša = Troia und Wiluša = (W)Ilios diskutiert. Dieser Streit fand seinen Höhepunkt in einer überwiegend sprachwissenschaftlichen Auseinandersetzung zwischen Sommer und Kretschmer und endete 1937 unentschieden.

In neuester Zeit werden die genannten Namengleichungen wieder mit größter Zuversicht vertreten. Ja wir müßten sogar, wollten wir einer Forderung des Baseler Homerspezialisten Joachim Latacz nachkommen,<sup>10</sup> den unweit vom Ostufer der Dardanellen gelegenen Ruinenhügel Hisarlik «*in seiner archäologisch nachgewiesenen 6. Besiedlungsphase (ca. 1700–1200) nicht Ilios und auch nicht Troia VI + Troia VIIA nennen, sondern Wilusa*». Diese Gleichsetzung der spätbronzezeitlichen Schichten von Hisarlik mit dem hethitischen Wiluša findet nun mehr und mehr als Faktum Eingang sowohl in die Fachliteratur als auch in einige der für einen größeren Leserkreis bestimmten Lexika und Ausstellungskataloge.<sup>11</sup>

4 Vorsichtige Überlegungen dieser Art finden sich bereits bei D.D. Luckenbill (*Classical Philology* 6, 1911, 85f.).

5 Zuletzt von T.R. Bryce, *The kingdom of the Hittites* (Oxford 1998) 394.

6 Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft (wie o. Anm. 1) 4.

7 Vgl. *Glotta* 13 (1924) 207ff.

8 *Glotta* 13, 209; vgl. auch F. Schachermeyr, *Troia in hethitischen Texten?*, in: *Festschrift H. Vettters* (Wien 1985) 13ff.

9 So Forrer (wie Anm. 1) 2.

10 *Troia-Wilius-Wilusa. Drei Namen für ein Territorium* (Basel 2001) 10.

11 So z.B. in: *Der Neue Pauly* 5 (1998) 191 u. 195f. (Karte) u. 12/2 (2002) 514 oder in

In der heutigen Argumentation spielt die sprachliche Komponente, die in der früheren Diskussion dominant war, nur noch eine sekundäre Rolle. Man begnügt sich immer wieder mit der Feststellung, daß bei Orts- wie Personennamen Abweichungen im lautlichen Bereich und in der Wortbildung mit sprachwissenschaftlichen Mitteln nicht einwandfrei zu klären seien. Wie einst schon Forrer und Kretschmer, so rechnet man auch gegenwärtig bei der Übernahme eines bestimmten Eigenamens von einer Sprache in eine andere mit einem Entstellungsfaktor.<sup>12</sup> In diesem Zusammenhang verweist man häufig auf das schon in den 1930er Jahren stark strapazierte Beispiel Milano = Mailand, bei dem die sprachwissenschaftliche Methode ebenfalls versage.

In der Tat könnte man sich mit den sprachlichen Problemen, die in der Vergangenheit gegen die Gleichungen ins Feld geführt wurden, und auf die in neuerer Zeit wieder hingewiesen wurde,<sup>13</sup> abfinden, wenn sich unter den zu ihren Gunsten vorgebrachten Argumenten aus anderen wissenschaftlichen Sparten wenigstens eines finde, das nicht nur als Hypothese, sondern als stringenter Beweis gelten dürfte. Soweit es sich dabei um die wichtigsten Argumente hethitologischer Provenienz handelt, scheint das jedoch nicht der Fall zu sein.

Namhafte Befürworter der Gleichungen Wiluša = Ilios und Taruiša = Troia, wie der derzeitige Grabungsleiter in Hisarlik, Manfred Korfmann,<sup>14</sup> der Archäologe Wolf-Dietrich Niemeier,<sup>15</sup> der Journalist Michael Siebler<sup>16</sup> und insbesondere der bereits genannte Gräzist Latacz<sup>17</sup> berufen sich darauf, daß der für sie endgültige Identifizierungsnachweis von Seiten der Hethitologen bzw. Altanatolisten erbracht worden sei. Es handle sich dabei um die weitgehend lückenlose Erschließung der

Ausstellungsschriften wie *Troia – Traum und Wirklichkeit*, Begleitband zur Ausstellung (Stuttgart 2001) 34ff., und *Die Hethiter und ihr Reich* (Stuttgart 2002) 196ff. u. 306f. (Karte).

12 So z.B. F. Starke, *Troia im Kontext des historisch-politischen und sprachlichen Umfeldes Kleinasiens im 2. Jahrtausend*, in: *Studia Troica* 7 (1997) 448 Anm. 4.

13 Günter Neumann, in: G. Dobesch/G. Rehrenböck, Hundert Jahre Kleinasiatische Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Wien 1993) 290, und in: E. Simon u.a., *Würzburger Jahrbücher für die Altertumswissenschaft* 23 (1999) 21 mit Anm. 20.

14 *Troia/Wilusa-Ausgrabungen 2000*, in: *Studia Troica* 11 (2001, erschienen 2002) 1.

15 Mycenaean and Hittites in War in Western Asia Minor, in: *Aegaeum* 19 (1999) 141ff.

16 *Troia. Mythos und Wirklichkeit* (Stuttgart 2001) 141.

17 *Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels* (München u. Berlin 2001) 105ff. et passim; *Troia-Wilios-Wilusa* (wie Anm. 10) 4f. u. 7ff.

politischen Geographie des hethiterzeitlichen Westkleinasien, die 1996 und 1997 der Altanatolist Frank Starke<sup>18</sup> vorgelegt habe, und die dann unabhängig davon durch Ergebnisse von J. D. Hawkins,<sup>19</sup> insbesondere durch dessen Neulesung der Hieroglypheninschrift Karabel A, bestätigt worden sei. Weitgehend lückenlos sei diese Rekonstruktion insofern, als schließlich für die Lokalisierung des hethitischen Vasallenstaates Wiluša nur noch die Troas im äußersten Nordwesten Kleinasiens übriggeblieben sei. Dadurch stünde nun die Identität von Wiluša mit Homers (W)Ilios fest. Dieser «*definitive Nachweis*» für die Lokalisierung des hethitischen Vasallenstaates in der Troas sei also «*rein aus den hethitischen Quellen heraus*» erfolgt.<sup>20</sup>

Zweifellos ist durch die heutige Quellenlage, aber auch durch Fortschritte in der hethitologischen Forschung wenigstens teilweise eine größere Genauigkeit bei geographischen Rekonstruktionsversuchen zu erzielen als in der Anfangsphase der Hethitologie oder auch noch vor etwa 20 Jahren. Zum einen wurden inzwischen weitere wichtige Keilschriftkunden, Hieroglypheninschriften und auch neue Anschlußstücke an bereits bekannte fragmentarische Tontafeln entdeckt, zum anderen gelangte man zu Neuinterpretationen von Keilschrifttexten und auch zu besseren Deutungen von Hieroglypheninschriften. Daß allerdings Starkes Beweisführung tatsächlich in allen Punkten «*durch eine Umsicht und Konsequenz*» gekennzeichnet ist, «*wie sie keine der einschlägigen Vorgängerarbeiten aufzuweisen hatte*», wage ich gegenüber Latacz<sup>21</sup> zu bezweifeln.

Klarheit in der Frage zu erlangen, ob wir sowohl die Einzelergebnisse, aus denen die Indizienkette geknüpft wurde, als auch das Endergebnis: Wiluša = (W)Ilios bereits als Fakten bewerten dürfen, oder doch nur als Hypothesen ganz unterschiedlicher Qualität, wäre nicht nur von größter Wichtigkeit für die derzeit noch im Kompetenzbereich der Hethitologie liegende Erforschung der historischen Geographie und damit eng verbunden der Geschichte des spätbronzezeitlichen Kleinasiens. Wegen der «*kardinalen Bedeutung*», die Latacz<sup>22</sup> der ver-

<sup>18</sup> Seine 1996 in Vorträgen dargelegten Ergebnisse finden sich 1997 in *Studia Troica* 7, 447ff. (wie Anm. 12).

<sup>19</sup> Tarkasnawa king of Mira. 'Tarkondemos', Boğazköy sealings and Karabel, in: *Anatolian Studies* 48 (1998) 1ff.

<sup>20</sup> Latacz, *Troia-Wilius-Wilusa* (wie Anm. 10) 5.

<sup>21</sup> *Troia und Homer* (wie Anm. 17) 105.

<sup>22</sup> So in seiner im Internet ([www.uni-tuebingen.de/troia/deu/Lataczentgegnung.html](http://www.uni-tuebingen.de/troia/deu/Lataczentgegnung.html)) zu findenden Entgegnung auf «W. Kullmann: Besprechung von J. Latacz, *Troia und Homer*» (in: *Gnomon* 73, 2001, 657ff.).

meintlich «*definitiv gelungenen*» Lösung des Lokalisierungsproblems für die gesamte Troia-Homer-Forschung zumäßt, wäre dies auch für Althistoriker, Altphilologen und Homerforscher von Relevanz. Wie er in seinem Buch *Troia und Homer – Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels* (S. 33ff.) ausführlich darzulegen versucht, wäre durch Starkes Ergebnis nicht allein die seit Schliemanns Zeiten diskutierte Frage «*Hieß Hisarlık tatsächlich einmal Troia/Ilios?*» positiv zu beantworten und der endgültige Identifikationsnachweis erbracht, der bis 1996 durch den vorhandenen archäologischen Befund am Grabungsort und durch mögliche Anhaltspunkte aus dem Epos nicht habe gelingen können. Da Latacz die Identität von hethitisch Wiluša mit homerisch Ilios (S. 98ff.) und dem Grabungsort Hisarlık für erwiesen hält, gleichzeitig auch die von Taruiša mit Troia (S. 119ff.) für wahrscheinlich erachtet und dann weiter folgert, daß ebenso wie der Name der angegriffenen Stadt in der Ilias auch der Name der Angreifer (vgl. u. S. 194) historisch sei (S. 150ff.), und zwar mykenisch (S. 258ff.), gelangt er sogar zum Resultat: «*Homers Handlungskulisse ist historisch*» (S. 169ff.), und schließlich noch zum Ergebnis: «*Ein Krieg um Troia ist wahrscheinlich*» (S. 338ff.). Durch die «*Lösung des Identifikationsproblems*» scheint endlich der Weg dafür geebnet, daß die Ilias künftig nicht mehr nur als «*Dichtung*», sondern auch als «*historische Quelle*» in Betracht zu ziehen sei.<sup>23</sup>

## 2. Die hethitischen Quellen zu Wiluša, Wilušiya, Taruiša und ihre Lokalisierungshinweise

Die keilschriftlichen Quellen, in denen Wiluša auftritt, sind nicht sehr zahlreich. Völlig eindeutige Belege für ein Land dieses Namens bieten bislang nur fünf Dokumente (unten: a, b, d, e, f). Hinzu kommen zwei Tontafeln mit fraglichen Belegen (c, g). Die Länder Wilušiya und Taruiša sind nur in einem einzigen Text (h) bezeugt und zwar nebeneinander. Es handelt sich um:

a. den Vertrag des Muwatalli (II.) von Hatti mit seinem Vasallen Alakšandu von Wiluša (Anfang 13. Jh.). Er liegt in einigen, teilweise nur sehr fragmentarisch erhaltenen Fassungen vor (CTH 76). Die Erstbearbeitung dieser umfangreichsten Quelle zu Wiluša bot J. Friedrich.<sup>24</sup>

<sup>23</sup> Vgl. auch Siebler, (wie Anm. 16) 19 im Anschluß an Latacz, Troia und Homer (wie Anm. 17) 116 und 118.

<sup>24</sup> Staatsverträge des Hatti-Reiches II (Leipzig 1930) 42ff. (zitiert nach §).

Weitere Zusatzstücke sind berücksichtigt in neueren Übersetzungen von G. Beckman<sup>25</sup> und F. Starke.<sup>26</sup>

b. den fragmentarischen Brief des Manapa-Tarhunta vom Šeha-Flußland an seinen hethitischen Oberherrn, wohl ebenfalls Muwatalli II. (KUB 19.5 + KBo 19.79, s. CTH 191). Eine Neubearbeitung legte 1985 Ph. H. J. Houwink ten Cate vor.<sup>27</sup> Das Land Wiluša wird nur zu Anfang des Textes (Z. 4) als Ziel einer (hethitischen) Kampagne erwähnt.

c. den sogenannten Tawagalawa-Brief (KUB 14.3; s. CTH 181), wahrscheinlich unter Ḫattušili III. (um 1250) verfaßt (s. u. S. 205, Anm. 48). Adressat ist ein Großkönig von Aḥhiyawa (s. u. S. 206 Anm. 52). Der unvollständige Text (vgl. u. S. 203) wurde 1932 von Sommer<sup>28</sup> bearbeitet (zur neuen Interpretation einiger Stellen s. u. S. 205f.). In Kol. IV Z. 8ff. wird vielleicht Wiluša erwähnt.<sup>29</sup>

d. den sogenannten Milawata-Brief (KUB 19.55, s. CTH 182), als dessen Absender Tuthaliya IV. (ca. ab 1235) gilt. Adressat ist ein König von Milawata/Millawanda oder von einem der daran angrenzenden Länder.<sup>30</sup> Der fragmentarische Text wurde ebenfalls von Sommer<sup>31</sup> bearbeitet. Mit Hilfe eines neu entdeckten Zusatzstücks KUB 48.90 Rs. 40/38ff.<sup>32</sup> erfährt man von einem König von Wiluša namens Walmu, wohl einem Nachfolger des Alakšandu, der aufgrund einer Revolte zum Adressaten geflohen war und nun wieder nach dem Willen des Königs von Ḫatti in Wiluša regieren soll.

e. das nur 15 Zeilenreste umfassende Brieffragment KBo 18.18 (s. CTH 186) aus der 2. Hälfte des 13. Jh. Wiluša (Z. 7, 8, 11 u. 12) erscheint

<sup>25</sup> Hittite Diplomatic Texts (Atlanta 1996) 82ff.

<sup>26</sup> In: Latacz, Troia und Homer (wie Anm. 17) 131ff.

<sup>27</sup> Jaarbericht van het Vooraziatisch-Egyptisch Genootschap «Ex oriente lux» 28 (1985) 38ff.

<sup>28</sup> Die Aḥhiyawa-Urkunden (München 1932) 2ff.

<sup>29</sup> Sommer (wie Anm. 28) 16 und 169 transkribierte KUB 14.3 IV 8: (INI)M?  
<sup>URU</sup>ui?-l [u]??-[š] a?, betonte jedoch, daß es sich hier auch um einen Ortsnamen auf [ ]-iš-ša, etwa die Stadt [x?]-iš-ša handeln könnte. H. G. Güterbock dagegen zweifelte nicht an der Lesung Wi-lu-ša in: M. J. Mellink, Troy and Trojan War (wie Anm. 30, 37).

<sup>30</sup> Hierzu H. G. Güterbock, Troy in Hittite Texts, in: M. J. Mellink, Troy and Trojan War (Bryn Mawr, PA. 1986) 38 mit Anm. 17; T. R. Bryce, The kingdom of the Hittites (Oxford 1998) 340f. mit Anm. 54f.; F. Starke, Troia (wie Anm. 12) 454 rechte Spalte.

<sup>31</sup> Aḥhiyawa-Urkunden (wie Anm. 28) 198ff.

<sup>32</sup> Hierzu H. A. Hoffner, Jr., Archiv für Orientforschung, Beiheft 19 (1982) 130ff.

darin in unklarem Kontext.<sup>33</sup> Der Adressat namens Mašhuitta (oder Parhuitta?) ist ein dem Absender, dem Großkönig von Hatti, gleichgestellter König, wobei fraglich ist, ob es sich bei ihm um einen König von Ahhiyawa<sup>34</sup> handelt oder aber um einen von Mira, der dann jedoch zum Großkönig avanciert sein müßte.<sup>35</sup>

f. die unvollständig erhaltene Länderliste des Ritual-Textes KUB 15.38 (CTH 483).<sup>36</sup> Wiluša findet sich in Kol. I Z. 9. Aufgrund von Paralleltexten ist anzunehmen, daß Wiluša im Umkreis der Länder Karkiša, Arzawa, Talawa und Maša, H/Kuntara, Iyalanti etc. genannt wurde.

g. den Ritualtext KBo 4.11 (CTH 772) mit Zitaten aus luwischen Liedern. Dort findet sich Rs. 46 folgender Satz: ah-ḥa-ta-〈at-〉ta a-la-ti a-ú-i-en-ta ú-i-lu-ša-ti. Einige Forscher glauben im letzten Wort wilušati den Ortsnamen Wiluša (in luwischer Form im Ablativ) erkennen zu können.<sup>37</sup> Das Fehlen der im Hethitischen üblichen Kennzeichnung eines Ortsnamens als Stadt (URU) oder Land (KUR) durch das entsprechende Ortsdeterminativ wird unterschiedlich bewertet. Für die einen ist es ohne Belang,<sup>38</sup> für die anderen jedoch ein Grund, wilušati nicht als Beleg für Wiluša zu verbuchen.<sup>39</sup>

h. die Tuthaliya-Annalen (CTH 142).<sup>40</sup> Die dort berichteten Ereignisse datieren ungefähr ins späte 15. Jh. Die Länder Wilušiya und Taruiša sind am Ende einer fragmentarisch erhaltenen Aufzählung von ca.

<sup>33</sup> Bearbeitet von A. Hagenbuchner, Die Korrespondenz der Hethiter (Heidelberg 1989) 316ff.

<sup>34</sup> So A. Hagenbuchner (wie o. Anm. 33) 318; G. Steiner, Eothen 9 (2000) 173f.

<sup>35</sup> So F. Starke, Der Neue Pauly 8 (2000) 254, Stichwort *Mira*.

<sup>36</sup> Hierzu zuletzt M. Forlanini, L'orizzonte geografico dei testi Hittiti e le «Liste di evocazione», in: L. Milano u.a., Landscapes, Part II (Pavia 2000) 9ff.

<sup>37</sup> So z.B. C. Watkins (in: Mellink, Troy and Trojan War, wie Anm. 30) 59ff., und Starke, zuletzt in: Studia Troica 7 (wie Anm. 12) 455 mit Anm. 78.

<sup>38</sup> Nach H. Eichner (Probleme von Vers und Metrum im epichorischer Dichtung Altkleinasiens, in: G. Dobesch/G. Rehrenböck, Hundert Jahre Kleinasiatische Kommission [wie Anm. 13] 106 Anm. 48) wäre auf ein Fehlen des Ortsdeterminativs «im luwischen Kontext wenig zu geben»; Starke (Untersuchung zur Stammbildung des keilschrift-luwischen Nomens, in: Studien zu den Boğazköy-Texten 31, 1990, 603) begründet dieses Fehlen mit der fehlerhaften Überlieferung des Textes.

<sup>39</sup> Siehe z. B. R. Lebrun, Welt des Orients 18 (1987) 8, und G. Neumann, in: Würzburger Jahrbücher (wie Anm. 13) 20f. mit Anm. 20.

<sup>40</sup> Transkription und Übersetzung bei O. Carruba, Beiträge zur mittelhethitischen Geschichte I. Die Tuthaliyas und die Arnuandas, in: Studi micenei ed egeo-anatolici 18 (1977) 156ff.

22 selten oder kaum bezeugten Ländern genannt (KUB 23.11 II 19' parallel 23.12 II 13'). Der Sieg Tuthaliyas über diese Länder gilt als Sieg über das Land Aššuwa (II 33'ff.).

Die diesen acht Quellen zu entnehmenden Hinweise auf die geographische Lage von Wiluša, Wilušiya und Taruiša sind meist äußerst vage. Im folgenden können aus Raumgründen nicht alle der oft recht problematischen Anhaltspunkte berücksichtigt werden, auf die sich die Forschung beim Versuch, Wiluša zu lokalisieren, stützte.

Daß Wiluša schon seit althethitischer Zeit (16. Jh.) in einer geographischen, vielleicht auch politischen Beziehung zum Arzawa-Bereich in Westkleinasien stand, jedoch bis zum Abschluß des Alakšandu-Vertrags (a.) nicht direkt zu diesem zählte, ergibt sich aus dessen historischer Einleitung. Muwatalli betonte dort (Al §2-4), daß sich das Land im Gegensatz zu Arzawa seit der Eroberung durch seinen Vorfahren Labarna den Königen von Ḫatti gegenüber *«aus der Ferne»* immer oder fast immer friedlich verhalten und regelmäßig Gesandte geschickt habe.<sup>41</sup> Dies sei insbesondere während der Arzawa-Feldzüge der Könige Tuthaliya I. oder II. (ca. spätes 15. Jh.), Šuppiluliuma I. (ca. ab 1360) und Mursili II. (spätes 14. Jh.) der Fall gewesen, weshalb jene auch gar nicht bis nach Wiluša ziehen mußten (vgl. Übersicht S. 168).

Erst Muwatalli II. dürfte seinen neu geschaffenen Vasallenstaat Wiluša unmittelbar zu den Arzawa-Ländern gezählt zu haben (Al §17). Als solche galten zuvor nur die drei Länder Mira/Kuwaliya, Šeḫa/Appawiya und Ḥapalla, die sein Vater Mursili II. in seinem 4. Regierungsjahr (etwa ab 1319) nach völliger Vernichtung des Königreiches Arzawa als hethitische Vasallenstaaten installiert hatte (s. auch Al §4).<sup>42</sup>

Wilušas loyales Verhalten gegenüber Ḫatti *«aus der Ferne»* und seine Fähigkeit, sich über Jahrhunderte aus Auseinandersetzungen zwischen Ḫatti und Arzawa herauszuhalten, ließen vermuten, Wiluša habe weiter entfernt von Ḫatti gelegen als die übrigen Arzawa-Länder. Denkbar wäre jedoch auch, daß sich der Eindruck einer größeren Entfernung aus einer isolierten bzw. für die Hethiter schwer zugänglichen Lage dieses Landes ergeben haben könnte. Vielleicht lag es abseits der üblichen Routen nach Westen.<sup>43</sup>

<sup>41</sup> Zu leicht voneinander abweichenden Interpretationen vgl. Beckman (wie Anm. 25) und Starke (wie Anm. 26).

<sup>42</sup> Näheres hierzu bei S. Heinhold-Krahmer, Arzawa. Untersuchungen zu seiner Geschichte nach den hethitischen Quellen, in: Texte der Hethiter 8 (Heidelberg 1977) 121ff., 150ff., 166ff.

<sup>43</sup> Vgl. Starke, Troia (wie Anm. 12) 455.

Zum Vertragsabschluß war es erst gekommen, nachdem Muwatalli, von Alakšandu zu Hilfe gerufen, das Land Maša besiegt hatte (Al § 6 Z. 46ff.). Dies ließ auf eine gemeinsame Grenze zwischen Maša und Wiluša schließen.

Alakšandu wurde im Vertrag zur Heeresfolge verpflichtet (Al § 14). Dies galt nicht nur für den Fall eines Krieges von Hattuša aus gegen gleichgestellte Großkönige (z.B. Ägypten und Babylonien), sondern auch für Feldzüge, die die Hethiter «*von der dortigen Gegend aus*» unternahmen. Diese «*dortige Gegend*» wurde im Vertrag durch die Namen einiger westkleinasiatischer Gebiete präzisiert, nämlich Karkiša, das bereits genannte Maša sowie Lukka und Waršiyalla. Für die drei erstgenannten sind in anderen Quellen auch geographische Kontakte zu dem von Mursili II. zerstörten Königreich Arzawa oder zu einzelnen der oben genannten Arzawa-Länder überliefert.

Neben einer möglichen Nachbarschaft Wilušas zum Šeħa-Flußland, die bislang hauptsächlich aufgrund des Manapa-Tarhunta-Briefes (Z. 3f.) vermutet wurde,<sup>44</sup> sind jedoch auch gemeinsame Grenzen mit Mira nicht auszuschließen (s. z.B. Al § 17 Z. 32ff.).

Leider ist im Alakšandu-Vertrag selbst keine Festlegung der Grenzen von Wiluša zu seinen Nachbarländern enthalten. Zudem fehlen jegliche Hinweise auf die Namen von Städten und sonstigen Örtlichkeiten dieses Landes.

Die häufig als sicher angenommene Nachbarschaft des Šeħa-Flußlandes mit Wiluša ist anhand des Manapa-Tarhunta-Briefes (b.) nicht eindeutig zu erweisen. Der Vasall in Šeħa erwähnt zu Anfang des Schreibens (Z. 3) hethitische Truppen, die gebracht worden seien, wobei unklar ist, ob diese direkt in sein Land oder nur irgendwohin in die Arzawa-Region kamen (z.B. nach Mira?). Leider bietet auch die einzige Wiluša-Stelle in Z. 4 keinen klaren Lokalisierungshinweis. Unsicher bleibt die Interpretation wegen der doppelten Bedeutung von EGIR-pa («zurück» und «wieder»). Es wird dort von den zuvor (Z. 3) genannten hethitischen Truppen entweder gesagt, «sie gingen zurück, um Wiluša zu schlagen» oder «sie zogen los, um wieder Wiluša zu schlagen». Mit Hilfe des neuen Zusatzstücks KBo 19.79 ergab sich aber immerhin aus dem nachfolgenden Abschnitt, daß das Land Lazpa durch das Meer vom kleinasiaischen Festland getrennt war (Z. 16). Dadurch hat die schon von Forrer (s.u. S. 196) behauptete Identität von Lazpa mit der Insel Lesbos an Wahrscheinlichkeit gewonnen. Die-

44 Vgl. Heinholt-Krahmer, Arzawa (wie Anm. 42) 344 u. 351.

ses Lazpa hatte ein öfter bezeugter Unruhestifter namens Piyamaradu oder dessen Schwiegersohn Atpa überfallen (Z. 8), der nach dem so genannten Tawagala-Brief als Untertan des Königs von Ahhiyawa in Milawanda residierte (s. u. S. 203). Nach diesem Überfall gab es einen Streit um ŠARIPUTU-Leute, eine Art Handwerker vielleicht, die Manapa-Tarhunta und dem König von Hatti gegenüber tributpflichtig waren, und daher von Piyamaradu und/oder Atpa zurückgegeben werden sollten (Z. 18ff.). Daß aber Piyamaradu ebenso wie in diese Lazpa-Affäre auch in die zuvor berichtete Wiluša-Angelegenheit verwickelt war,<sup>45</sup> ist nicht sicher.

Ähnlich wie das gemeinsame Erscheinen von Lazpa und Wiluša innerhalb dieses Schreibens als wichtiger Anhaltspunkt für eine Lokalisierung Wilušas im Nordwesten Kleinasiens betrachtet wurde,<sup>46</sup> so könnten der Milawata-Brief (d.), die Länderliste KUB 15, 38 (f.) und sogar der Alakšandu-Vertrag (a.) auch zugunsten einer südwestlichen Lokalisierung herangezogen werden.<sup>47</sup> Nach ersterem war König Walmu von Wiluša entweder nach Milawata oder in ein daran angrenzendes Land geflohen. Für Milawata (Milawanda) ist eine engere geographische Beziehung zum Lukka-Bereich (im Südwesten Kleinasiens) wahrscheinlich und auch Wiluša könnte im Umfeld dieses Bereiches gelegen haben (Al §14, s. o. S. 154). In der oben (f.) genannten Länderliste (unter Berücksichtigung weiterer Paralleltexte) erscheint Wiluša unter Ländern, die ebenfalls in den südwestlichen Bereich Kleinasiens weisen (z. B. Talawa und Iyalanti).

Daß der Ritualtext KBo 4. 11 (g.) innerhalb des oben zitierten luwischen Satzes (Rs. 46) nach Starkes<sup>48</sup> Übersetzung sogar einen Hinweis auf Wilušas Nähe zum Meer böte («Als sie vom Meer her kamen, von Wiluša»), kann derzeit noch nicht als gesichert gelten. Zum einen ist wilušati als Beleg für Wiluša umstritten (vgl. o. S. 152). Zum anderen besteht hinsichtlich der Bedeutung von ala/i (+ Ablativ-Endung ti), worin Starke das luwische Wort für Meer sehen möchte, noch kein Konsens.<sup>49</sup>

<sup>45</sup> So von Houwink ten Cate (wie Anm. 27) 56ff. vermutet und von Starke, Troia (wie Anm. 12) 454 behauptet.

<sup>46</sup> Siehe z. B. Starke (wie Anm. 45).

<sup>47</sup> Vgl. z. B. die Ausführungen zugunsten einer mehr südlichen Lokalisierung Wilušas bei J. Freu, Les relations entre Troie et le monde hittite, in: L. Isebaert & R. Lebrun, Quaestiones Homericae (Louvain-Namur 1998) 95ff., 108ff.

<sup>48</sup> Troia (wie Anm. 12) Anm. 78 (S. 473).

<sup>49</sup> Vgl. Eichner (wie Anm. 38) 106 Anm. 48; ferner Neumann (wie Anm. 13) 20.

Die Beziehung von Wiluša, Wilušiya und Taruiša zueinander bleibt letztlich unklar, wie selbst Hans G. Güterbock,<sup>50</sup> ein Befürworter einer Lokalisierung von Wiluša in der Troas, 1986 eingestehen mußte. Zwar gilt eine Identität von Wilušiya und Wiluša den meisten Fachleuten als nahezu sicher.<sup>51</sup> Man beruft sich dabei häufig auf das Verhältnis von Arzawiya (ältere Form) zu Arzawa (jüngere Form) als Analogon. Ungelöst bleibt aber zum einen die Frage, warum die Tuthaliya-Annalen (h.), die mit Wilušiya demnach den einzigen älteren Beleg enthalten würden, das dort bezeugte Arzawa (Kol. II 3') nicht ebenfalls in der älteren Form Arzawiya bieten. Zum anderen wurde noch keine akzeptable Erklärung dafür gefunden, warum Wilušiya in diesen Annalen unter den Feinden Tuthaliyas auftritt, während im Alakšandu-Vertrag rückblickend berichtet wird, daß sich Wiluša während Tuthaliyas Arzawa-Feldzug friedlich verhalten habe.

Dem Versuch, Wilušiya und Taruiša mit Ilios und Troia gleichzusetzen, steht folgende Diskrepanz im Wege:

Während bei Homer die griechischen Namen Ilios und Troia synonym für die von den Griechen angegriffene kleinasiatische Stadt des Priamos verwendet werden, erscheinen Wilušiya und Taruiša an ihrer einzigen hethitischen Belegstelle in den Tuthaliya-Annalen nebeneinander aufgeführt nach ca. 20 weiteren Ländern, die sich alle gegen das Hethiterreich erhoben hatten.

### 3. Allgemeine Probleme bei der Rekonstruktion der historischen Geographie

Die Bemühungen, das Hethiterreich, zugehörige Vasallenstaaten und benachbarte Länder in ihren genauereren Umrissen auf einer Karte darzustellen und ebenso wenigstens die wichtigsten der bezeugten Orte darauf zu fixieren, reichen bis in die Anfangsphase der Hethitologie zurück. Aufgrund der stark voneinander abweichenden Ergebnisse, zu denen namhafte Forscher dabei gelangten, galt jedoch jeder Versuch, einen hethitisch belegten Ort zu lokalisieren als Hypothese, solange der

<sup>50</sup> Troy (wie Anm. 30) 39ff. und zusammenfassend 43.

<sup>51</sup> Forrer allerdings suchte Wiluša (Elaioūsa an der kilikischen Küste) und Wilušiya (Elaia oder Elaioūsa auf der Chersones) an verschiedenen Stellen Kleinasiens (s. Mitteilungen, wie Anm. 1, 4 und Reallexikon der Assyriologie 1, 1928, 227, Stichwort *Assuwa*); später vertrat auch Schachermeyr die These von zwei Orten, wobei er Wiluša in Karien, Wilušiya aber in der Troas lokalisierte (s. Troia in hethitischen Texten?, wie Anm. 8, 13ff.).

Nachweis für seine Identität mit einer spätbronzezeitlichen Siedlung nicht durch einen eindeutigen inschriftlichen Hinweis an Ort und Stelle erbracht werden konnte. Bedenkt man, daß von den ca. 1500 Ortsnamen, die in hethitischen Keilschrifttexten von ca. 1600 bis 1200 v. Chr. für den kleinasiatischen Raum bezeugt sind,<sup>52</sup> nicht einmal 1% diesem Anspruch auf eine sichere Lokalisierung genügen kann, so wird von vornherein eines evident: Von der Möglichkeit, eine zuverlässige Karte zur politischen Geographie der Späten Bronzezeit Anatoliens zu erstellen, sind wir noch weit entfernt. Die wenigen einwandfrei identifizierten Orte auf der kleinasiatischen Halbinsel beschränken sich auf das Gebiet innerhalb des Halysbogens, wo zweifellos das Zentrum des Hethiterreichs gelegen hat, sowie auf die Gebiete südlich und südöstlich davon. Nur recht grob läßt sich allerdings die Ausdehnung des Unteren und des Oberen Landes – beide zu Ḫatti gehörig – definieren. Erstes lag hauptsächlich südlich des Halys, letzteres im Bereich des Oberlaufs des Halys, wobei es sich vermutlich bis hin zum Euphrat erstreckte.

Es dürften vor allem die folgenden Probleme sein, die eine endgültige Fixierung von Ländern und Ortschaften in der westlichen Hälfte von Kleinasien nicht zuließen und nicht zulassen:

a) Zwar existieren relativ ausführliche Berichte hethitischer Herrscher über ihre Kampagnen von Hattuša ins südwestliche Kleinasien bis hin an die Meeresküste(n). Doch besitzen wir keine Itinerare im eigentlichen Sinne mit Angaben zur Dauer einzelner Etappen und mit exakten Distanzangaben von Ort zu Ort. Bezeugt sind nur einige besonders wichtige Stationen auf Feldzügen. Die Schwierigkeit ihrer exakten Lokalisierung läßt sich jedoch schon am Beispiel des relativ gut belegten Ortes Šallapa verdeutlichen, der von den Hethitern ziemlich zu Anfang ihrer Kampagnen nach Westen erreicht wurde. Die diversen Lokalisierungsversuche reichen von Sivrihisar als nördlichstem Punkt bis in die Gegend um Konya südlich des mittleren Halys.<sup>53</sup> Sie liegen also bis zu 200 km Luftlinie auseinander.

b) Identifizierungsversuche, die sich auf Gleichungen hethitischer Ortsnamen mit ähnlich klingenden aus klassischer Zeit stützten, standen vor folgender schwieriger Situation: Galten diese Gleichungen als

<sup>52</sup> Siehe hierzu G. F. del Monte u. J. Tischler, Die Orts- und Gewässernamen der hethitischen Texte, in: W. Röllig, Répertoire Géographique des Textes Cunéiforme VI (Wiesbaden 1978) u. Supplement 6/2 (1992).

<sup>53</sup> Del Monte u. Tischler (wie Anm. 52) VI, 333 unter Šalapa u. Suppl. 6/2, 134 unter Šalapa.

sprachlich unbedenklich, so fehlte der archäologische Nachweis am jeweiligen Ort, wie z.B. im Bereich von Lykien und Karien. War man jedoch wie in Milet und Ephesos nahe der Westküste bereits in spätbronzezeitliche Schichten vorgedrungen, so schienen die versuchten Identifikationen – in den genannten Fällen mit hethitisch Milawanda/ Milawata und Apaša – den sprachwissenschaftlichen Anforderungen nicht zu genügen.

c) Die exakte Ausdehnung der einzelnen in Westkleinasien zu su- chenden Länder stünde – z.B. wegen fehlender exakter Grenzbe- schreibungen – auch dann nicht genau fest, wenn einzelne geographi- sche Fixpunkte vorhanden wären. Es lassen sich in der Regel bestenfalls nur relative Lagebeziehungen eines Landes zu anderen Ländern hin- ermitteln.

d) Beim Versuch, eine politische Einheit geographisch genauer zu definieren, sind wir in Ermangelung von ausreichendem synchronen Textmaterial darauf angewiesen, Quellen aus verschiedenen Epochen der hethitischen Geschichte in unsere Überlegungen einzubeziehen. Dies ist methodisch nicht unbedenklich. Ist doch bei einer solchen Vorgehensweise angesichts der bekannten Instabilität politischer Gren- zen nicht auszuschließen, daß wir aus zeitlich auseinanderliegenden Informationen unabsichtlich ein Land konstruieren, das es so nie ge- geben hat.

#### 4. Starkes Beweisführung zur geographischen Identifikation von Wiluša mit Ilios – Eine Überprüfung der Hauptargumente

Daß sich angesichts des geringen Bestands an schriftlichen Quellen zu Wiluša selbst, ihrer meist nur sehr vagen Hinweise auf die Lage dieses Landes sowie weiterer Probleme bei der Rekonstruktion der histori- schen Geographie eine genauere Lokalisierung als schwierig oder sogar unmöglich erweist, dürfte bereits deutlich geworden sein. Ungeachtet dieser Probleme versuchte Starke aus zahlreichen Indizien und Mög- lichkeiten eine Beweiskette zugunsten einer Lokalisierung von Wiluša in der Troas zu knüpfen. Wie stichhaltig ist nun diese aus vielen Ein- zelargumenten kombinierte Beweisführung, bei der es sich letztlich um eine Art Exklusionsverfahren handelt, ein Verfahren jedenfalls, durch das gezeigt werden sollte, daß in Westkleinasien für Wilušas Lokalisie- rung nur die Troas übrigbliebe, da das übrige Gebiet bereits von an- deren politischen und geographischen Einheiten belegt gewesen sei? Aus Raumgründen kann im folgenden nur eine kurze Überprüfung der

Tragfähigkeit der vier Hauptargumente dieser Beweisführung erfolgen.<sup>54</sup>

Das erste Hauptargument von Starkes Beweisführung geht davon aus, daß die bezeugte Meeresgrenze des Königreiches Arzawa an der Westküste Kleinasiens gelegen habe müsse, da die Südküste, von Ost nach West betrachtet, nacheinander von den Ländern Kizzuwatna,<sup>55</sup> der allerdings nur für das 13. Jh. bezeugten hethitischen Sekundogenitur Tarhuntasša sowie den Lukka-Ländern belegt gewesen sei. Der Arzawa-Bereich sei somit nördlich von Lukka und Tarhuntasša anzusetzen.<sup>56</sup> Dieser Annahme kann man zustimmen, wenn man die sprachlich unproblematische Identifizierung der hethitisch bezeugten Stadt Parha mit dem griechischen Perge sowie des wohl nahegelegenen Kaštariya-Flusses mit dem Kestros akzeptiert. Parha und der Kaštariya-Fluß scheinen jedenfalls in etwa an einer Nahtstelle zwischen Tarhuntasša und Lukka gelegen zu haben. Dies wurde aus der Grenzfestlegung auf der erst 1986 entdeckten Bronzetafel, einem Vertrag zwischen dem hethitischen Großkönig Tuthaliya IV. und seinem Cousin Kurunta, dem König von Tarhuntasša, erschlossen,<sup>57</sup> allerdings nur in Verbindung mit weiteren Quellen.<sup>58</sup>

Man kann dieser Auffassung ferner zustimmen, wenn man die Lokalisierung mehrerer in der Hieroglypheninschrift von Yalburt (bei Ilgin)<sup>59</sup> bezeugter Orte aus dem Bereich der Lukka-Länder dort billigt, wo nahezu gleichklingende Orte des klassischen Lykiens zu finden sind, z.B. Talawa an der Stelle des lykischen Tlos, Pinala bei Pinara und Wiyawanda bei Oinoanda.<sup>60</sup> Unterstützt werden diese Lokalisierun-

<sup>54</sup> Eine detaillierte Auseinandersetzung mit Starkes Argumenten wird demnächst in einer Fachzeitschrift erfolgen.

<sup>55</sup> Zur Lage von Kizzuwatna in Kilikien s. A. Goetze, Kizzuwatna (wie u. S. 201 Anm. 33).

<sup>56</sup> Troia (wie Anm. 12) 448ff.

<sup>57</sup> Publikation und Bearbeitung von H. Otten, Die Bronzetafel aus Boğazköy. Ein Staatsvertrag Tuthaliyas IV., in: Studien zu den Boğazköy-Texten, Beiheft 1 (Wiesbaden 1988); speziell zu Parha und Kaštariya l.c. 37f.

<sup>58</sup> Hierzu Starke, Troia (wie Anm. 12) 450 mit Anm. 14; ferner O.R. Gurney, Anatolian Studies 47 (1997) 127ff.

<sup>59</sup> Bearbeitet von M. Poetto, L'iscrizione luvio-geroglifica di Yalburt, in: Studia Mediterranea 8 (1993) 75ff.

<sup>60</sup> Das neuentdeckte Wegweisermonument aus der lykischen Küstenstadt Patara könnte für künftige Forschungen auf diesem Gebiet nützlich sein; s. hierzu den Bericht von H. İskan, in: Lykia IV (1998/1999) 72ff. (Hinweis von H. Eichner, Wien).

gen an der Südküste aufgrund der eindeutig bezeugten maritimen Lage der Länder Tarhuntassa und Lukka. Doch ist bei einer hieran anknüpfenden Lokalisierung weiterer westkleinasiatischer Länder folgendes zu bedenken: Diese in sich schlüssig erscheinende Länderabfolge an der Südküste ist nur durch schriftliche Quellen aus der 2. Hälfte des 13. Jh. zu belegen. Keiner der bezeugten Orte von Tarhuntašša und Lukka ist bislang als solcher auch archäologisch nachgewiesen. Der exakte Verlauf der Grenzen beider Länder, insbesondere nach Norden hin, ist derzeit kaum zu bestimmen.<sup>61</sup>

Das zweite Hauptargument betrifft die geographische Fixierung von Arzawa einschließlich Mira und lautet in etwa so: Der Staat Arzawa, als dessen Kerngebiet schon im 15. und 14. Jh. Mira zu betrachten sei, habe sich von der Küste Südlydiens bzw. Ioniens im Westen bis hin zum hethitischen Territorium im Osten, nämlich nach Pitašša und zum Unteren Land erstreckt. Eine Grenze nach Norden, und zwar zum Land des Šeha-Flusses hin, habe das Gebirgsmassiv der Boz Dağları gebildet. Im Süden habe das Land bis Milet (Karien) und von dort landeinwärts an die Lukka-Länder hin gereicht.<sup>62</sup>

Als geographische Fixpunkte dienen Starke vor allem die Gleichungen Apaša = Ephesos und Milawanda = Milet sowie die Felsreliefs am Karabel, dem Paß über das Boz Dağları-Massiv.

Die Identifizierung der nach den Texten in Meeresnähe gelegenen Orte Apaša und Milawanda mit Ephesos und Milet hat zwar in den letzten Jahren mehr und mehr an Wahrscheinlichkeit gewonnen, kann aber derzeit noch nicht als definitiv gesichert gelten. Apaša, die Residenzstadt des von Muršili II. besiegt Uhhaziti von Arzawa, ist nur in den Annalen jenes Hethiterkönigs bezeugt.<sup>63</sup> Obgleich im Bereich von Ephesos nur äußerst geringe Funde der Spätbronzezeit zu verzeichnen sind, die die Identifikation mit der Residenzstadt Apaša kaum zu rechtfertigen scheinen,<sup>64</sup> gibt es dennoch Grund zum Optimismus. Durch

61 Fraglich ist z.B., ob die 1993 bei Hatip (südwestlich von Konya) entdeckte Inschrift des Kurunta von Tarhuntašša innerhalb oder außerhalb der auf der Bronzetafel (s. o. Anm. 57) festgelegten Grenzen dieses Landes lag (vgl. A. Dinçol und andere, 'The borders of the appanage kingdom of Tarhuntašša, in: Anatolica 26 [2000] 1ff.).

62 Starke, Troia (wie Anm. 12) 451ff., und ferner in: Der Neue Pauly 8 (Stuttgart 2000) 250ff., Stichwort *Mira*.

63 Siehe AM 46f. u. 50f.; hierzu Heinhold-Krahmer, Arzawa (wie Anm. 42) 111f.

64 Vgl. M.H. Gates, American Journal of Archaeology 100 (1996) 319; weitere Literatur hierzu bei W.-D. Niemeier, Aegaeum 19 (1999) 142 Anm. 14.

Lehmanalysen soll nun tatsächlich Ephesos als Herkunftsstadt des aus Arzawa stammenden und im ägyptischen Tell el Amarna gefundenen Briefes nachweisbar sein.<sup>65</sup> Freilich bleibt die Publikation des genauen Befundes abzuwarten.

Mehr Hinweise als zu Apaša bieten die hethitischen Quellen zu Milawanda (s.u. S. 202ff.). Auch erlauben die Ergebnisse der Grabungen im spätbronzezeitlichen Milet Rückschlüsse auf eine nicht geringe Bedeutung der Siedlung in jener Zeit. Die zuständigen Ausgräber B. und W.-D. Niemeier<sup>66</sup> betonten bereits 1997, daß sich Informationen über Milawa(n)da in den hethitischen Quellen gut mit dem archäologischen Befund in Milet in Einklang bringen ließen.<sup>67</sup> Miles' Bewohner während der sog. 2. und 3. Bauphase dürften hauptsächlich mykenische Griechen gewesen sein, was sich mit Hinweisen im Tawagalawa-Brief (s.o. S. 151) decken könnte, wonach in Milawanda Untertanen des Königs von Ahhiyawa saßen (s.u. S. 203). Für Milawanda wie Milet ist eine maritime Lage während der Späten Bronzezeit anzunehmen. Auch ergeben sich aus der jüngsten Quelle, dem sog. Milawata-Brief (s.u. S. 203) Verflechtungen mit Örtlichkeiten, die in den Raum von Lykien und Karien weisen. Doch bleibt festzuhalten, daß die für Milawanda zu erwartenden Text-Archive in Milet bislang nicht gefunden wurden, und somit ein schriftlicher Nachweis an Ort und Stelle noch aussteht.

Daß der über das Massiv der Boz Dağları führende Karabel-Paß und die dort befindlichen mit Hieroglypheninschriften versehenen Felsreliefs eine Grenze markierten, nimmt ebenso wie Starke auch der englische Forscher J.D. Hawkins<sup>68</sup> an. Ihm gelang durch seine Neulesung der Inschrift A am Karabel der Nachweis, daß sich an dieser Stelle im ausgehenden 13. Jh. oder Anfang des 12. Jhs. ein König von Mira verewigte, dessen Name Tarkašnawa lautete. Leider sind aber die ursprünglich in dieser Inschrift enthaltenen genealogischen Angaben nicht mehr vollständig lesbar. Diese Inschrift wird nun als zentrale Stütze einerseits für die oben genannten Identifikationen von Milawanda mit Milet und Apaša mit Ephesos im Süden gewertet, andererseits für eine

65 Hierüber berichtete Y. Goren auf dem III. Internationalen Kongreß für Hethitologie (September 2002) in Çorum.

66 Archäologischer Anzeiger 1997, 189ff., bes. 247f.

67 Nicht unproblematisch ist es allerdings, die Zerstörung Miles' während der 2. Bauperiode mit einer zerstörten Stelle in Muršilis II. Annalen (KUB 14.15 I 25f.) in Verbindung bringen zu wollen (Niemeier, l.c. 247).

68 Tarkasnawa (wie Anm. 19) 1ff., bes. 23ff.

Lokalisierung der Länder Šeħa und Wiluša im Norden.<sup>69</sup> Das Boz Dağları-Massiv gilt dabei aber nicht nur für das späte 13. Jh. oder auch kurz danach als die nordwestliche Grenze Miras, für eine Zeit, in der die Präsenz des Königs Tarkašnawa von Mira am Ort ja eindeutig feststeht, sondern bereits für das späte 14. Jh. Damals hatte Muršili II. von Ḫatti nach seinem endgültigen Sieg über Uḫhaziti von Arzawa und der Auflösung von dessen Königreich die Länder Mira und Ku-waliya seinem aus dem Arzawa-Bereich stammenden Schwager Maš-huiliwa zugeteilt. Gleichzeitig hatte er auch die Länder Šeħa/Appawiya und Ḫapalla zu Vasallenstaaten erklärt. Vor der Vernichtung von Uḫhazitis Land scheint Mira ein Binnenland gewesen zu sein, welches im Osten an Pitašša und damit an von Ḫatti beanspruchtes Gebiet, im Westen aber an das Königreich Arzawa<sup>70</sup> grenzte. Der nach dem Untergang dieses Reiches erkennbare Bedeutungszuwachs von Mira hatte schon vor fast dreißig Jahren die Idee aufkommen lassen,<sup>71</sup> daß Muršili das vernichtete Land des Uḫhaziti vielleicht ganz oder teilweise an den Vasallenstaat Mira angegliedert haben könnte. Diese Hypothese scheint nun auf den ersten Blick durch die Inschrift des Tarkašnawa am Karabel eine Bestätigung zu finden.<sup>72</sup> Jedoch dürfen wir nach wie vor nicht ausschließen, daß Ende des 14. Jh. auch die anderen Vasallenstaaten im Arzawa-Bereich (Arzawa im weiteren Sinn) Teile des vernichteten Königreichs (Arzawa im engeren Sinn) erhielten, oder daß dieses nach der überlieferten Deportation der Bevölkerung zunächst unbesiedelt belassen und mit hethitischen Garnisonen belegt wurde. So ist der Verlauf der nordwestlichen Grenze Miras am Karabel gegen Ende des 14. Jhs. zwar möglich, aber nicht sicher. Die Frage, ob man ohne weiteres davon ausgehen darf, daß schon bei der Gründung dieses Vasallenstaates dieselben geopolitischen Verhältnisse im Arzawa-Raum bestanden wie etwa 100 bis 130 Jahre später zur Zeit des Tarkašnawa, stellt sich auch noch aus einem anderen Grund. Wir müssen nämlich damit

69 Hawkins, Tarkašnawa (wie Anm. 19) 1ff.

70 Starkes Behauptung (*Troia*, wie Anm. 12, 452), daß Mira von Anfang an mit dem arzawischen Kerngebiet, dem von Uḫhaziti regierten Königreich, identisch gewesen sei, kann aus mehreren Gründen nicht als gesichert vorausgesetzt werden. So wird z.B. im Vertrag Muršilis mit Manapa-Tarhunta (Man §4) das Land Mira neben Arzawa genannt; und wichtige Städte Miras, die Muršili am Ende seiner Arzawa-Kampagne befestigen ließ, (Aršani, Šarawa, Impa und Ḫapanuwa) trugen andere Namen als die von ihm besiegten Städte Uḫhazitis (z.B. Apaša und Puranda), die von nun an nicht mehr in den Texten erscheinen.

71 Heinhold-Krahmer, Arzawa (wie Anm. 42) 136ff., bes. 145, 205, 211ff.

72 Vgl. Hawkins, Tarkašnawa (wie Anm. 19) 1, 18ff.

rechnen, daß es nach den unter Muršili II. im 14. Jh. erfolgten Grenzfestlegungen<sup>73</sup> auch im späten 13. Jh., insbesondere nach bezeugten Unruhen in Šeha<sup>74</sup> und Wiluša (vgl. o. S. 151f.), zu jener territorialen Erweiterung Miras an den Karabel hin, ja vielleicht sogar zu einer politischen Neuordnung in der gesamten Arzawa-Region gekommen sein könnte.<sup>75</sup> Wäre dies nicht noch um so mehr zu erwarten, wenn sich Mira damals, wie sowohl Hawkins<sup>76</sup> als auch Starke<sup>77</sup> glauben, auf dem Weg zum Großkönigtum befunden hätte, in einer Situation also, die durchaus mit einem territorialen Machtkzuwachs dieses Landes einher gegangen sein könnte? Diese und weitere zu bedenkende Möglichkeiten stehen einer gesicherten Erschließung der politischen Geographie Westkleinasiens im 14. und 13 Jh. v. Chr. noch im Wege. Hinzu kommt, daß die oft betonte Übereinstimmung bei Starkes und Hawkins' geographischer Rekonstruktion in vielen wesentlichen Punkten nur eine scheinbare ist. Zwar stimmen beide<sup>78</sup> fast wörtlich darin überein, daß das Tal des Mäander das Rückgrat (the spine) von Mira-Arzawa gebildet habe, als Hauptverkehrsader zwischen dem anatolischen Plateau und der ägäischen Küste. Sie weichen jedoch bei der Identifizierung der Grenzflüsse Miras im 14. Jh. (s. Kup §9), des Aštarpa und des Šiyanta, wie auch bei weiteren Lokalisierungen stark voneinander ab (vgl. Tabelle S. 167 im Anhang).

Als drittes Hauptargument wird nun von Starke<sup>79</sup> die These vorgelegt, das Land Šeha habe als nördlicher Nachbar von Mira-Arzawa

73 Auf eine territoriale Erweiterung Miras schon im 14. Jh. unter Muršili II. durch Gebiete südlich des Mäander bis an die Grenzen Miletis, wodurch sich der oben konstatierte Bedeutungszuwachs Miras bereits in jener Zeit erklären würde, könnte die Existenz der jüngst entdeckten großreichszeitlichen Hieroglypheninschrift im Latmos-Gebirge hinweisen (genauere Beschreibung durch A. Peschlow-Bindokat, in: Archäologischer Anzeiger 2001, Heft 3, 363ff. mit Karte). Es werden darin Mira und vielleicht sogar Mašhuiluwas Nachfolger Kupanta-<sup>d</sup>KAL/ Kuruntiya genannt, der noch im 14. Jh. an die Macht kam. Allerdings bereiten Lesung und Interpretation noch Probleme (s. hierzu S. Herbordt, Archäologischer Anzeiger 2001, 367ff.).

74 KUB 23.13; hierzu H. G. Güterbock, A new look at one Aljhiyawa text, in: H. Otten u. a., Festschrift für S. Alp (Ankara 1992) 235ff.

75 In einem solchen Kontext könnte auch die im Milawata-Brief (KUB 19. 55 + 48. 90 Rs. 45) bezeugte neue Grenzfestlegung zu verstehen sein.

76 Tarkašnawa (wie Anm. 19) 18ff.

77 In: Der Neue Pauly 8 (2000) 254.

78 Hawkins, Tarkašnawa (wie Anm. 19) 1; Starke, Der neue Pauly 8, 251.

79 Troia (wie Anm. 12) 451 (rechte Spalte).

nicht nur das Tal des Flusses Hermos (türkisch Gediz), sondern auch noch des Flusses Kaikos (Bakir Çay) umfaßt.<sup>80</sup>

Als Fixpunkte dienen nun wieder das Gebirgsmassiv der Boz Dağları, das die südliche Grenze des Flußlandes gebildet haben soll, ferner die Insel Lesbos (vermutlich Lazpa). Zwar scheint eine gemeinsame Grenze zwischen Şeha und Mira aufgrund von textlichen Hinweisen gesichert,<sup>81</sup> doch bleibt nach dem eben Dargelegten fraglich, ob diese Grenze schon vor Tarkaşnawa entlang der Kette der Boz Dağları verlief. Problematisch scheint auch der zweite «Fixpunkt» zu sein. Die Kontakte des Manapa-Tarhuntas von Şeha zum Land Lazpa, wohl wegen seiner bereits genannten ŞARİPUTU-Leute, könnten auch bestanden haben, wenn Şeha weiter südlich gelegen hätte und wesentlich kleiner gewesen wäre als auf Starkes Karte.<sup>82</sup> In einer größeren Entfernung zu Lazpa hätte sich ja auch Milawanda, wenn es denn mit Milet identisch war, befunden, von wo die Angriffe auf Lazpa durch Manapa-Tarhuntas Gegner Atpa und Piyamaradu ausgegangen sein dürften. Innerhalb des von Starke für Şeha angesetzten, vom Boz Dağları-Massiv bis hin zur Troas reichenden, großen Raumes ist bislang kein einziger schriftlicher Hinweis auf dieses Land entdeckt worden.

Das vierte Hauptargument Starkes<sup>83</sup> gründet sich schließlich auf seine gesamte vorausgehende «Beweisführung»: Für die Lokalisierung von Wiluša stünde nunmehr nur noch der äußerste Nordwesten Kleinasiens, das Gebiet der Troas, zur Verfügung. Kann dies wirklich mit solcher Bestimmtheit behauptet werden? Selbst wenn seine Lokalisierung von Mira bis hin zum Karabel schon für die Zeit vor Tarkaşnawa richtig sein sollte, so stünde für eine Plazierung des Şeha-Flußlandes und des Landes Wiluša nördlich davon das ganze nordwestliche Viertel der kleinasiatischen Halbinsel zur Verfügung. Da sich eine maritime Lage von Wiluša nicht sicher erweisen läßt (s.o. S. 155) und ferner die Lokalisierungen von Maša sowie des Arzawa-Landes Ḫapalla in diesem nordwestlichen Teil nicht einheitlich befürwortet werden (vgl. Tabelle, Anhang S. 167), würden sich dort auch weitere Möglichkeiten für eine Lokalisierung von Wiluša außerhalb der Troas anbieten. Sichere Fixpunkte für eine geographische Zuordnung Wilušas existieren bislang in der Troas ebensowenig wie anderswo in West-

80 So auch Hawkins, Tarkaşnawa (wie Anm. 19) 23f.

81 Vgl. Heinhold-Krahmer, Arzawa (wie Anm. 42) 337f.

82 Troia (wie Anm. 12) 449.

83 Starke, Troia (wie Anm. 12) 451 (rechte Spalte) u. 454f.

kleinasien, sieht man einmal von der bekannten, schon lange auf Hisarlık fixierten Blickrichtung renommierter Forscher ab. Zwar dürfte die von Starke konstruierte Abfolge bezeugter Länder von Kilikien bis hin nach Lydien entlang der Meeresküsten für die Spätphase des Hethiterreiches (etwa ab 1250 v.Chr.) weitgehend Wahrscheinlichkeit beanspruchen können. Seine Versuche allerdings, die Grenzen dieser maritimen Länder zum Landesinneren hin festzulegen oder noch bestehende Leerräume auf der Karte durch andere in hethitischen Texten überlieferte westanatolische Länder aufzufüllen, können den Eindruck erwecken, daß hier ziemlich willkürlich vorgegangen wurde. Zum einen wird die mögliche Existenz von uns zufällig nicht überlieferten Territorien bei diesem Vorgehen *a priori* ausgeschlossen, zum anderen wird Wiluša dadurch unweigerlich nach Norden gedrängt, in jene Gefilde der Troas, wo man es seit langem finden wollte. Solange es allerdings für das wahrscheinlich an Wiluša angrenzende Maša (Al §6) auch Anhaltspunkte gibt, die für seine südliche Lage zu sprechen scheinen,<sup>84</sup> liegt auch eine Lokalisierung von Wilusa im südwestlichen Kleinasiens noch im Bereich des Möglichen.

### 5. Das Fazit

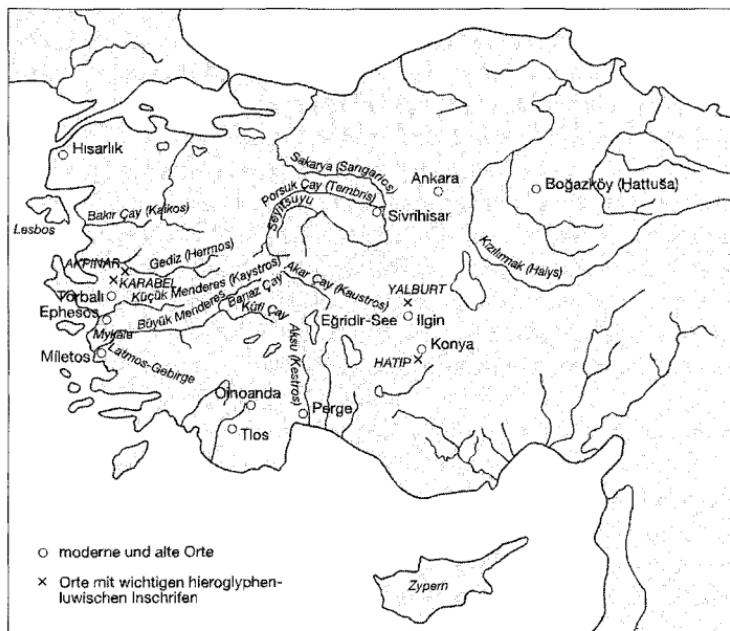
Können wir also von einer gesicherten Identität Wilušas mit Ilios und gleichzeitig mit Hisarlık ausgehen? Die Antwort lautet *nein*. Die von Starke angestrebte Lokalisierung dieses hethitischen Vasallenstaates in der Troas kann derzeit ebenso wie alle Versuche, es in anderen Gebieten zu suchen,<sup>85</sup> nur als Hypothese gelten.

<sup>84</sup> Vgl. z.B. Hawkins, The Hieroglyphic Inscription of the Sacred Pool Complex at Hattusa (Südburg), in: Studien zu den Boğazköy-Texten, Beiheft 3 (Wiesbaden 1995) 54f.; ferner M. Poetto's Ausführungen zu Maša im Hinblick auf die Bezeugung in der Hieroglypheninschrift Kizildağ IV, in: S. Alp/A. Süel, Acts of the International Congress of Hittitology 1996 (Ankara 1998) 469ff.

<sup>85</sup> Zu einer Lokalisierung östlich der Troas gelangte z.B. A. Ünal, Two peoples (wie u. S. 195, Anm. 5) 27; südlich davon suchen es z.B. P. W. Haider, Troia zwischen Hethitern, Mykenern und Mysern, in: H.D. Galter, Troia. Mythen und Archäologie (Graz 1997) 97ff., 110 mit Karte, J. Freu, Relations entre Troie et le monde hittite (wie Anm. 47) 95ff., bes. 115.

## Anhang

Die kleinasiatische Halbinsel mit den wichtigsten oben genannten Orten  
(Zeichnung von Susanne Handmann, Erlangen, nach einem Skizzenentwurf  
von Susanne Heinhold-Krahmer)



## Unterschiedliche Lokalisierungen von Starke und Hawkins<sup>\*)</sup>

	Starke ( <i>Studia Troica</i> 7, S. 450ff. und Karte S. 449)	Hawkins ( <i>Anatolian Studies</i> 48, S. 21ff. und Karte S. 31)
LÄNDER	HĀPALLA  Im nördlichen PHRYGIEN (bis ins westliche GALATIEN)	Südwestlich von türkisch ILGIN (im nordöstlichen PISIDIEN)
	KARKIŠA (KARKIYA)  Nicht lokalisiert (s. jedoch Karte: Die Hethiter, Katalog, Stuttgart 2002, 3061, dort: im östlichen MYSIEN)	Nicht lokalisiert (s. jedoch: Studien zu den Boğazköy-Texten, Beiheft 3, 1995, 54 Anm. 191: in KARIEN)
	MAŠA  BITHYNIEN	Nicht lokalisiert
	PITAŠŠA (PEDAŠŠA)  Südwestlich von türkisch ILGIN (im nordöstlichen Pisidien) entspricht der Loka- lisierung von Ḫapalla bei Hawkins (s.o.)	Nördlich von türk. ILGIN in OST-PHRYGIEN
	WALMA  Westlich des EGRIDIR-Sees im Quellgebiet des MENDERES (klass. Maiandros)	Entspricht griech. HOLMOI am AKAR ÇAY
FLÜSSE	AŠTARPA  MENDERES oder einer seiner Quellflüsse (türk. KŪFI ÇAY)	AKAR ÇAY (= klass. Kaustros)
	ŠIYANTA  Nicht lokalisiert (s. jedoch Karte in: Die Hethiter, Katalog, Stuttgart 2002: BANAZ ÇAY [klass. Sindros])	PORSUK ÇAY (= klass. Tembris) oder SEDYI ÇAY (= SEYTISUYU = klass. Parthenios)

<sup>\*)</sup> Zu den Landschaften der klassischen Zeit siehe die Karte auf S. 212.

## Bezeugte oder mögliche Kontakte (freundlicher und feindlicher Art) zwischen Ḫatti und Wiluša

Zeit	Quelle	Könige v. Ḫatti	Könige v. Wiluša
vor 1600	Al § 2	Labarna	NN
spätes 15. Jh.	Al § 2f.	Tut̄haliya (I. oder II.?)	NN
ca. ab 1360	Al § 3	Šuppiluliuma I.	Kukkunni
ca. ab 1322	Al § 4f.	Muršili II.	Kukkunni Alakšandu
ca. ab 1295	Al § 6ff. KUB 19.5 Z. 4.	Muwatalli II. Muwatalli II.?*	Alakšandu NN
ca. ab 1265	Taw IV 7?	Hattušili III.?*	NN
ca. ab 1235	KUB 19.55 Rs. 38ff.	Tuthaliya IV.?*	Walmu

\* Im Text nicht namentlich genannt

### *Abkürzungen*

- AM Die Annalen des Muršilis, in: A. Goetze, Die Annalen des Muršilis (Mitteilungen der Vorderasiatisch-Aegyptischen Gesellschaft 38, Leipzig 1933, Neudruck Darmstadt 1967).
- Al Der Vertrag des Muwatallis mir Alakšanduš von Wiluša, in: J. Friedrich, Staatsverträge des Ḫatti-Reiches in hethitischer Sprache II (Mitteilungen der Vorderasiatisch-Aegyptischen Gesellschaft 34.1, Leipzig 1930) 42ff.
- CTH E. Laroche, Catalogue des textes hittites<sup>3</sup> (Paris 1971) zitiert nach Nr.; fortgeführt bis 1973 in Revue hittite et asianique Heft 33 (1975) 63ff.
- KBo Keilschrifttexte aus Boghazköi 1–60 (Berlin 1921–1990).
- Kol. Kolumne eines Keilschrifttextes
- KUB Keilschrifturkunden aus Boghazköi 1–4 (Leipzig 1916–1923); 7ff. (Berlin 1954ff.).
- Kup Der Vertrag Muršiliš II. mit Kupanta-<sup>4</sup>KAL von Mira und Kuwalija, in: J. Friedrich, Staatsverträge des Ḫatti-Reiches in hethitischer Sprache I (Mitteilungen der Vorderasiatisch-Aegyptischen Gesellschaft. 31.1, Leipzig 1926) 106ff.
- Man Der Vertrag Muršilis II. mit Manapa-Dattaš vom Lande des Flusses Šeha, in: J. Friedrich (wie o. unter Al) 1ff.
- Rs. Rückseite (einer Keilschrifttafel)
- Taw Der Tawagalavabrief, in: F. Sommer, Die Ahhijava-Urkunden (München 1932) 2ff.
- Vs. Vorderseite (einer Keilschrifttafel)

Uluša – Taruiša  
Sprachwissenschaftliche Nachbetrachtungen zum Beitrag  
von Susanne Heinhold-Krahmer

IVO HAJNAL

I.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß die lange Zeit angezweifelten Namensentsprechungen «hom. Ἰλιος ≈ heth. *Uluša*» sowie «hom. Τροίη ≈ heth. *Taruiša*» im Rahmen der jüngsten Debatte um Troia neue Anerkennung gefunden haben. In ihrem Beitrag bemerkt Susanne Heinhold-Krahmer auf S. 149ff. zu Recht, daß die Rehabilitation dieser Entsprechungen nicht immer genügend motiviert ist. Deren Befürworter berufen sich darauf, daß Namentransfers mehrheitlich unsystematisch erfolgen und Namensentsprechungen daher nicht überprüfbar sind. Den Grundtenor bringt Joachim Latacz auf den Punkt: «Das Beharren auf lautgesetzlich „sauberen“ Gleichungen kann in Fällen dieser Art den wissenschaftlichen Fortschritt nicht fördern.»<sup>1</sup> Umgekehrt gilt jedoch: Gerade die exakte sprachwissenschaftliche Überprüfung verleiht diesen Namensentsprechungen das entscheidende Gewicht – und stellt den erwünschten «wissenschaftlichen Fortschritt» erst auf ein festes Fundament.

2.

Glücklicherweise ist die Sprachwissenschaft methodisch weiter vorangeschritten, als es Zitate der obigen Art vermuten lassen. Eine Namensentsprechung gilt aus heutiger Sicht dann als gesichert, wenn sich auf zwei Ebenen eine Übereinstimmung erzielen läßt:

<sup>1</sup> Zitiert nach Latacz 2001, 112.

1. Erstens auf der funktionalen Ebene: Eine Entsprechung ist plausibel, ...
  - a. ... wenn sich sichern läßt, daß die betreffenden Toponyme bezüglich ihrer geographischen Lage zusammenfallen = «absolute funktionale Identität».
  - b. ... und/oder wenn die beiden Toponyme im geographischen System der Region dieselbe Position einnehmen. Das heißt: sich nach den Methoden der relativen Geographie im selben Kontext lokalisieren lassen = «relative funktionale Identität».<sup>2</sup>
2. Zweitens auf der formalen Ebene: Eine Entsprechung ist plausibel, ...
  - a. ... wenn die betreffenden Toponyme phonologisch identisch sind und/oder der Transfer von der Geber- in die Zielsprache nach einer strengen phonologischen Systematik (nach einer «Lautgesetzmäßigkeit») erfolgt ist = «absolute formale Identität.»
  - b. ... und/oder wenn sich zwischen den betreffenden Toponymen morphologische Muster nachweisen lassen, die für beide Toponyme eine gemeinsame Basis erkennen lassen = «relative formale Identität».

Um eine Namensentsprechung zu sichern, muß Übereinstimmung auf der funktionalen wie der formalen Ebene vorliegen.

### 3.

Die funktionale Ebene ist im Beitrag von Susanne Heinhold-Krahmer minutiös behandelt. Auf S. 153ff. beziehungsweise 158ff. zeigt die Autorin, daß auf der funktionalen Ebene hom. Ἰλιος mit heth. *Uluša* gemäß unserer Terminologie relativ-funktional identisch sein kann – wobei diese relative funktionale Identität weiterhin nicht endgültig erwiesen ist.

Es bleibt die Abklärung auf formaler Ebene. Da eine absolute formale Identität der beiden Toponyme angesichts der unterschiedlichen phonologischen Struktur a priori außer Diskussion steht, bleibt die Möglichkeit einer relativen formalen Identität zu prüfen. Gemäß griechischen Lautgesetzen kann homerisch Ἰλιος /Ilios/ auf eine Vorform \*/Ulyios/ zurückgehen. Der zugrunde liegende Stamm \*/uilu-/ läßt

<sup>2</sup> Zur Problematik der relativen Geographie Kleinasiens nimmt Susanne Heinhold-Krahmer auf S. 156ff. ihres Beitrags Stellung.

sich in diesem Fall auch in epichorem */Ulu-sa/* erkennen, zumal *\*-/i-/-s(s)ā/* häufig als Formans anatolischer Toponyme bezeugt ist. So mit bleibt die Frage offen, wie sich eine Suffixalternation anatol. *\*-/i-/-s(s)ā/* ≈ griech. *\*-/iā/* rechtfertigen lässt. Vorerst können wir festhalten, daß eine solche Alternation direkt in anatolischen Namen festzustellen ist: so in erster Linie in *⟨ka-ra-ki-ša-⟩ /Kark-i-sa/*, dessen funktionale Identität mit *⟨kar-ki-ja-⟩ /Kark-ia/* beziehungsweise griechisch Καρία zumindest zur Diskussion steht.<sup>3</sup> Ursprünglich ist beiden Erweiterungen eine Namensform *\*/Karkā/*, wie sie der Nebenüberlieferung (beispielsweise in altpersisch *⟨k-r-k-a⟩* oder elamisch *⟨Kur-ka⟩*) zu entnehmen ist.

Nach dem morphologischen Muster *\*/Kark-ā/* ~ *\*/Kark-iā/* ~ *\*/Kark-i-sā/* ist nun auch eine Trias *\*/Uly-ā/* ~ *\*/Uly-iā/* ~ *\*/Uly-sā/* möglich. Daß das auf keilschriftlichen Quellen nicht bezeugte Glied *\*/Uly-iā/* dabei die Grundlage vom homerischen Ἰλιος bildet, hat seinerzeit bereits Ferdinand Sommer in Erwähnung gezogen. Ein Hindernis steht dieser Annahme allerdings im Wege: *\*/Uly-iā/* führt bei Homer zu *\*Ιλη*, nicht aber zum femininen *o*-Stamm *Ιλιος*.

Läßt sich dieses Hindernis beseitigen? Philologische Erkenntnisse zum Nebeneinander von *Ιλιος* und *Tpoīn* weisen zumindest einen gangbaren Weg. In der Vergangenheit wurde bereits mehrfach vermutet, *Ιλιος* bezeichne im Epos den Burgberg, *Tpoīn* hingegen die untere, zivile Wohnstadt.<sup>4</sup> Im Epos läßt sich nun ein analoger Gegensatz zwischen den Lexemen πόλις «Burgberg» und ὄστυ «Unterstadt» nachweisen.<sup>5</sup> Somit ist ein vorhomerisches Syntagma *\*/Ulyia polis/* «*Ulyia*, die Burg» möglich. In diesem Syntagma läßt sich die substantivische Apposition *\*/Ulyia/* als Adjektiv «die zu *\*/Ulyia/* gehörige Burg» reanalysieren. Die Umbildung zu *\*/Ulyios polis/* nach den Adjektiven zweier Endungen und die nachträgliche Isolierung von *\*/Ulyios/* beziehungsweise *(U)ilios/* sind die Folge.

Nimmt man den Umweg in Kauf, wonach *Ιλιος* über die Umdeutung eines Adjektivs Zustand gekommen ist, so ist neben der relativ-funktionalen auch eine relativ-formale Identität plausibel. Die zentrale Namensentsprechung «*Ιλιος* ≈ *Uluša*» ist damit aus sprachwissenschaftlicher Sicht möglich.

3 Siehe Tabelle auf S. 167 im Beitrag von Susanne Heinhold-Krahmer.

4 Siehe die Lit. bei Mannsperger 2002.

5 So nach Weilhartner 2000.

## 4.

Gehen wir zur zweiten Namensentsprechung «hom. *Tpoίη* ≈ heth. *Tarušā*» über. Daß diese Entsprechung einer Prüfung auf funktionaler Ebene nicht standhält, betont Susanne Heinhold-Krahmer auf S. 156 ihres Beitrags in wünschenswerter Deutlichkeit.

Etwas anders verhält es sich auf formaler Ebene. Die vor sechs Jahren publizierte, auf einer Silberschale angebrachte hieroglyphenluwische Inschrift «ANKARA, silver bowl» belegt das Toponym *⟨tar-a/i-ya/i-z-i/a-ya/i(REGIO)⟩ / Taruṣid<sup>z</sup>a/*.<sup>6</sup> Die Identität von *hluw.* *Tarui-**za/i-* und heth. *Tarušā-* vorausgesetzt, drängt sich damit für das auf hethitischen Quellen belegte *⟨ta-nu-(ū)-i-ša⟩* eine phonematische Interpretation */Taruṣa/* auf.

Die Festlegung des hethitischen Toponyms als */Taruṣa/* legt die Grundlage für eine Prüfung auf formaler Ebene. Das Nebeneinander von *”Iλιος* und *Uiluša* lässt die Existenz eines Ableitungsmusters «toponymische Basis auf *\*-/ā/* ~ Ableitung 1 auf *\*-/iā/* (*\*/Uiluiaā/* → hom. *”Iλιος*) ~ Ableitung 2 auf *\*-(i-)s(s)ā/* (*Uiluša*)» erkennen. In Befolgung dieses Musters können wir im Falle von *Tarušā* folgende Namensbildung postulieren: *\*/Tory-ā/* ~ *\*/Tory-iā/* ~ *\*/Tory-i-sā/*. Wie im Falle von *\*/Uiluiaā/* kann auch hier das Mittelglied *\*/Toryia/* die Grundlage für die griechische Namensform bilden. Die einzige erforderliche Zusatzannahme: *\*/Toryia/* muß im Griechischen eine – nota bene häufig bezeugte – Liquidametathese zu *\*/Troyiaā/* erfahren haben. Besagtes *\*/Troyiaā/* kann nun direkt in dreisilbigem *Tpoίā* (Pindar, Sappho) bzw. *Tpoίη* (Homer) aufgegangen sein.

Bei der Namensentsprechung «hom. *Tpoίη* ≈ heth. *Tarušā*» lässt sich somit zumindest eine relative formale Identität plausibel machen.

## 5.

Aus sprachwissenschaftlicher Sicht ergibt sich ein differenziertes Bild: Sowohl im Falle von «hom. *”Iλιος* ≈ heth. *Uiluša*» wie auch von «hom. *Tpoίη* ≈ heth. *Tarušā*» ist die Möglichkeit einer relativen formalen Identität gegeben. In Kombination mit den Erkenntnissen, die Susanne Heinhold-Krahmer in ihrem Beitrag präsentiert, lässt sich zweierlei feststellen:

6 Siehe für die *hluw.* Inschrift ANKARA (silver bowl) die Edition von Hawkins 1996.

- „*İluç* als Handlungsort der Ilias referiert auf den Schauplatz, der auf hethitischen Texten aus der Bronzezeit unter dem Namen *Uiluša* auftritt. Denn auf funktionaler wie formaler Ebene ist eine relative Identität plausibel.
- Das epische *Tpoīn* referiert sprachlich-formal auf den bronzezeitlichen Schauplatz /*Taruisa*/, jedoch nicht inhaltlich-funktional. Damit bedient sich das Epos eines Toponyms in Verkennung seiner eigentlichen Funktion.

Damit ist auch ein präziseres Urteil zur Authentizität der epischen Kulisse möglich: Homer setzt den Schauplatz «Troia» offenkundig aus historischen Versatzstücken zusammen. «Troia», wie es im Epos geschildert wird, ist somit nicht historische Realität, sondern ein anachronistisches Konstrukt.

### *Literatur*

- Hawkins 1996: J. D. Hawkins, A Hieroglyphic Luwian inscription of a silver bowl in the Mueseum of Anatolian Civilizations, Ankara, Anadolu Medeniyetleri Müzesi, 1996 yılı, 7–24.
- Latacz 2001: J. Latacz, Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels, 3., durchgesehene und verbesserte Auflage, München/Berlin 2001.
- Mannsperger 2002: D. Mannsperger, Troia. I. Geschichte, in: H. Cancik – H. Schneider (edd.), Der Neue Pauly, Band 12/I (Tam-Vel), Stuttgart/Weimar 2002, 832–857.
- Weilhartner 2000: J. Weilhartner, Ober- und Unterstadt von Troia im archäologischen Befund und in den homerischen Epen, *Studia Troica* 10 (2000), 199–209.

# Westkleinasien nach ägyptischen Quellen des Neuen Reiches

PETER W. HAIDER

Seit 1997 gilt in den Arbeiten von Starke<sup>1</sup>, Hawkins<sup>2</sup>, Korfmann<sup>3</sup> und Latacz<sup>4</sup> die historische Geographie Westkleinasiens als geklärt. In diesen Studien werden die betreffenden Gebiete besonders im Nordwesten so großflächig und weiträumig angesetzt, daß sie die gesamte Fläche des nordwestlichen Kleinasiens ausfüllen. Dies gilt besonders für das Šeha-Flußland, Hapalla, Wilusa und Maša.<sup>5</sup> Den Grund für diese Vor-

- 1 Vgl. besonders F. Starke, Troia im Kontext des historisch-politischen und sprachlichen Umfeldes Kleinasiens im 2. Jahrtausend, in: *Studia Troica* 7, 1997, 447–487. Seine Thesen in geraffter Form auch F. Starke, Hattusa, in: Der Neue Pauly 5, 1998, 185–198, und: Troia im Machtgefüge des zweiten Jahrtausends vor Christus, in: *Troia – Traum und Wirklichkeit*, Begleitband zur Ausstellung. Stuttgart 2001, 34–45.
- 2 J.D. Hawkins, Tarkasnawa King of Mira, in: *Anatolian Studies* 48, 1998, 1–31, sowie gekürzte Version unter dem Titel Karabel, ‘Tarkondemos’ and the Land of Mira. New evidence on the Hittite empire period in Western Anatolia, in: *Würzburger Jahrbücher für Altertumswissenschaft*. Neue Folge 23, 1999, 7–23.
- 3 Wo immer sich M. Korfmann zu Fragen historischer Dimension äußert, folgt er den Ausführungen F. Starkes. Hier sei nur auf einen der ersten Beiträge Korfmanns verwiesen, in dem er für einen breiteren Leserkreis zur historischen Geographie, den sprachlichen und ethnischen Verhältnissen in Nordwestkleinasien Stellung nahm: Das homerische Troia war größer – Ergebnisse der Grabungen 1988–96, in: H.D. Galter (Hg.), *Troia. Mythen und Archäologie* (Grazer Morgenländische Studien 4), Graz 1997, 67–95, bes. 74ff.
- 4 J. Latacz, *Troia und Homer*, München – Berlin 2001, 98ff., und J. Latacz, Wilusa (Wilios/Troia) Zentrum eines hethitischen Gliedstaates in Nordwest-Kleinasiens, in: *Die Hethiter und ihr Reich. Das Volk der 1000 Götter*, Stuttgart 2002, 196–201.
- 5 Am eindrucksvollsten zeigen dies die von F. Starke gezeichneten bzw. auf ihn zurückgehenden Karten in Starke, *Troia im Kontext* (wie Anm. 1) 449, Starke, *Hattusa* (wie Anm. 1) 195/96; Starke, *Troia im Machtgefüge* (wie Anm. 1) 34/35; Latacz, *Troia und Homer* (wie Anm. 4), vorderer und hinterer Vorsatz des Buches; F. Starke, Anhang: Karten, in: *Die Hethiter und ihr Reich. Das Volk der 1000 Götter*, Stuttgart 2002, 304, 306, 308.

gehensweise stellt aber letztlich die schon in der älteren Literatur immer wieder postulierte, aber nicht unumstrittene Gleichsetzung des «Landes Wilusa» mit der Troas bzw. mit (W)Ilios als der Siedlung auf dem Hügel Hisarlik dar.<sup>6</sup>

«So erscheint» laut Starke «die Identifizierung des Landes Wilusa mit der Troas ... unausweichlich».<sup>7</sup> Latacz formuliert noch eine Nuance apodiktischer, indem er behauptet: «Wir wissen heute definitiv: ‹Wilusa› und ‹Wilios› sind identisch.»<sup>8</sup>

Nun soll es nicht die Aufgabe dieses Beitrages sein, auf die diversen hypothetischen Prämissen und zum Teil methodisch fragwürdigen Schlußfolgerungen näher einzugehen, die der Rekonstruktion dieses geographischen und damit auch historischen Bildes vom nordwestlichsten Teil Kleinasiens während der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. zugrunde liegen, zumal dies in anderen Beiträgen dieser Publikation geschieht.<sup>9</sup> Hier geht es um die Tatsache, daß sich die oben

6 Belegstellen und Lokalisierungsversuche bieten S. Heinhold-Krahmer, Arzawa. Untersuchungen zu seiner Geschichte nach den hethitischen Quellen (Texte der Hethiter, 8), Heidelberg 1977, 18f., 81f., 91f., 157ff., 233ff., 273f., 338, 344, 399ff.; G.F. del Monte/J. Tischler, Die Orts- und Gewässernamen der hethitischen Texte. Répertoire Géographique des Textes Cuneiformes VI (Beihefte zum Tübinger Atlas des Vorderen Orients, B7), Wiesbaden 1978 (im folgenden abgekürzt als RGTC VI), 484f.; G.F. del Monte, Die Orts- und Gewässernamen der hethitischen Texte. Supplement. Répertoire Géographique des Textes Cuneiformes VI. 2 (Beihefte zum Tübinger Atlas des Vorderen Orients, B7/6), Wiesbaden (im folgenden abgekürzt als RGTC VI. 2), 189. J. Freu, Luwiya. Géographie historique des provinces méridionales de l'empire hittite: Kizzuwatna, Arzawa, Lukka, Milawatta (Centre de Recherches Comparatives sur les Langues de la Méditerranée Ancienne, Document 6.2), Nice 1980, 178 (Karte), 323ff. (im Kaikos-Tal). Vgl. weiters W. Röllig, Achäer und Trojaner in hethitischen Quellen?, in: I. Gamar-Wallert (Hg.), Troia. Brücke zwischen Orient und Okzident, Tübingen 1992, 192ff.; F. Starke, Troia im Kontext (wie Anm. 1), 451, 454f.; Korfmann, Das homerische Troia (wie Anm. 3), 74f.; Hawkins, Tarkasnawa (wie Anm. 2), 23, 31 (Karte); H. Klengel, Geschichte des Hethitischen Reiches (Handbuch der Orientalistik I. 34), Leiden/Boston/Köln 1999, III, 146, 151, 177, 193f., 203, 212f.; P. Högemann, Der Iliasdichter, Anatolien und der griechische Adel, in: Klio 82, 2000, 27; Starke, Troia im Machtgefüge (wie Anm. 1), 34; M. Korfmann, Wilusa/(W)ilios ca. 1200 v. Chr. – Ilion ca. 700 v. Chr., in: Troia – Traum und Wirklichkeit, Stuttgart 2001, 64; Latacz, Troia und Homer (wie Anm. 4), 98ff.; Latacz, Wilusa (wie Anm. 4), 196ff.

7 Starke, Troia im Kontext (wie Anm. 1), 455.

8 Latacz, Troia und Homer (wie Anm. 4), 100.

9 Dafür sei vor allem auf die Beiträge von S. Heinhold-Krahmer, D. Hertel und U. Sinn in dieser Publikation verwiesen. Eine entsprechend kritische Auseinan-

genannten Autoren zur Überprüfung ihrer Ergebnisse anscheinend nicht jener Quellen zur Kontrolle bedienten, die dafür aus Ägypten zur Verfügung stehen, und auch schon für einen Leserkreis außerhalb der Ägyptologie publiziert wurden.<sup>10</sup> Allein im Katalog zur jüngsten Troia-Ausstellung sah sich das Redaktionsteam offensichtlich veranlaßt, einen Beitrag zur Frage der Kontakte zwischen Ägypten und der Troas einzuschlieben.<sup>11</sup> Abgesehen davon, daß in diesem Beitrag die jüngste einschlägig-kritische Literatur zu den literarischen Quellen dieser Thematik nicht berücksichtigt wurde,<sup>12</sup> ist dieser Beitrag auch weit davon entfernt, das einschlägige ägyptische Quellenmaterial zu nennen und auszuwerten. Zudem wird ohne Argumentation letztlich doch die Gleichsetzung von «Wilusa/(W)iliros/Troia» mit der topographischen Bezeichnung «Wiry» innerhalb eines Itinerars aus der Regierungszeit Amenophis III. suggeriert, und der sich daraus ergebende innere Widerspruch zu der auch in diesem Beitrag anerkannten Lokalisierung von «Dardany» mit den «Dardanoi in der Troas» nicht bemerkt.<sup>13</sup>

dersetzung mit den betreffenden Thesen F. Starkes, M. Korfmanns und von J. Latacz bieten bereits D. Hertel, *Troia: Archäologie, Geschichte, Mythos* (C. H. Beck: Wissen, 2166), München 2001, bes. 53ff.; W. Kullmann, Rezension zu Latacz, *Troia und Homer* (wie Anm. 4), in: *Gnomon* 73, 2001, 648–663; F. Kolb, Ein neuer Troia-Mythos? Traum und Wirklichkeit auf dem Grabungshügel von Hisarlik, in: H.-J. Behr u. a. (Hg.), *Troia – Traum und Wirklichkeit*. Tagungsband Symposium im Braunschweigischen Landes-Museum 8./9. Juni 2001, Braunschweig 2002, 8–40; vgl. auch D. Mannsperger, *Troia*, in: Der Neue Pauly 12/1, 2002, 853.

- 10 W. Helck, Die Beziehungen Ägyptens zu Vorderasien im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr. (Ägyptologische Abhandlungen, 5), Wiesbaden, 2. Aufl. 1971, 195ff.; P. W. Haider, *Troia zwischen Hethitern, Mykenern und Mysern*. Besitzt der Troianische Krieg einen historischen Hintergrund?, in: H. D. Galter (Hg.), *Troia. Mythen und Archäologie* (Grazer Morgenländische Studien, 4), Graz 1997, 111–119.
- 11 M. Müller, Was wußten die Ägypter? Hinweise auf Handelsverbindungen mit Troia, in: *Troia – Traum und Wirklichkeit*, Stuttgart 2001, 51–53.
- 12 Haider, *Troia* (wie Anm. 10), 115ff.; P. W. Haider, Vom Nil zum Mäander. Die Beziehungen zwischen dem Pharaonenhof und dem Königreich Arzawa in Westkleinasien, in: P. Scherrer/H. Taeuber/H. Thür (Hg.), *Steine und Wege*. Festschrift für Dieter Knippe zum 65. Geburtstag (Österreichisches Archäologisches Institut, Sonderschriften, 32), Wien 1999, 205–219; P. W. Haider, Die Peloponnes in ägyptischen Quellen des 15. und 14. Jhs. v. Chr., in: F. Blakolmer (Hg.), *Österreichische Forschungen zur Ägäischen Bronzezeit* 1998. Akten der Tagung am Institut für Klassische Archäologie der Universität Wien 2.–3. Mai 1998 (Wiener Forschungen zur Archäologie, 3), Wien 2000, 149–158.
- 13 Müller, Was wußten die Ägypter? (wie Anm. 11), 51.

Im folgenden gilt es daher, die wichtigsten Nachrichten über Westkleinasien in den ägyptischen Quellen zwischen 1500 und 1200 nochmals vorzulegen und zu prüfen, wie intensiv sich die Kontakte zwischen dem Land der Pharaonen und den verschiedenen Regionen im westlichen Anatolien gestaltet hatten. Nur so ist nämlich zu ermessen möglich, wie konkret und korrekt die geographischen Kenntnisse von den besagten Gebieten zur Zeit des Neuen Reiches in Ägypten waren. Sollte das Ergebnis entsprechend positiv ausfallen, wäre damit wichtiges Kontrollmaterial gewonnen, um die jüngsten Versuche, die historische Geographie Westkleinasiens, besonders bezüglich ihres nördlichsten Gebietes zu rekonstruieren, überprüfen zu können.

## I.

Daß der ägyptische Hof um die Mitte des 15. Jahrhunderts v. Chr. nicht nur mit dem Hethiter-Reich in Beziehung stand, sondern auch schon mit Küstengebieten Westkleinasiens in Kontakt getreten war,<sup>14</sup> belegen die Werfttagebücher von Perunefer, der Hafenstadt von Memphis aus der Regierungszeit Thutmosis' III. (1479–1425)<sup>15</sup> und seines Sohnes und Nachfolgers Amenophis' II. (1428–1397). Aus diesen Tagebüchern geht nämlich hervor, daß schon damals in den dortigen ägyptischen Dockanlagen Schiffszimmerleute aus dem westkleinasiatischen Staatsgebilde von Arzawa arbeiteten.<sup>16</sup>

Dieses «KUR<sup>URU</sup> ar-za-(u-)wa» in den hethitischen Quellen kann nun, zumindest was sein Kerngebiet anbelangt, mit größter Wahrscheinlichkeit im Bereich des Mäandertales und seiner Nebentäler

- <sup>14</sup> Die einschlägigen annalistischen Nachrichten bieten Urk. IV 701, 11; 727, 13; 930, 1. Eingehend dazu Helck, Die Beziehungen Ägyptens zu Vorderasien (wie Anm. 10), 166, 279, 328, 392, 399; Klengel, Geschichte (wie Anm. 6), 96, 110.
- <sup>15</sup> Die Datierungen erfolgen nach den jüngsten einschlägigen Forschungsergebnissen bei J. v. Beckerath, Chronologie des pharaonischen Ägypten (Münchener Ägyptologische Studien, 46), Mainz 1997, 103–129, 189f.
- <sup>16</sup> Pap. British Museum 10 056, Vso 8, 11 u. 18, 4; Rev. 11, 2 u. 5f., publiziert von S. R. K. Glanville, Record of Royal Dockyard on the Time of Thutmosis III: Papyrus British Museum 10 056. Part I, in: Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde 66, 1931, 5<sup>o</sup>, 7<sup>o</sup>, 8<sup>o</sup>, 116, 120, 121; Part II, in: Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde 68, 1932, 22, 27 30, 31 (Kommentar). Vgl. dazu P. W. Haider, Griechenland – Nordafrika. Ihre Beziehungen zwischen 1500 und 600 v. Chr. (Impulse der Forschung, 53), Darmstadt 1988, 22f.; P. W. Haider, Vom Nil zum Mäander (wie Anm. 12), 205f.

gesucht werden.<sup>17</sup> Daß das Königreich von Arzawa im 15. und frühen 13. Jahrhundert nach und nach größere Teile im Südwesten und Süden Kleinasiens unter seine Herrschaft gebracht hatte,<sup>18</sup> spiegeln auch die ägyptischen Quellen, worüber gleich zu sprechen sein wird.

Die bezeugte Anwesenheit von arzawäischen Schiffszimmerleuten im Pharaonenreich macht deutlich, daß man in Ägypten zu jener Zeit bereits Kenntnis von den handwerklichen Qualitäten der Bewohner im Küstengebiet von Arzawa besaß und sich ihrer wohl gezielt bediente. Die Kontakte der Arzawäer zum Land am Nil waren schon damals so eng geknüpft, daß nicht nur einzelne dieser Westkleinasiaten als Arbeitskräfte bis nach Ägypten gelangen konnten, sondern der ägyptische Hof eröffnete auch jenen Arzawäern, welche sich die ägyptische Sprache und Schrift zu eigen gemacht und sich damit in die ägyptische Gesellschaft und Kultur integriert hatten, den Weg in die pharaonische Beamtenlaufbahn.<sup>19</sup>

Am Nil gewann man im 15. Jahrhundert über das hethitische Kernland hinaus auch schon eine gewisse Vertrautheit mit den Verhältnissen im inneranatolischen Raum. Dies belegt einerseits seit Thutmosis III. die Kenntnis vom «(Fremd-)Land Artuga»<sup>20</sup>, welches problemlos mit

<sup>17</sup> Die Quellenstellen finden sich aufgelistet in RGTC VI (wie Anm. 6), 42ff.; RGTC VI2 (wie Anm. 6), 14. Sämtliche Quellen zu Arzawa wurden ausgewertet von Heinhold-Krahmer, Arzawa (wie Anm. 6), *passim*. In dieser Publikation sind auf den Seiten 103ff., 325ff. die relativen Grenz- und Lageverhältnisse dieses westkleinasiatischen Landes bereits abgeklärt. Zu deren Umsetzung in die absolute geographische Lage trugen neue Textfunde wie -editionen bei. Siehe dazu zuletzt J. D. Hawkins, The Hieroglyphic Inscription of the Sacred Pool Complex at Hattusa (Süldburg), Wiesbaden 1995, 54f., 66ff.; Haider, Troia (wie Anm. 10), 98ff.; Starke, Troia im Kontext (wie Anm. 1), 450f.; Hawkins, Tarkasnawa (wie Anm. 2), 10, 14ff. 21ff.; P. W. Haider, Zur historischen Geographie Westkleinasiens im 13. Jh. v. Chr., in: H. Friesinger/F. Krinzinger (Hg.), 100 Jahre Österreichische Forschungen in Ephesos. Akten des Symposions Wien 1995 (Österr. Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Denkschriften, 260), Wien 1999, 665–675, bes. 671ff.; Haider, Vom Nil zum Mäander (wie Anm. 12), 206 Anm. 12–15. Siehe auch Anm. 36.

<sup>18</sup> Belege bei P. W. Haider, Vom Nil zum Mäander (wie Anm. 12), 210f.

<sup>19</sup> Bereits im 19. Regierungsjahr Amenophis' II. nennt das Journal des Verwaltungsbüros der Palastscheunen in Perunefer einen «Arzawa-Mann» im Rang eines «Sieglers»: Pap. Eremitage III6A, Vso 48 u. 64 (Wl. Golénischeff, Les papyrus hiératiques no. III5, III6A et III6B de l'Eremitage Impérial à St. Pétersbourg, Leipzig 1913, Taf. 16). Dazu zuletzt Haider, Vom Nil zum Mäander (wie Anm. 12), 205, und 215 zu weiteren Arzawäern, die in Ägypten Karriere machen.

<sup>20</sup> G. Legrain, Statues et statuettes de rois et de particuliers, Bd. III, Kairo 1925, nr.

dem «Land Artukka» in den Annalen des hethitischen Königs Arnuwanda gleichzusetzen ist,<sup>21</sup> und gemeinsam mit Maša und dem Gebirge Hulluwanda in der nördlichen bzw. nordöstlichen Nachbarschaft von Arzawa zu lokalisieren sein dürfte.<sup>22</sup>

Andererseits kommt diese Vertrautheit in dem Wunsch Amenophis' III. (1388–1351) an den arzawäischen König Tarhundaradu zum Ausdruck, dieser möge ihm «Leute des Kaška-Landes» übersenden.<sup>23</sup> Letztere waren nämlich im Norden bzw. Nordosten des hethitischen Kernlandes in Richtung Schwarzmeerküste beheimatet und erfreuten sich als Geräte- und Waffenschmiede eines guten Rufes.<sup>24</sup> Daß der Pharao seine Bitte um Übersendung von Kaschkäern just an den König von Arzawa und nicht an den Hethiterkönig selbst richtete, liegt in der Tatsache begründet, daß Tarhundaradu damals den gesamten Süden Zentralanatoliens unter seine Herrschaft gebracht hatte<sup>25</sup> und die Kaschkäer ihrerseits auf Kosten des hethitischen Staates an dessen Ost-

S. 2d, Taf. I (CG 42192). Zu den weiteren Belegen bis in die Regierungszeit Ramses' III. siehe E. Edel, Neue Identifikationen topographischer Namen in den konventionellen Namenszusammenstellungen des Neuen Reiches, in: Studien zur Altägyptischen Kultur 3, 1975, 58f., 69f., 71f.; Haider, Troia (wie Anm. 10), 116.

<sup>21</sup> Dies hatte Edel, Neue Identifikationen (wie Anm. 20), 58f. herausgearbeitet. Zur Stelle in den Arnuwanda-Annalen (KUB XXIII 21 Vs. 16–30') siehe A. Goetze, Madduwattas (Mitteilungen der Vorderasiatisch-Ägyptischen Gesellschaft, 32. 1), Berlin – Leipzig 1927, 157ff.; Heinhold-Krahmer, Arzawa (wie Anm. 6), 259f., 262ff. (zur Datierung dieser Annalen). O. Carruba, Beiträge zur mittelhethitischen Geschichte I, in: Studi Micenei ed Egeo-Anatolici 18, 1977, 166ff. Zu den keilschriftlichen Belegen und diversen Lokalisierungsvorschlägen RGTC VI (wie Anm. 6), 40, 115f., 264f.; RGTC VI. 2 (wie Anm. 6), 13, 41, 102f.

<sup>22</sup> Außer der in Anm. 21 zitierten Literatur siehe Freu, Luwiya (wie Anm. 6), 274ff., 328f.

<sup>23</sup> EA 31, 25f. Zur jüngsten Analyse der einschlägigen Korrespondenz zwischen Amenophis III. und Tarhundaradu von Arzawa mit Verweis auf die ältere Literatur siehe Haider, Vom Nil zum Mäander (wie Anm. 12), 208ff.

<sup>24</sup> Die eingehendste historische Auswertung der Quellen bietet nach wie vor E. v. Schuler, Die Kaškäer (Untersuchungen zur Assyriologie u. Vorderasiatischen Archäologie, 3), Berlin 1965, 12ff., 36f., 78, 81; siehe weiters Heinhold-Krahmer, Arzawa (wie Anm. 6), 51f., 52f.; Helck, Die Beziehungen Ägyptens zu Vorderasien (wie Anm. 10), 196, 280f., 348; P. W. Haider, Menschenhandel zwischen dem ägyptischen Hof und der minoisch-mykenischen Welt?, in: Ägypten und Levante 6, 1996, 148 mit Anm. 62, 151. Siehe hier Abb. 1.

<sup>25</sup> KBo VI 28 I 6–18, bes. 8f. – Text und eingehende historische Analyse bietet Heinhold-Krahmer, Arzawa (wie Anm. 6), 40ff.; Klengel, Geschichte (wie Anm. 6), 128, 130, 133; Haider, Vom Nil zum Mäander (wie Anm. 12), 210f.

und Südostflanke nach Süden vorgedrungen waren.<sup>26</sup> Die damalige machtpolitische Agonie des Hatti-Reiches war Amenophis bekannt geworden, wie er selbst zum Ausdruck brachte.<sup>27</sup>

Arzawa, das um 1370 v. Chr. zu einem bedeutenden Machtfaktor auf kleinasiatischem Boden aufgestiegen war, stellte für den ägyptischen Pharao offensichtlich einen wichtigen politischen und wirtschaftlichen Partner dar. Ein Bündnisschluß, der durch eine politische Heirat gefestigt wurde,<sup>28</sup> sicherte nicht nur dem Herrscher am Nil kommerzielle Vorteile, sondern garantierte dem Machthaber in Arzawa, konkret König Tarhundaradu, eine innen- wie außenpolitisch bedeutsame Aufwertung und einen beträchtlichen Prestigegegewinn.

Als sich das Hethiterreich dann unter Šuppiluliuma I. aus seiner politischen Lethargie befreien und wieder zur bestimmenden Macht in Kleinasien aufschwingen konnte, sank Arzawa folglich auch im Bewußtsein der Pharaonen zu einer Macht zweiten Ranges ab,<sup>29</sup> um dann seit der völligen Zerschlagung dieses Staatsgebildes durch den hethitischen Großkönig Muršili II.<sup>30</sup> völlig degradiert zu erscheinen, wie die betreffende Plazierung Arzawas in den ägyptischen Listen der Staaten, Länder und Städte zeigt.<sup>31</sup>

- 26 Zum Vorstoß der Kaškäer siehe Schuler, Die Kaškäer (wie Anm. 24), 34ff.; C. Kühne, Die Chronologie der internationalen Korrespondenz von El-Amarna (Alter Orient und Altes Testament, 17), Neukirchen-Vluyn 1973, 98; Heinhold-Krahmer, Arzawa (wie Anm. 6), 53f.; A. Hagenbuchner, Die Korrespondenz der Hethiter, 2. Teil (Texte der Hethiter, 16), Heidelberg 1989, 2. Teil, 362f.; Klengel, Geschichte (wie Anm. 6), 123.
- 27 Amenophis III. teilt nämlich mit: «Ich habe gehört, was du gesagt hast, und (daß) auch das Land Hattuša erstarrt ist» (EA 31, 25–27). Zur Textstelle siehe F. Starke, Zur Deutung der Arzawa-Briefstelle VboT 1, 25–27, in: Zeitschrift für Assyriologie 21, 1981, 225ff.; Kommentar von V. Haas in W.L. Moran (Hg.), The Amarna Letters, Baltimore – London 1992, 102f.
- 28 Zum Vollzug der Heirat siehe die Argumentation bei Haider, Vom Nil zum Mäander (wie Anm. 12), 209 mit Anm. 31.
- 29 So in einer jüngeren Liste unter Haremhab: J. Simons, Handbook of the Study of Egyptian Topographical Lists Relating to Western Asia, Leiden 1937, Liste XI 3. Zur Textstelle Haider, Vom Nil zum Mäander (wie Anm. 12), 211f. mit Anm. 40.
- 30 Dazu ausführlich Heinhold-Krahmer, Arzawa (wie Anm. 6), 84ff., 93ff., 103ff., 121ff., 136ff., 152ff.; Hawkins, Tarkasnawa (wie Anm. 2), 14ff.; Klengel, Geschichte (wie Anm. 6), 188ff.
- 31 KRI I 31,13/14 Nr. 22–43; bei Simons, Handbook (wie Anm. 29), Liste XIII, nicht komplett; und KRI I 28, 5 Nr. 23–39; Liste XIV 20–36. Dazu Haider, Vom Nil zum Mäander (wie Anm. 12), 212f.

Die Übereinstimmung zwischen der sukzessiven politischen Entmachtung Arzawas durch den Hethiterkönig und der jeweiligen machtpolitischen Einschätzung dieses westkleinasiatischen Staates am ägyptischen Hof lässt erkennen, daß die Pharaonen über die Vorgänge im Westen Anatoliens informiert blieben. Darüber hinaus hielt Ägypten mit den arzawaïschen Einzelstaaten unter hethitischer Oberherrschaft den Kontakt aufrecht.

So stand – laut der uns zur Zeit vorliegenden ägyptischen Quellen – zumindest seit dem Sohn und Nachfolger Amenophis' III., Amenophis IV. Achanjati (1351–1334), das südwestkleinasiatische Land Lukka, dessen Gebiet nun zweifelsfrei mit den späteren Landschaftsbezeichnungen Lykien und wohl auch dem Süden Kariens gleichgesetzt werden kann,<sup>32</sup> mit Ägypten in Kontakt. Die Beziehungen zwischen Lukka und dem ägyptischen Hof waren allerdings durch Piratenzüge und Invasionen seitens dieser Kleinasiaten auf ägyptisches Staatsgebiet belastet,<sup>33</sup> doch sie vereitelten nicht, daß weiterhin gediegene Informationen über die Verhältnisse in Westkleinasien an den Pharaonenhof gelangten. Dies zeigt sich spätestens unter Ramses II. (1279–1213), als dieser Pharao wohl dem Hethiterkönig Ḫattušili III. zu einem erfolgreichen Feldzug gegen «das Land Ijalān[ta]», mit großer Wahrscheinlichkeit das Gebiet um die spätere Stadt Alinda in Karien,<sup>34</sup> seine Glückwünsche übersandte.<sup>35</sup>

<sup>32</sup> Einen Überblick über die Diskussion zur Lokalisierung des Lukka-Landes in der jüngeren Forschung bis 1997 und eine kritische Auseinandersetzung mit den diversen Ansichten bietet Haider, Troia (wie Anm. 10), 98ff. und Haider, Zur Geographie Westkleinasiens (wie Anm. 17), 665ff. – Siehe hier Abb. 1 u. 2.

<sup>33</sup> EA 38, 10–17 (mit Kommentar in EA II, 1082ff.); KRI IV 22, 6f.; RS 20.238, Zl. 19–24 (J. Nougayol, *Ugaritica* 5, 1968, 87f. Nr. 24); dazu G. A. Lehmann, Zum Auftreten der «Seevölker»-Gruppen im östlichen Mittelmeer – eine Zwischenbilanz, in: S. Deger-Jalkotzy (Hg.), *Griechenland, die Ägäis und die Levante während der «Dark Ages» vom 12. bis zum 9. Jh. v. Chr.*, Symposion Zwettl 1980 (Österr. Akademie d. Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte, 418. Bd.), Wien 1983, 83f., 87f.; Haider, Troia (wie Anm. 10), 50f.

<sup>34</sup> Dies ist durch die Lokalisierung des Lukka-Landes plausibel geworden. Belege und Lokalisierung in RGTC VI (wie Anm. 6), 134f., und RGTC VI. 2 (wie Anm. 6), 47; Heinhold-Krahmer, Arzawa (wie Anm. 6), 226, 261ff.; Freu, Luwiya (wie Anm. 6), 306ff., 178 (Karte); S. Heinhold-Krahmer, Ijalanta, in: *Reallexikon der Assyriologie* 5, 1976–1980, 254f.; Hawkins, Tarkasnawa (wie Anm. 2), 26, 28; Klengel, Geschichte (wie Anm. 6), 121 mit Anm. 166, 244, 247, 264.

<sup>35</sup> KBo XXVIII 28, Zl. 1'–6': E. Edel, Die ägyptisch-hethitische Korrespondenz (Abhandlungen d. Rheinisch-Westfälischen Akademie d. Wissenschaften, 77),

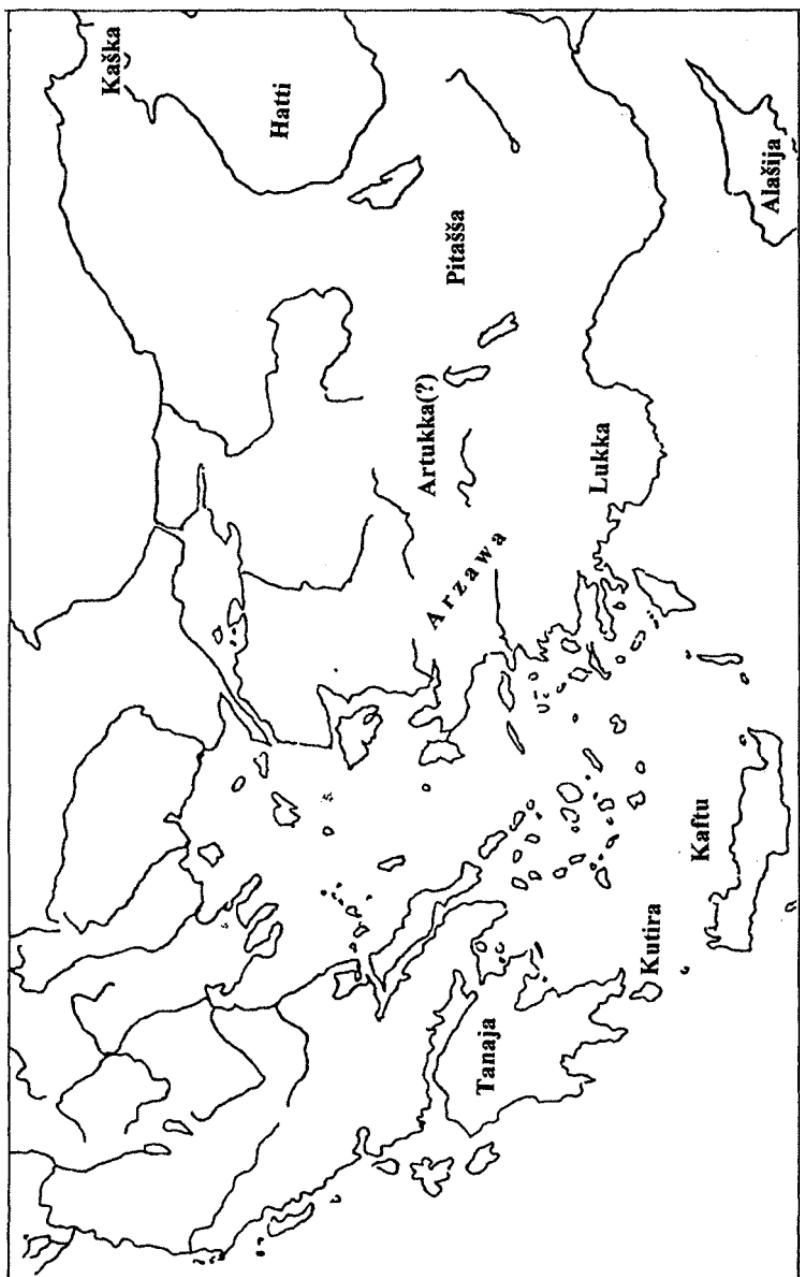


Abb. 1: Westkleinasien und ägäischer Raum im 15. und 14. Jh. v. Chr. nach ägyptischen Quellen

Ebenfalls unter Ramses II. stand auch das damals politisch bedeutendste arzawaïsche Staatsgebilde, das Königreich von Mira im Mäandertal,<sup>36</sup> mit dem Pharaonenhof in diplomatischem Kontakt. Der damalige Herrscher, Kupanta-Kurunta, ein in seiner Eigenständigkeit stets vom hethitischen Herrscher bedrohter Monarch, hatte offensichtlich, aber letztlich vergeblich, versucht, in Ramses II. einen Verbündeten gegen den Usurpator auf dem hethitischen Thron, Hattušili III., zu gewinnen.<sup>37</sup>

Vor der Tatsache eines ungebrochenen Kontaktes zwischen dem Land am Nil und den genannten westkleinasiatischen Gebieten gewinnt die für die historische Geographie Westkleinasiens so wichtige, aus dem 5. Regierungsjahr Ramses' II. stammende Information hinsichtlich ihrer Zuverlässigkeit einen besonderen Wert.

Opladen 1994, Bd. I, 188/189 Nr. 80, und Bd. II, 285f. (§ 147). Zur Schwierigkeit der Textstelle und ihrer Lesung s. S. Heinhold-Krahmer, Zur Diskussion um einen zweiten Namen Tuthaliyas IV., in: G. Wilhelm (Hg.), Akten des IV. Internationalen Kongresses für Hethitologie Würzburg, 4.-8. Oktober 1999 (Studien zu den Bogazköy-Texten, 45), Wiesbaden 2001, 193f.; Klengel, Geschichte (wie Anm. 6), 244, 264f. mit weiterer Literatur.

<sup>36</sup> Zu diesem wohl mächtigsten arzawaïschen Teilstaat siehe Heinhold-Krahmer, Arzawa (wie Anm. 6), 107ff., 121ff., 134ff., 201ff., 326, 337ff.; S. Heinhold-Krahmer, Mira, in: Reallexikon der Assyriologie 8, 1994, 218ff.; S. Heinhold-Krahmer, Kuwalija, in: Reallexikon der Assyriologie 6, 1980-1983, 397; RGTC VI (wie Anm. 6), 232, 269ff.; RGTC VI. 2 (wie Anm. 6), 105; F. Starke, Mira, in: Der Neue Pauly 8, 2000, 250ff.). Er kann nun zweifelsfrei im Mäander-Tal lokalisiert werden. Mit der neuen Lesung der Inschriften am Karabelpaß durch Hawkins, Tarkasnawa (wie Anm. 2), 1ff. wurde klar, daß dort die Grenze zwischen dem arzawaïschen Königreich von Mira im Mäandertal und dem des Šeha-Flußlandes verlief. Daß letzteres außer der Talschaft des Hermos/Gediz auch noch die des Kaikos einschloß, wie dies zuletzt Starke, Troia im Kontext (wie Anm. 1), 451, 453, und Starke, Troia im Machtgefüge (wie Anm. 1), 36, sowie Hawkins, Tarkasnawa (wie Anm. 2), 23f. und diesen folgend P. Högemann, Der Iliasdichter, Anatolien und der griechische Adel, in: Klio 82, 2000, 27; Latacz, Troia und Homer (wie Anm. 4), 115 und Latacz, Wilusa (wie Anm. 4), annehmen, basiert auf der Prämisse, die geographische Lücke zur Troas, die man mit Wilusa identifiziert, schließen zu können. Die behaupteten machtpolitischen Interessen des Herrschers vom Šeha-Flußland an Lazpa, das wahrscheinlich mit Lesbos zu identifizieren ist, reichen nicht aus, um die Lokalisierung des Šeha-Flußlandes soweit in den Norden auszudehnen. Siehe Abb. 2.

<sup>37</sup> Die ausführlichsten Darstellungen der Geschichte Miras unter Kupanta-Kurunta finden sich bei Heinhold-Krahmer, Arzawa (wie Anm. 6), 199ff.; Edel, Korrespondenz (wie Anm. 35), Bd. I, 50ff. (Nr. 20-33 = Di-Dio) und Bd. II, 74ff. (Kommentar); Klengel, Geschichte (wie Anm. 6), 218ff., bes. 221ff., 231ff.

Es handelt sich um die Liste jener hethitischen Vasallen, Verbündeten und Nachbarstaaten, die dem hethitischen Großkönig Muwallati II. für seinen Feldzug in Syrien Hilfstruppen zu stellen hatten oder die vom Hethiterkönig angeheuert wurden, und die schließlich am 12. Mai 1274<sup>38</sup> in der Schlacht von Qidšu/Qadeš gegen die Ägypter unter Ramses II. gekämpft hatten.<sup>39</sup> Neben den Kontingenten aus dem Osten und Süden des Hethiterreiches und seiner dortigen Nachbarstaaten zählt die Liste folgende Gebiete bzw. Staaten auf, die offenkundig im Westen und Norden des hethitischen Herrschaftsgebietes lagen. Denn neben dem «Arzawa-Land» sind dies «Dardanja, Kaškaš, Masa, Pidasa, Qarkiša und Luka».<sup>40</sup>

Problemlos lassen sich in dieser Liste folgende Namen mit solchen aus den hethitischen Quellen bekannten Ländern gleichsetzen: Kaškaš – Kaška, Masa – Maša, Pidasa – Pitašša, Qarqiša – Karkiša und Luka – Lukka.

Fürs erste ergibt sich aus der Reihenfolge jener topographischen Bezeichnungen, deren Lokalisierung relativ konkret faßbar geworden ist, eine geographische Abfolge an Ländern, die, wenn man bei Lukka beginnt, im Uhrzeigersinn Zentralanatolien in einem Bogen vom Südwesten bis in den Norden umfassen: nämlich das schon oben erwähnte Lukka, das spätere Lykien und (?) Südkarien,<sup>41</sup> Pitašša im Gebiet südwestlich des Großen Salzsees (Tuz Gölü) zwischen Cihanbeyli, Konya und Aksehir,<sup>42</sup> Maša wohl im Raum zwischen Afyon, Kütahya und

<sup>38</sup> Zum astronomisch fixierten Datum siehe Beckerath, Chronologie (wie Anm. 15), 24ff., 68ff.

<sup>39</sup> Neben dem Bericht, der auf dem Feldzugstagebuch basiert (KRI II 111, 40–112, 48) liegen Fassungen in Gedichtform (KRI II 3, 2–4, 6 und KRI II 17, 43–18, 47) sowie in Form von beschrifteten bildlichen Darstellungen vor. Zu den Quellenanalysen siehe A. H. Gardiner, *The Kadesh Inscriptions of Ramesses II*, Oxford 1960, 7ff.; Helck, *Die Beziehungen Ägyptens zu Vorderasien* (wie Anm. 10), 195f.; T. v. der Way, *Die Textüberlieferung Ramses' II. zur Qadeš-Schlacht* (*Hildesheimer Ägyptologische Studien*, 22), Wiesbaden 1984, 25ff.

<sup>40</sup> KRI II 17, 43–45; KRI II 111, 43–46; KRI II 3, 2–4, 4.

<sup>41</sup> Siehe die Angaben in Anm. 32.

<sup>42</sup> Siehe dazu vornehmlich die Quellen und Angaben zur relativen geographischen Lage sowie zu den Lokalisierungsvorschlägen: Heinhold-Krahmer, Arzawa (wie Anm. 6), 107f., 203f., 327f., 337f., 347f., 355ff.; RGTC VI (wie Anm. 6), 318f. und RGTC VI. 2 (wie Anm. 6), 127; Freu, Luwiya (wie Anm. 6), 235; Hawkins, Tarkasnawa (wie Anm. 2), 22. Siehe Abb. 2.

Eskisehir,<sup>43</sup> und Kaška, das die Landstriche nördlich und nordöstlich des hethitischen Kernlandes bis zum Schwarzen Meer umfaßte.<sup>44</sup>

Mit dem traditionellen Ausdruck «Arzawa-Land» können damals nur die geographischen bzw. politischen Einheiten der einzelnen arzawäischen Teilgebiete summarisch umschrieben worden sein, an deren erster Stelle das bedeutende und schon oben genannte Königreich Mira stand,<sup>45</sup> zu dem auch das Gebiet von Kuwalija gehörte.<sup>46</sup> Weitere arzawäische Teilgebiete waren Hapalla<sup>47</sup> und das Šeha-Flußland (Talschaft des Hermos/Gediz)<sup>48</sup> mit dem Landstrich Appawija.<sup>49</sup> Diese Teilstaaten waren also gemeint, wenn sich Ramses II. auch noch anlässlich seiner zweiten Heirat mit einer Tochter Hattušilis III. in den Jahren zwischen 1239/34 rühmte, vom Vater der Prinzessin unter anderem «außerordentlich viel Beute aus Arzawa» erhalten zu haben.<sup>50</sup>

Was die Lokalisierung von Karkiša betrifft, so läßt sich beim derzeitigen Stand der hethitischen Quellen nur erkennen, daß dieses Land eine engere oder weiter entferntere Nachbarschaft zu Lukka wie Maša und zu dem den Arzawa-Ländern zugerechneten Wiluša aufwies.<sup>51</sup> Da

<sup>43</sup> Belege und Lokalisierungsvorschläge in RGTC VI (wie Anm. 6), 264f. und RGTC VI.2 (wie Anm. 6), 102f. Eine eingehende Darstellung bietet Heinhold-Krahmer, Arzawa (wie Anm. 6), 162ff., 172, 191f., 194f., 264f., 338, 344; Hawkins, Tarkasnawa, (wie Anm. 2), 29f. (mit weiteren Literaturangaben) stellt die zu nördliche Lokalisierung dieses Landes, welche von F. Starke propagiert wird, in Frage; siehe dazu die Angaben in Anm. 5. Siehe Abb. 2.

<sup>44</sup> Quellennachweise in RGTC VI (wie Anm. 6), 264f. und RGTC VI.2 (wie Anm. 6), 72f. Zur Geschichte der Kaschkäer siehe die Angaben in Anm. 24. Siehe Abb. 2.

<sup>45</sup> Siehe dazu die Anm. 36.

<sup>46</sup> Ausführlich Heinhold-Krahmer, Arzawa (wie Anm. 6), 179ff., 201ff., 354, 357f.; Heinhold-Krahmer, Kuwalija, in: Reallexikon der Assyriologie 6, 1980–83, 397; RGTC VI (wie Anm. 6), 232 sowie RGTC VI.2 (wie Anm. 6), 89; Freu, Luwiya (wie Anm. 6), 281ff.; Hawkins, Tarkasnawa (wie Anm. 2), 22.

<sup>47</sup> Heinhold-Krahmer, Arzawa (wie Anm. 6), 121ff., 134ff., 150ff., 234ff., 346ff.; RGTC VI (wie Anm. 6), 79f. sowie RGTC VI.2 (wie Anm. 6), 27 (Hapala I); Freu, Luwiya (wie Anm. 6), 265, 278ff.;

<sup>48</sup> Siehe die Angaben in Anm. 36.

<sup>49</sup> Heinhold-Krahmer, Arzawa (wie Anm. 6), 125f., 150f., 219ff., 353; RGTC VI (wie Anm. 6), 27 und RGTC VI.2 (wie Anm. 6), 8, wobei aufgrund der sprachlichen Ähnlichkeit an die Abbaitis im Quellgebiet des Macestus gedacht wird, siehe Freu, Luwiya (wie Anm. 6), 286ff.; Hawkins, Tarkasnawa (wie Anm. 2), 23 und die Karten von F. Starke (wie Anm. 5).

<sup>50</sup> KRI II 283, 3f.

<sup>51</sup> So im Vertrag zwischen Alakšandu von Wiluša und Muwatalli II. (CHT 76): § 14 Zl. 4f. Dazu Heinhold-Krahmer, Arzawa (wie Anm. 6), 148, 162f., 165, 172,

es in der pharaonischen Liste zwischen Lukka und Pitašša und nicht zwischen Pitašša und Maša gereiht erscheint, dürfte dies für eine geographische Lage westlich von Pitašša im mittleren Teil Westkleinasiens und gegen eine Ansetzung im myischen oder bithynischen Raum sprechen.<sup>52</sup>

Somit bleibt noch das «(Fremd-)Land Dardanja» geographisch einzurichten. Zu ihm liegen allerdings von hethitischer Seite keine Nachrichten vor. Dafür läßt sich dieser Landesname aber sprachlich problemlos – und deshalb in der neueren Literatur auch unangefochten – mit der seit der archaisch-griechischen Zeit in der Troas bezeugten Bevölkerung der «Dardanoi» verbinden.<sup>53</sup> Diese gelten in der *Ilias* (2, 99f.) aber nicht nur als ein mit den Troern verbündeter Volksstamm am Iidgebirge, dessen Hilfstruppen Aineias anführt (2, 819), sondern sie sind mit den Troern engstens verwandt bzw. mit diesen überhaupt identisch gedacht. Denn mit dem Patronymikon «Dardanidai» werden die Troer oft genug selbst bezeichnet.<sup>54</sup> Außerdem gilt Troia als Stadt des Dardanos, und das Adjektiv «Dardanos» kann synonym für «Troios» verwendet werden. So gilt Hektor als «Dardaner» (2, 701; 16, 807).

Dazu paßt, daß in historisch hellerer Zeit keine «Troer» bzw. «Troianer» als Bewohner der betreffenden Landschaft bezeugt sind, sondern das Küstengebiet von Abydos bis Kyme noch im 5. Jahrhundert und später nach den griechischen Kolonisten «Aiolis» benannt und die engere Umgebung der griechischen Neubesiedlung auf dem Hügel Hisarlık «Ilias» bezeichnet wurde.<sup>55</sup> Strabon betont schließlich ausdrücklich, daß sich der später übliche Landschaftsname «Troas», welcher aus der homerischen Dichtung abgeleitet war, erst nach und nach eingebürgert hatte, wobei mit ihm anfangs noch unterschiedliche

225, 263f., 344, 351f.; S. Heinhold-Krahmer, Karkiša, in: Reallexikon der Assyriologie 5, 1976–1980, 446f.; Freu, Luwiya (wie Anm. 6), 329ff. dachte an eine Lokalisierung auf der Halbinsel zwischen Izmir und Selcuk. RGTC VI. 2 (wie Anm. 6), 67; Hawkins, Tarkasnawa (wie Anm. 2), 29 lokalisiert es auf kari- schem Boden. Klengel, Geschichte (wie Anm. 6), 213.

<sup>52</sup> So zuletzt auf den Karten von F. Starke eingetragen, siehe Anm. 5.

<sup>53</sup> E. Edel, Die Ortsnamenlisten Amenophis III. (Bonner Bibl. Beiträge 25) Bonn 1966, 48ff.; Helck, Die Beziehungen Ägyptens zu Vorderasien (wie Anm. 10), 195, 565; Mit weiteren Literaturangaben Haider, Troia (wie Anm. 10), 117f.

<sup>54</sup> Ilias 3, 303; 4, 159; 6, 366; 11, 166 u. 372; 20, 215ff. u. 302ff.

<sup>55</sup> Herodot V 94, 2 u. 122, 2; VII 42, 2. So auch noch bei Ephoros FGrH 70, F 163.

Landstriche an der nordwestlichen Küstenregion Kleinasiens bezeichnet wurden.<sup>56</sup>

Folglich ist damit zu rechnen, daß abgesehen von den griechisch-äolischen Kolonien die einheimische Bevölkerung im nordwestlichsten Teil Kleinasiens im 8. und 7. Jahrhundert und noch später die «Dardanoi» waren. So läßt sich deren Siedlungsgebiet wohl kaum von dem Landesnamen «Dardanja» trennen, zumal diese Region aufgrund ihrer Plazierung in der pharaonischen Liste neben Kaška offensichtlich zu den nördlichsten Vertretern zählte. Da die übrigen Länder in der ägyptischen Aufzählung im westlichsten und südwestlichsten Teil Kleinasiens liegen, füllt Dardanja geradezu die verbleibende Lücke im äußersten Nordwesten. Dort wird es denn auch von Ägyptologen<sup>57</sup> und von J. Freu<sup>58</sup>, allem Anschein nach dem Einzigen unter den Hethitologen, lokalisiert (Abb. 2).

Damit schließt sich der Kreis. Trotz der Spärlichkeit der einschlägigen Quellen läßt sich eine Konstanz der Kontakte zwischen dem ägyptischen Hof und der westkleinasiatischen Staatenwelt von der Mitte des 15. bis ins späte 13. Jahrhundert fassen. Wo immer uns eine günstigere Quellenlage einen schlaglichtartigen, tieferen Einblick in die besagten Beziehungen gestattet, erkennen wir, wie gut informiert man wechselseitig über den Partner war. Folglich sind auch die von ägyptischer Seite übermittelten Informationen geographischen Charakters über Westkleinasien durchaus als verlässlich anzusehen und somit geeignet, das in jüngster Zeit allein aufgrund hethitischer Quellen rekonstruierte Bild einer historischen Geographie Westkleinasiens, vor allem was seinen nordwestlichen Anteil betrifft, zu überprüfen.

In diesem Zusammenhang zählt das Fehlen des Landes Dardanja in den bisher bekannten hethitischen Quellen zu den auffälligsten Tatsachen. Um diesen Umstand zu erklären, bieten sich drei Möglichkeiten an: Entweder reichten die politischen Beziehungen Hattuschas, die hethitischen Feldzüge und Herrschaftsansprüche eben nicht bis in diese nordwestlichste Landschaft Kleinasiens, oder der hethitische Hof hatte nur so selten Kontakt mit Dardanja, daß dieser nicht in die uns bisher vorliegenden Texte Eingang gefunden hatte. Dieses Fehlen von

<sup>56</sup> Strabon 13,1,4 (§ 582f.). Besonders betont haben diesen Tatbestand zuletzt E. Meyer, Gab es ein Troia?, in: Grazer Beiträge 4, 1975, 159 und Haider, Troia (wie Anm. 10), 120.

<sup>57</sup> Siehe dazu schon oben Anm. 53.

<sup>58</sup> Freu, Luwiya (wie Anm. 6), 178 (Karte), 324.

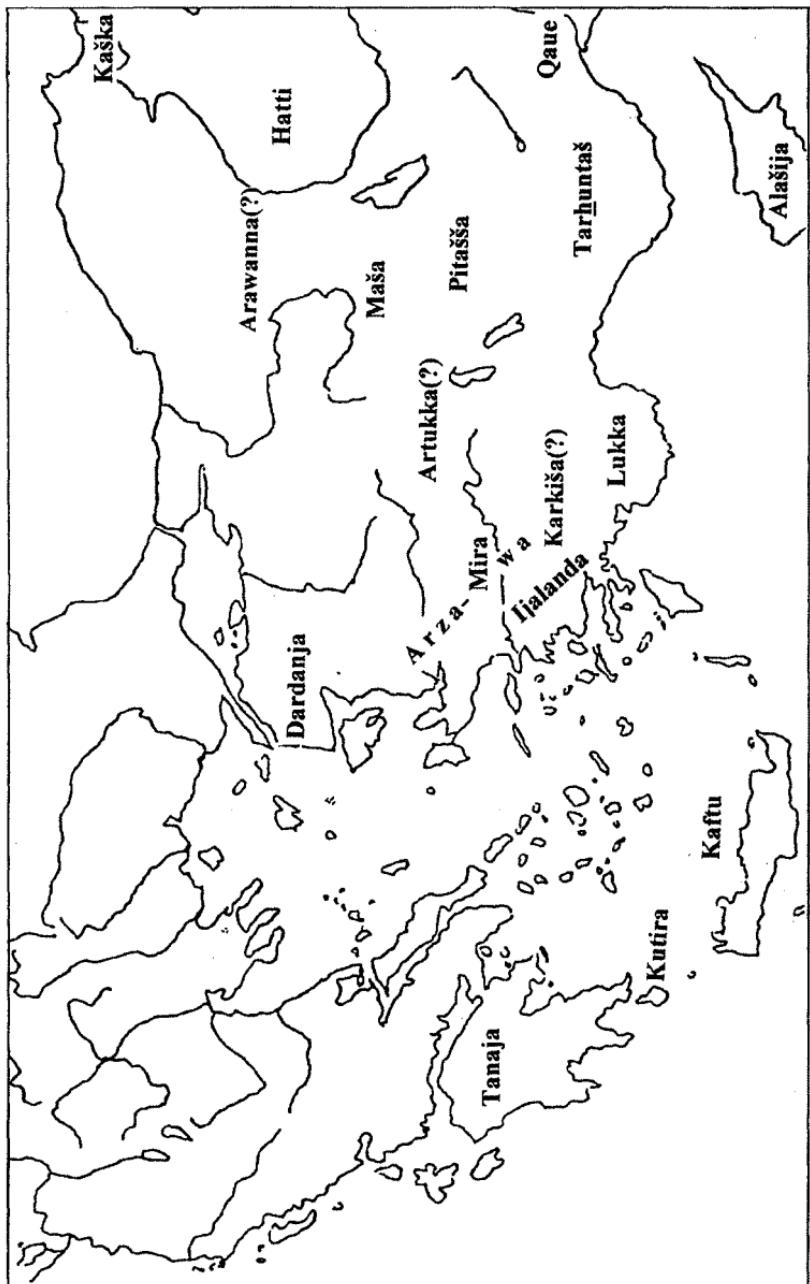


Abb. 2: Westkleinasien und ägäischer Raum im  
13. Jh. v. Chr. nach ägyptischen Quellen

entsprechenden Urkunden trifft z. B. besonders für die Regierungszeit Muwatallis II. zu.<sup>59</sup>

Die dritte Möglichkeit wäre darin zu sehen, daß man diese Region am hethitischen Hof unter einem anderen Namen führte. Dies scheint aber angesichts der Tatsache, daß der Landesname gemeinsam mit der entsprechenden Volksbezeichnung «Dardanoi» ein topographisches wie chronologisches Kontinuum von ca. 1350 v. Chr. bis mindestens in die griechisch-klassische Zeit bezeugen, doch wenig wahrscheinlich. Die Verwendung von «Marjannu», also «Streitwagenkriegern», aus Dardanja<sup>60</sup> im Heer Muwatallis II. kann trotzdem problemlos erklärt werden, weil es sich bei diesen um angeworbene Söldner gehandelt haben kann und nicht um Hilfstruppen eines zur Gefolgschaft verpflichteten hethitischen Vasallenstaates.

## 2.

Abschließend sei noch überprüft, ob das aus den hethitischen Quellen bekannte westkleinasiatische Land Wiluša in ägyptischen Texten genannt erscheint.

In der Liste, welche im sogenannten Feldzugsbericht Ramses' II. überliefert ist und die die Hilfstruppen Muwatallis II. in der Schlacht von Qades aufzählt, wird im Abschnitt über die Völkerschaften im Osten und Südosten des Hethiterreiches ein «(Fremd-)Land J-n/l-sa/e» genannt.<sup>61</sup> Desgleichen hat sich vom Bildbericht über diese Schlacht am Reichstempel von Karnak ein Block erhalten, auf dem «Marjan]nu des Landes J-n/l-sa/e, Akurit (= Ugarit), Nu[gase (= Nuhašše), ...]» genannt und abgebildet sind.<sup>62</sup>

Wolfgang Helck wollte – offensichtlich unter der Prämisse, in den betreffenden ägyptischen Auflistungen müsse auch Wiluša genannt sein – diesen Namen als «'ulsā» lesen und mit «Weluša» identifizieren.<sup>63</sup> Allerdings lokalisierte er dieses Land nicht in der Troas, wo für ihn die

<sup>59</sup> Zur Quellenlage für die Regierungszeit Muwatallis II. siehe jetzt A. Ünal, Muwatalli II., in: Reallexikon der Assyriologie 8, 1993–1997, 524 und Klengel, Geschichte (wie Anm. 6), 202ff.

<sup>60</sup> KRI II 145, 4. Siehe dazu M. Ch. Kuentz, La Bataille de Qadesh, Kairo 1928, 213, 385f.

<sup>61</sup> KRI II 111, 47.

<sup>62</sup> KRI II 927, 10.

<sup>63</sup> Helck, Die Beziehungen Ägyptens zu Vorderasien (wie Anm. 10), 196, 198. W. Helck, Kleinasiens, in: Lexikon der Ägyptologie 3, 1980, 451.

Dardanja anzusetzen war, sondern dachte wegen der engen Verbindung Wilušas mit Arzawa an die Möglichkeit, es mit Ialysos «als alte Bezeichnung von Rhodos» gleichzusetzen.<sup>64</sup>

Doch Elmar Edel konnte überzeugend darlegen, daß hier nur die Lesung «Alsa/Alse» in Frage kommt.<sup>65</sup> Folglich ist hier das ostanatolische Land Alše genannt, das sich östlich des heutigen Diyarbakir am Oberlauf des Tigris erstreckte.<sup>66</sup> Dazu paßt auch die Plazierung dieses Landes in der betreffenden ägyptischen Liste.

K. A. Kitchen und Elmar Edel wollten ihrerseits das in einem Itinerar aus der Regierungszeit Amenophis III. genannte «W3-jw-rjj-i», «Wajur/laji/ Wajur/lija/Wajur/laja»,<sup>67</sup> mit «Ilios» in der Troas gleichsetzen.<sup>68</sup> Doch das betreffende Itinerar bietet eine geographisch recht dicht gereihte Abfolge von Örtlichkeiten zuerst auf «Kaftu» (Kreta), dann in «Tanaja» (Peloponnes) und schließlich wieder auf Kreta.<sup>69</sup> «Wajur/laji/ Wajur/lija/Wajur/laja» stellt dabei eine Station auf der Route von «Kutira» (Kythera) zurück nach «Kunuscha» (Knossos) auf Kreta dar. Deshalb haben P. Faure, W. Helck und P. W. Haider darauf hingewiesen,

- 64 Helck, Kleinasiens (wie Anm. 63), 451, 452 Anm. 9; so auch W. Helck, Die Beziehungen Ägyptens und Vorderasiens zur Ägäis bis ins 7. Jahrhundert v. Chr. (Erträge der Forschung, 120), Darmstadt, 1995, 34, 222 mit Anm. B 83.
- 65 E. Edel, Zwei ägyptische Ortsbezeichnungen in: Orientalia N.S. 48, 1979, 82ff. Ebenso K. A. Kitchen in: KRI II Notes and Comments, Oxford 1999, 51.
- 66 Belege und Lokalisierungen bei E. Forrer/E. Unger, Alzi, in: Reallexikon der Assyriologie 1, 1928, 88–90; RGTC VI (wie Anm. 6), 8f. und RGTC VI. 2 (wie Anm. 6), 3.
- 67 Publiziert von Edel, Die Ortsnamenlisten (wie Anm. 53), 36 (En re. 9).
- 68 K. A. Kitchen, Theban Topographical Lists, Old and New, in: Orientalia N.S. 34, 1965, 5f.; Edel, Die Ortsnamenlisten (wie Anm. 53), 39, 46ff. Ihm schloß sich zuletzt auch Müller, Was wußten die Ägypter? (wie Anm. 11), 51 an, ohne sich mit den schon längst gegen diese Identifizierung vorgebrachten Einwänden auseinanderzusetzen.
- 69 Edel, Die Ortsnamenlisten (wie Anm. 53), 33ff. Außer der bei Haider, Griechenland – Nordafrika (wie Anm. 16), 2ff. Anm. 3–33 zitierten älteren Literatur zu diesem Dokument siehe nun G. H. Lehmann, Die politisch-historischen Beziehungen der Ägäis-Welt des 15.–13. Jh.s v. Chr. zu Ägypten und Vorderasien: einige Hinweise, in: J. Latacz (Hg.), Zweihundert Jahre Homer-Forschung: Rückblick und Ausblick (Colloquium Rauricum, 2), Stuttgart – Leipzig 1991, 107ff., dessen Ansicht, daß es sich hinter den Begriffen «Kaftu» und «Tanaja» um Staatsgebilde handle, allerdings rein hypothetisch ist; weiters Helck, Die Beziehungen Ägyptens und Vorderasiens zur Ägäis (wie Anm. 64), 23ff. und Haider, Die Peloponnes in ägyptischen Quellen (wie Anm. 12), 149ff., bes. 151, Fig. 2.

daß aufgrund des in diesem Dokument relativ kleinräumig abgegrenzten geographischen Gebietes in der südlichen Ägäis eine derart abgelegene Lokalisierung von «Wajur/laji/Wajur/lija/Waju-r/laja» äußerst unwahrscheinlich ist.<sup>70</sup> Außerdem wären in diesem Falle für die Route Kythera – Troas – Knossos unbedingt die Nennung sowohl von Zwischenstationen als auch, analog zu Kaftu und Tanaja, die des entsprechenden übergeordneten Landesnamens für Nordwestkleinasien, also wohl «Dardanja», am Beginn der topographischen Liste zu erwarten. Folglich scheint eine Lokalisierung von «Waju-r/laji/Waju-r/lija/Wajur/laja» an der West- oder Nordküste von Kreta oder eine Identifizierung mit einer der Hafenstädte von Knossos am wahrscheinlichsten.<sup>71</sup> Allenfalls wäre noch an eine der südlichsten Kykladeninseln wie Melos oder Thera zu denken möglich.<sup>72</sup>

Die Analyse der ägyptischen Nachrichten über Westkleinasien hat ergeben, daß man im Land der Pharaonen zwischen dem frühen 15. Jahrhundert und 1200 v. Chr. regelmäßige und relativ intensive Kontakte zu den dortigen Ländern und Staaten pflegte. Folglich hatte man am ägyptischen Hof im Verlauf von rund drei Jahrhunderten auch konkretere Kenntnisse über die historische Geographie im westlichsten Anatolien gewonnen. Die in unserem Zusammenhang wichtigste Erkenntnis besteht darin, daß die nordwestlichste Region Kleinasiens den Namen «Dardanja» getragen hatte. Da uns auf hethitischer Seite bis dato kein Text vorliegt, in dem Dardanja erwähnt wird, muß es problematisch bleiben, das Land Wiluša in der Troas zu lokalisieren. Wiluša, das unter Muwatalli II. ausdrücklich als ein Gebiet «innerhalb der Länder von Arzawa» bezeichnet wird,<sup>73</sup> kann daher südlich oder süd-

<sup>70</sup> P. Faure, Toponymes Creto-mycèniens dans une liste d'Amenophis III, in: Kadmos 7, 1966, 143; Haider, Griechenland – Nordafrika (wie Anm. 16), 7f.; Helck, Die Beziehungen Ägyptens und Vorderasiens zur Ägäis (wie Anm. 64) 25f.; Haider, Die Peloponnes (wie Anm. 12), 155f.

<sup>71</sup> Gegen seine Identifizierung mit Elis auf der Peloponnes, wie sie immer wieder, zuletzt auch von Lehmann, Die ‚politisch-historischen‘ Beziehungen (wie Anm. 69), 107 vertreten wurde, siehe die kritischen Einwände in den Arbeiten von Helck, Die Beziehungen Ägyptens und Vorderasiens zur Ägäis (wie Anm. 64), 25f., Haider, Griechenland – Nordafrika (wie Anm. 16), 5f. und Haider, Die Peloponnes (wie Anm. 12), 155f.

<sup>72</sup> Dies würde bedeuten, daß die betreffende Kykladeninsel entweder zu Tanaja oder zu Kaftu gezählt wurde.

<sup>73</sup> So im Alaksandu-Vertrag (KUB XXI, 1 III 31f., §17). Um dieser Angabe in den Quellen die geographische Dimension nehmen zu können, behauptet Starke, Troia im Kontext (wie Anm. 1), 456 (ebenso F. Starke, Troia im Machtgefüge

östlich von Dardanja gelegen haben. Auf jeden Fall muß es methodisch und sachlich fragwürdig bleiben, eine Rekonstruktion der historischen Geographie Westkleinasiens für die zweite Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. vorzunehmen, ohne die einschlägigen Nachrichten in den ägyptischen Quellen, die längst in die Fachdiskussion eingebracht wurden, zu berücksichtigen, wie dies zuletzt von Starke, Hawkins, Korfmann und Latacz praktiziert wurde.

[wie Anm. 1], 40, 45), daß mit der Bezeichnung Land «keinerlei historisch-politische Grundlage» verbunden, sondern ihre Grundlage in der «Gemeinsamkeit sicherlich vor allem in der Sprache begründet» gewesen sei. Wohl deswegen avanciert für ihn auch der Fund des kleinen Knopfsiegels mit hethitisch-luwischer Beschriftung aus dem Schutt der Siedlung Troia VIIb2 (ausgehendes 13. Jh.) zum Beweisstück für die Zugehörigkeit der damaligen Bevölkerung in der Troas «im 2. Jt.» insgesamt zur luwischen Sprachgemeinschaft. Andererseits sei nach Starke (a. a. O 460) «unter *Land* nicht etwa das Volk ... , sondern ... die Königssippe zu verstehen»; ebenso Starke, Troia im Machtgefüge (wie Anm. 1), 40, 44, worin ihm Korfmann und Latacz folgen (siehe oben mit Anm. 2-4).

# Ahhiyawa – Land der homerischen Achäer im Krieg mit Wiluša?\*

SUSANNE HEINHOLD-KRAHMER

## I. Wiluša und Ahhiyawa

Bei der Beschäftigung mit dem hethitisch bezeugten Land Wiluša (s. o. S. 146ff.) stößt man sowohl in wissenschaftlichen als auch in populär gehaltenen Publikationen zumeist unweigerlich auf das ebenfalls in den Tontafelarchiven von Hattuša (Boğazköy) überlieferte Land Ahhiyawa. Die anscheinend unverbrüchliche Verbindung zwischen Ahhiyawa und Wiluša, wie sie in der einschlägigen Literatur hergestellt wurde und wird, hat vor allem zwei Gründe.

Den wichtigsten liefert zweifellos ein geopolitischer Aspekt. Bei der Frage der Lokalisierung von Ahhiyawa spielt nach wie vor die schon von Albrecht Goetze,<sup>1</sup> einem renommierten Forscher der ersten Hethitologengeneration, festgestellte Tatsache eine nicht unwesentliche Rolle, nämlich: «daß die Beziehungen zwischen den Hethitern und Ahhiyawa niemals direkt sind, sondern daß sie stets durch das Medium der Arzawa- oder der Lukkaländer gehen.» Wiluša aber zählte zu Beginn des 13. Jahrhunderts v. Chr. direkt zu diesen westkleinasiatischen Arzawa-Ländern und wurde auch ansonsten in den hethitischen Quellen nur in Verbindung mit Arzawa, Lukka und weiteren Gebieten im westlichen Teil Kleinasiens genannt (s. o. S. 150ff.). Es befand sich im Umfeld von Ländern, in denen die politischen Interessen Ahhiyawas und Hattis aufeinanderstießen und die offenbar auf dem Landweg geographisch kaum zu umgehen waren, wenn die bezeugten diplomatischen Kontaktaufnahmen zwischen Hatti und Ahhiyawa erfolgen sollten. Allein schon deshalb konnte Wiluša in geographischen und histori-

\* Zu den im folgenden genannten hethitischen Orten, Königen sowie einigen Abkürzungen s. o. S. 166ff. Anhang.

<sup>1</sup> Kleinasien<sup>2</sup> (München 1957) 183; ähnlich schon Kleinasien<sup>1</sup> (München 1933) 172.

schen Untersuchungen, die sich mit Ahhiyawa befaßten, kaum fehlen. Hinzu kam wohl auch, daß es häufig als das am weitesten von Hatti entfernte Arzawa-Land galt (s.o. S. 153). Daher wurde es zumindest gedanklich näher an das offenbar noch ferner gelegene Ahhiyawa herangerückt.

Ein weiterer wesentlicher Grund lag für manche Fachleute und auch interessierte Laien in einer hauptsächlich aufgrund lautlicher Assoziationen vermuteten Parallelität. Man nahm an, die Länder Wiluša und Ahhiyawa entsprächen der im homerischen Epos besungenen kleinasiatischen Stadt Ilios (Troia) und dem Land ihrer griechischen Angreifer, die dort unter anderem unter dem Namen Achäer erscheinen.

Auch in dem Buch *Troia und Homer*<sup>2</sup> von J. Latacz wird neben Wiluša dem Lande Ahhiyawa besondere Beachtung zuteil.<sup>3</sup> Im Anschluß an die Feststellung, daß der Name der in der *Ilias* angegriffenen Stadt Ilios (Troia) historisch gewesen sei, und zwar «*wegen der nachgewiesenen Identität von Wiluša = Wilios*», fährt er fort: «*Dann aber liegt nichts näher, als davon auszugehen, daß auch die Namen der Angreifer in der Ilias nicht erfunden sind. Die Angreifer kommen aus demjenigen Gebiet, das wir als ‹Griechenland› bezeichnen – jedenfalls im großen ganzen ...*» (S. 150). Die drei Namen, unter denen die griechischen Aggressoren im homerischen Epos erscheinen, nämlich Achaioí, Danaoí und Argeioí, seien also ebenfalls geschichtlich (z.B. 150ff.). Insbesondere die Gleichsetzung der homerischen Achai(w)oí mit den Bewohnern des in den hethitischen Texten bezeugten Landes Ahhiyawa werde heute kaum noch von irgend jemandem bezweifelt, ja von Seiten der Hethitologie und Archäologie gelte sie als gesichert. Die lange wissenschaftliche Kontroverse darüber könne heute als abgeschlossen gelten (S. 152).<sup>4</sup>

2 Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels (München u. Berlin 2001).

3 Troia und Homer (wie Anm. 2) 150ff. und zwar im Rahmen des Kapitels *«Die Gegenseite: ‹Achaier und ‹Danaer – zwei Namen werden rehabilitiert»* (im folgenden fortlaufenden Text mit Seitenangaben zitiert).

4 Die Geschichtlichkeit des Namens Danaoí ergibt sich nach Latacz (wie Anm. 2, 160ff., unter Berufung auf E. Edel, P. W. Haider und G. A. Lehmann) aus ägyptischen Quellen, wonach «*zumindest im 15. und 14. Jahrhundert v. Chr. auf der Peloponnes ein offenbar weiträumiges Reich von Danaja*» existiert habe, dessen Hauptort Mykene gewesen sei (l.c. 165). Die dritte bei Homer zu findende Gesamtbezeichnung der Griechen als Argeioí sei auf den Namen des Zentrums dieses Reiches, auf Argos, zurückzuführen (165f.).

Diese Argumentation weist jedoch zwei gravierende Schwächen auf, die sein mit Bestimmtheit vorgetragenes Resultat: «*Homers Handlungskulisse ist historisch*» (S. 169ff.) keineswegs gerechtfertigt erscheinen lassen. Zum einen ist das Problem, ob Wiluša in der Troas lokalisiert werden kann, entgegen seiner Behauptung noch nicht definitiv gelöst (s. o. S. 150ff.). Zum anderen kann heute zwar der von vielen Forschern vertretenen Auffassung, bei den Leuten von Ahhiyawa habe es sich um mykenische Griechen gehandelt, große Wahrscheinlichkeit zugebilligt werden, doch steht ein stringenter Beweis noch immer aus. Solange dies der Fall ist, wird vermutlich auch die Kontroverse um die Gleichsetzung des ausschließlich in hethitischen Texten in dieser Form belegten Landes Ahhiyawa (älter: Ahhiya) mit dem Land der homerischen Achaioí kaum als abgeschlossen gelten können.<sup>5</sup>

Obgleich Latacz zu Ende seines Buches (S. 341f.) einräumen muß, daß «wirklich Verbindliches über die Historizität des ‹Troianischen Krieges›» derzeit noch immer nicht gesagt werden könne, gelangt er doch zum Resultat, daß ein solcher Krieg wahrscheinlich sei, ja er empfindet «die Fülle der Indizien» hierfür beinahe schon als «erdrückend». Selbst wenn die Namen sowohl des Kriegsschauplatzes als auch der Belagerer von Ilios bei Homer auf die der Länder Wiluša und Ahhiyawa in den hethitischen Quellen zurückgehen sollten, kann dies keinesfalls gleichzeitig die Wahrscheinlichkeit der Historizität des Troianischen Krieges implizieren. Um diesen Krieg in Homers Epos als historisches Ereignis wenigstens einigermaßen wahrscheinlich machen zu können, müßte anhand jener hethitischen Quellen auch zweifelsfrei nachgewiesen werden, daß es Kontakte, insbesondere feindlicher Art, zwischen Ahhiyawa und Wiluša gegeben hat. Doch das ist derzeit nicht möglich. Art und Zustand der einschlägigen Texte erlauben bestenfalls Spekulationen. Ehe hierauf eingegangen werden kann (s. u. 4.), bedarf es einiger Erläuterungen zur Ahhiyawa-Frage und zum heutigen Stand der Ahhiyawa-Forschung.

<sup>5</sup> Siehe vor allem G. Steiner, Neue Überlegungen zur Ahhiyawa-Frage, in: X. Türk Tarih Kongresi'nden ayribasim (Ankara 1990) 523ff.; ders., A-KA-WI-JA-DE, in: E. de Miro, L. Godart, A. Sacconi, Atti e memorie del Secondo Congresso Internazionale di Micenologia – Roma/Napoli, 14–20 ottobre 1991 (Rom 1996) 511ff.; A. Ünal, Two peoples on both sides of the Aegean Sea: Did the Achaeans and the Hittites know each other?, in: Bulletin of the Middle Eastern Culture Centre in Japan 4 (Wiesbaden 1991) 14ff.

## 2. Zur Ahhiyawa-Frage

Der Streit um Ahhiyawa hatte sich an Emil Forrers «Griechenthesen» entzündet. In seinen Artikeln mit den sensationellen Titeln *Vorhomeriche Griechen in den Keilschrifttexten von Boghazköi*<sup>6</sup> und *Die Griechen in den Boghazkōi-Texten*<sup>7</sup> hatte er 1924 vor allem folgendes behauptet:

Bei dem hethitisch bezeugten Ahhiyawa handle es sich um die keilschriftliche Wiedergabe des Landesnamens der in den homerischen Epen genannten Achäer. Es sei dafür eine nicht belegte frühgriechische Grundform \*Achāiwa vorauszusetzen. Zudem aber würden sich hinter einigen innerhalb der Ahhiyawa-Dokumente genannten Personennamen, wie Tawagalawa, Attar(ri)siya und Antarawa, die Namen von Helden der griechischen Sagen, nämlich Eteokles, Atreus und Andreus, verbergen. Auf diese und weitere Namen- und Wortgleichungen, wie z.B. Lazpa = griech. Lesbos, ayawalaš = griech. aí(w)olos (Äolier) und kuirwanaš = griech. koír(w)anos (nach Forrer «unabhängiger Herrscher») stützte sich seine Hypothese von einem von Großkönigen regierten griechischen Großreich im 14. und 13. Jh. v. Chr., dessen Zentrum zunächst in Orchomenos (Böotien), dann in Mykéne (Argolis) gelegen sei, und das in Kleinasien im Bereich des späteren Pamphylien eine Kolonie besessen habe.

Seine Thesen wurden von vielen Gelehrten, darunter vor allem Historikern, oft ganz ohne Kenntnis der noch unveröffentlichten einschlägigen Keilschriftquellen als Fakten übernommen. Galt doch Forrer damals weit und breit als der beste Kenner der Boğazkōy-Texte. Manche knüpften sogar neue weitreichende Hypothesen an seine vermeintlich sichereren Ergebnisse an. Dies wird aus zahlreichen Publikationen jener Jahre deutlich, mit Titeln wie z.B.: *Tantale, roi des Hittites*<sup>8</sup> oder *Perseus and the Achaeans in the Hittite tablets*<sup>9</sup>. Mehrere Historiker sahen sich jedenfalls durch Forrers Entdeckungen in ihrer Hoffnung bestätigt, aus den hethitischen Dokumenten wichtige Aufschlüsse über die noch stark im Dunkeln liegende griechische Frühgeschichte gewinnen zu können. Einer interessierten Öffentlichkeit wurden noch im Jahr 1924 Nachrichten folgender Art signalisiert: «Es scheint ein neues

6 Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft 63 (1924) 1ff.

7 Orientalische Literaturzeitung 27 (1924) 113ff.

8 So G. Poisson, in: Revue Archéologique 22 (1925) 75ff.

9 So A. H. Sayce, in: Journal of Hellenic Studies 45 (1925) 161ff.

*Licht über der griechischen Heroenzeit aufzugehn!»<sup>10</sup> oder «Die homerischen Helden dürfen wir nunmehr als geschichtliche Persönlichkeiten begrüßen.»<sup>11</sup>*

Versuche, in außerhalb Griechenlands entdeckten Quellen aus dem 2. Jahrtausend v. Chr. Hinweise auf die älteste Geschichte der Griechen zu finden, reichten schon bis ins 19. Jh. zurück. Der «Ahhiyawa-Frage», wie die in den späten 1920er Jahren einsetzende Kontroverse für und wider Forrers «Griechenhypothese» häufig bezeichnet wurde, war längst die «Question Achéenne» vorausgegangen, die auch noch in der Ahhiyawa-Kontroverse eine gewisse Rolle spielte.<sup>12</sup> Dabei handelte es sich ursprünglich um die Frage, ob einer bereits 1867 geäußerten Hypothese von E. de Rouge<sup>13</sup> zuzustimmen sei oder nicht. Dieser französische Forscher hatte die in ägyptischen Fremdländerlisten der späten Bronzezeit entdeckten 'ikjws (moderne Transkription: 'j-q3-(jj)-w3-s3, auch Aqai(ja)waša gelesen) mit den homerischen Achäern gleichzusetzen versucht, und viele schlossen sich ihm an. Die Aktionen dieser 'ikjws wiesen in den östlichen Mittelmeerraum. Allerdings hatte der Universalhistoriker Ed. Meyer<sup>14</sup> 1884 eingewandt, daß sie nach ägyptischen Angaben beschnitten und daher gewiß nicht Griechen gewesen seien. Hinzu kam ferner, daß der Achäername später (im 1. Jahrtausend v. Chr.) nicht nur in Griechenland selbst und auf einigen Inseln, wie auf Zypern und Rhodos, bezeugt war, sondern daß ihn nach antiken Quellen auch ein westkaukasisches Volk trug.<sup>15</sup> So bestand Uneinigkeit hinsichtlich der Herkunft des Namens. In den Fragen, ob die Achäer ursprünglich Griechen gewesen seien, ob sie mit den Trägern der mykenischen Kultur identisch gewesen seien, ja ob die Mykener selbst Griechen gewesen seien, war noch keine Einigkeit erzielt worden, als Forrer 1924 das im 13. und 14. Jahrhundert keilschriftlich bezeugte

- <sup>10</sup> U. Wilcken, Griechische Geschichte (München und Berlin 1924) 233.
- <sup>11</sup> H. Schmid, Vorgeschichte Europas (Natur und Geisteswelt – Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen 571), Leipzig und Berlin 1924, 105.
- <sup>12</sup> Siehe z. B. R. Weill, Les Achéens d'Asie Mineure, in: Journal Asiatique 216 (1930) 75ff.; F. Sommer, Die Ahhiyavā-Urkunden (München 1932) 358ff.; P. Kretschmer, Die Hypachäer, in: Glotta 21 (1933) 213ff.
- <sup>13</sup> Revue Archéologique (Neue Folge) 16 (1867) 39, 43 u. 95f.
- <sup>14</sup> Geschichte des Altertums I (Stuttgart 1884) 313; Unsicherheit in dieser Frage kommt jedoch in der 1928 erschienenen Neuauflage II. r<sup>2</sup>, 559, zum Ausdruck.
- <sup>15</sup> Zu diesem s. W. Tomaschek, Paulys Realencyclopädie der Classischen Altertumswissenschaft I. 1 (1893) 204f., Stichwort: *Achaioi*.

Aḥhiyawa mit dem Land jener Achäer gleichsetzte, die fast ein halbes Jahrtausend später in der homerischen Dichtung als Griechen auftraten.

Sehr skeptisch standen seinen Aufstellungen schon bald drei besonders verdiente Vertreter der damals sehr jungen Disziplin Hethitologie gegenüber: J. Friedrich,<sup>16</sup> A. Goetze<sup>17</sup> und F. Sommer. Letzterer legte 1932 eine Bearbeitung und Überprüfung aller damals bekannten Aḥhiyawa-Texte in seinem Buch mit dem Titel *Die Aḥhiyavā-Urkunden* vor. Er ging darin strengstens mit Forrers Thesen ins Gericht und gelangte zum Ergebnis, daß weder seine sprachlichen Gleichungen noch seine auf die hethitischen Quellen gestützten geographischen und historischen Argumente eine Lokalisierung von Aḥhiyawa in Griechenland gestatteten.<sup>18</sup> Mit Friedrich und Goetze teilte er die Meinung, daß es sich dabei um ein autochthones kleinasiatisches Land gehandelt haben müsse, dessen genauere Lokalisierung allerdings strittig sei.<sup>19</sup> Zwar sei es von Ḫatti unabhängig gewesen, doch ergäbe sich aus dem sogenannten Tawagalawa-Brief (KUB 14.3) weder eine Großmachtstellung noch ein Großkönig als Herrscher dieses Landes.<sup>20</sup> Er vermutete das Zentrum von Aḥhiyawa in Pamphylien oder Kilikien an der Südküste Kleinasiens, wodurch es, wie er feststellte, den Gegenden an der Westküste «ferner gerückt» war, wo man bereits «jene etwas bedeutsameren verstreuten Spuren griechischer Besiedlung» wahrgenommen hatte.<sup>21</sup> Später ließ er sich sogar zu der durch nichts zu belegenden Behauptung hinreißen, die Hethiter seien an der Gegend von Milet nicht interessiert gewesen und es gäbe keinerlei Anhalt, daß sie jemals in diese Gegend gekommen seien.<sup>22</sup>

Zweifellos hatte Forrer mit der Lokalisierung der vermuteten Kolonie Aḥhiyawas in Pamphylien und von Arzawa und den zugehörigen Ländern in Kilikien nicht nur einen, wie sich zeigen sollte (s. u. S. 201), falschen Weg eingeschlagen, sondern auch einen, der seiner Griechen-

<sup>16</sup> Kleinasiatische Forschungen I. 1 (1927) 87ff.

<sup>17</sup> Madduwattaš, in: Mitteilungen der Vorderasiatisch-Ägyptischen Gesellschaft 32 (Leipzig 1927) 53ff.

<sup>18</sup> F. Sommer, Aḥhiyavā-Urkunden (wie Anm. 12) 358f. und (seine Ergebnisse zusammenfassend) 376ff.

<sup>19</sup> Aḥhiyavā-Urkunden 358 u. 376; ähnlich Friedrich (wie Anm. 16) 93f.; Goetze, Madduwattaš (wie Anm. 17) 154.

<sup>20</sup> Aḥhiyavā-Urkunden 377.

<sup>21</sup> Aḥhiyavā-Urkunden 379; Sommer spielte auf Orte mit mykenischen Funden, insbesondere auf Milet an (378).

<sup>22</sup> F. Sommer, Aḥhiyavā und kein Ende?, in: Indogermanische Forschungen 55 (1937) 273; ähnlich Friedrich, Orientalische Literaturzeitung 37 (1934) 23.

hypothese sehr zum Nachteil gereichte. Lag er damit doch ebenso wie sein Gegner Sommer weitab von bereits entdeckten oder zumindest vermuteten mykenischen Niederlassungen an der Westküste.

Daß Forrers Kontrahenten bei ihrer angesichts des damaligen Forschungsstandes überwiegend berechtigten Kritik an seiner Arbeitsmethode jedoch auch einige seiner Argumente zu Unrecht ablehnten, wird heute kaum mehr bezweifelt. Bereits 1938 konnte der polnische Forscher R. Ranošek<sup>23</sup> anhand zweier Abschnitte des sogenannten Tawagalawa-Briefes (KUB 14.3 II 11–15 u. IV 53–56) zu Forrers Gunsten nachweisen, daß der König von Ahhiyawa dort vom König von Ḫatti als ebenbürtiger Großkönig angesehen und auch so bezeichnet wurde. Dieses Ergebnis nahmen Forrers Gegner damals nicht zur Kenntnis.

Eine spitzfindige und emotionsbeladene Kontroverse fand zwischen Sommer<sup>24</sup> und dem Wiener Indogermanisten Kretschmer<sup>25</sup> statt. Letzterer suchte Ahhiyawa in Kilikien, da die dortigen Bewohner nach einem Hinweis Herodots (VII 91) in alter Zeit Hypachaioí geheißen hätten, was nach Kretschmer soviel wie «*Mischachäer*», «*barbarisierte Griechen*» bedeutete. Kilikien sei also im 13. u. 14. Jh. von frühen griechischen Kolonisten bewohnt worden, die sich mit der kleinasiatischen Bevölkerung vermischt hätten. Diesen Thesen widersprach Sommer aufs heftigste. Er griff auch die Ergebnisse des Althistorikers F. Schachermeyr an,<sup>26</sup> der in seinem 1935 in Leipzig erschienenen Buch *Heithiter und Achäer* versucht hatte, eine vermittelnde Position zwischen beiden Lagern einzunehmen. In diesem hauptsächlich von historischen und archäologischen Argumenten getragenen Werk kam klar zum Ausdruck, daß Ahhiyawa eine bedeutende Seemacht gewesen sein mußte (z. B. S. 50ff.). Auch konnte Schachermeyr herauszustellen, daß die Aktivitäten dieses Landes im östlichen Mittelmeer in gleichen Gebieten und im gleichen Zeitraum (14. und 13. Jh.) stattfanden wie die der mykenischen Griechen (z. B. S. 168). Er gelangte schließlich zum Ergebnis (S. 169f.), daß die Identität der Leute von Ahhiyawa mit griechischen Achäern und gleichzeitig Mykene als Sitz des Königs von Ahhiyawa zwar ein hohes Maß an Wahrscheinlichkeit beanspruchen könnten, daß jedoch ein stringenter Beweis noch ausstehe. Durch sein

<sup>23</sup> Indogermanische Forschungen 56 (1938) 38f.

<sup>24</sup> Ahhiyawāfrage und Sprachwissenschaft (München 1934); Ahhiyawā und kein Ende? (wie Anm. 22) 169ff.

<sup>25</sup> Die Hypachaer, in: Glotta 21 (1933) 213ff.; Nochmals die Hypachaer und Alakš-anduš, in: Glotta 24 (1936) 203ff.

<sup>26</sup> Ahhiyawā und kein Ende? (wie Anm. 22), 269ff.

Werk wurde eines mehr als deutlich: Auch die Argumentation gegen ein griechisches Ahhiyawa war nicht frei von Hypothesen.

Dies hatte schließlich wohl auch Sommer eingesehen, denn am Ende seiner pamphletartigen Schrift *Ahhijavā und kein Ende?* (wie Anm. 22) schlug er vor, die Diskussion einzustellen und «*abzuwarten, ob die Zukunft einmal Besseres und Anderes, sei es in Richtung auf kleinasiatische Achaeer, sei es auf die europäische Großmacht*» beisteuere (S. 287). Bereits 1934 hatte er dem Indogermanisten Kretschmer gegenüber gefordert, «*die Ahhijavā-Leute müßten durch andere Tatsachen als den Namensanklang beweisen, daß sie wirklich Achaeer sind.*»<sup>27</sup> Er stellte eine Verständigung in Aussicht für den Fall, daß drei Forderungen erfüllt werden könnten, und zwar:<sup>28</sup>

1. wenn Ahhiyawa geographisch genau durch Boğazköy- oder sonstige Funde lokalisiert werden könne,
2. wenn archäologische Funde eine starke und einflußreiche griechische Kolonisation schon zur Hethiterzeit erweisen würden,
3. wenn griechische Siedler sich durch Personennamen von besserer Qualität als Tawagalawaš legitimierten.

Eine baldige Erfüllung dieser Bedingungen Sommers stand damals nicht in Aussicht und die Diskussion um Ahhiyawa war, wie richtig festgestellt wurde,<sup>29</sup> an einem «*toten Punkt*» angelangt. Im deutschsprachigen Raum berief sich nun die Mehrzahl der Hethitologen über Jahrzehnte hinweg auf den Sommerschen Standpunkt.

### 3. Zum heutigen Stand der Ahhiyawa-Forschung – Neuere Ergebnisse und offene Fragen

Daß man sich seit den letzten zwei Jahrzehnten in zunehmendem Maße wieder der Ahhiyawa-Forschung zugewandt hat, ist nicht auf sensationelle Neufunde umfangreicher Keilschriftquellen speziell zu diesem Land zurückzuführen. Wichtig für die heutige Forschungslage ist vielmehr, daß inzwischen in verschiedenen Bereichen in und außerhalb der Hethitologie wichtige Vorarbeiten geleistet und dadurch Teilergebnisse erzielt werden konnten, die zwischen 1924 und 1937 noch

27 Ahhijavāfrage (wie Anm. 24), 91f.

28 Diese Forderungen (Ahhijavāfrage, wie Anm. 24, 92) können hier nur in verkürzter Form wiedergegeben werden.

29 Sommer, Ahhijavā und kein Ende (wie o. Anm. 22) 287.

nicht verfügbar waren. Im folgenden kann nur auf einige Aspekte eingegangen werden.

Die Entschlüsselung der mykenischen Linear B-Texte im Jahr 1952 durch M. Ventris und J. Chadwick und der dadurch erbrachte Nachweis, daß die Sprache dieser Texte ein frühgriechisches Idiom darstellte, veranlaßte viele Forscher, sich wieder der Ahhiyawa-Frage zuzuwenden. Wegen des wachsenden Bestands an Linear B-Texten und deren fortschreitender sprachlicher Erschließung ergab sich nicht nur ein klareres Bild von der Bedeutung des mykenischen Griechenland, seiner Expansion im östlichen Mittelmeer und der Möglichkeit mykenisch-kleinasiatischer Beziehungen. Es zeigte sich dabei auch, daß Sommers strikte Ablehnung von Identifizierungen keilschriftlich bezeugter Eigennamen mit griechischen nicht berechtigt war.<sup>30</sup> Dies ergab sich vor allem im Falle der Forrerschen Gleichung von hethitisch Tawagalawaš = griechisch Eteokles und Kretschmers Identifizierung von hethitisch Alakšanduš = griechisch Aléxandros (s. o. S. 146 u. 196). Das mykenische Patronymikon E-te-wo-ke-re-we-i-jo erwies die von Forrer 1924 für Eteokles angenommene frühgriechische Namensform \*Etewoklewes als durchaus realistisch und damit die Entsprechung von hethitisch Tawagalawa als möglich.<sup>31</sup> Belegt ist zudem die frühgriechische Existenz des weiblichen Pendants zu Aléxandros, und zwar in der mykenischen Schreibung a-re-ka-sa-da-ra = Alexándra.<sup>32</sup> Dadurch erscheint auch der Schluß auf ein Vorkommen des Namens Aléxandros schon im 13. Jh. v. Chr. möglich, was Sommer entschieden in Abrede gestellt hatte.

Ein wichtiges Ergebnis, das bahnbrechend für die weitere Erschließung der Geographie des hethiterzeitlichen Kleinasiens und wichtig zugleich für die neuere Ahhiyawa-Forschung werden sollte, legte Goetze 1940 in seinem Buch über das Land Kizzuwatna vor.<sup>33</sup> Durch die Lokalisierung dieses Landes in Kilikien wurde Kretschmers dortige Plazierung von Ahhiyawa, die auch Sommer erwogen hatte, ebenso

<sup>30</sup> Siehe z. B. Die Ahhijavā-Urkunden (wie Anm. 12) 365ff.

<sup>31</sup> Hierzu W. Röllig, Achäer und Trojaner in hethitischen Quellen?, in: I. Gamar-Wallert, Troia – Brücke zwischen Orient und Okzident (Tübingen 1992) 195f. unter Verweis auf J. Chadwick, L. Baumbach, The Mycenaean Greek Vocabulary, in: Glotta 41 (1963) 195.

<sup>32</sup> Hierzu ausführlich O. Szemerényi, in: F. Imparati, Studi di storia e di filologia anatolica dedicati a G. Pugliese Carratelli (Florenz 1988) 281ff.

<sup>33</sup> Kizzuwatna and the problem of Hittite Geography, in: Yale Oriental Series – Researches 22 (New Haven 1940).

hinfällig wie Forrers dortiger Ansatz von Arzawa. Es steht heute nicht nur fest, daß das ans Meer grenzende Arzawa-Gebiet westlich von Kilikien gesucht werden muß. Aus der 1986 entdeckten Bronzetafel von Boğazköy (s. o. S. 159 Anm. 57) konnte in Verbindung mit weiteren Texten geschlossen werden, daß auch die im 13. Jh. neugeschaffene hethitische Sekundogenitur Tarhuntashša unmittelbar westlich von Kizzuwatna an die Südküste Kleinasiens grenzte und daran anschließend noch das Gebiet von Lukka (wohl im lykischen, vielleicht auch noch karischen Gebiet) einen oder sogar den restlichen Bereich dieser Südküste eingenommen haben dürfte (s. o. S. 159f.). Somit grenzte Arzawa wahrscheinlich an die Westküste. Damit war die Wahrscheinlichkeit beträchtlich gewachsen, daß die Ausgangsbasis für die in hethitischen Texten bezeugten Aktivitäten Ahhiyawas noch weiter westlich zu suchen sei.

Daß sich in Milawanda die Interessensphären von Ahhiyawa und Hatti überschnitten, wußte man seit den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Ebenso war bekannt, daß dort zum Zeitpunkt des so genannten Tawagalawa-Briefes (s. u. S. 203) Untertanen des Königs von Ahhiyawa ansässig waren, ohne daß Milawanda in Ahhiyawa selbst oder zumindest in dessen zentralem Bereich gelegen zu haben schien. Schon B. Hrozný<sup>34</sup> und F. Schachermeyr<sup>35</sup> hatten versucht, Milawanda mit dem karischen Milet zu identifizieren, und zwar einerseits wegen der Küstennähe beider, andererseits jedoch auch aufgrund der archäologischen Hinweise auf mykenische Präsenz in Milet, die die Hypothese von einer griechischen Herkunft der Ahhiyawa-Leute in Milawanda dann stützen konnten. Heute gibt es nach wie vor nur drei Texte, die Milawanda/Milawata erwähnen, und die einem Zeitraum von ca. 100 Jahren entstammen (ca. 1320–1220/10). Es handelt sich:

- um einen nur fragmentarisch erhaltenen Abschnitt (KUB 14.15 I 23'–27') in den sog. Ausführlichen Annalen des Hethiterkönigs Muršilis II. (zu Beginn seines 3. Regierungsjahres nach ca. 1320 v. Chr.).<sup>36</sup> Diese Stelle berührt einen Konflikt zwischen Hatti und Arzawa, in den auch der König von Ahhiyawa (24') und das Land Milawanda (24') verwickelt waren. Die von Muršili zu einer Strafaktion entsandten Feldherrn Gulla und Mala-ziti fielen in ein Land (Milawanda ?) ein, und zogen mit Beute wieder ab (26').<sup>37</sup>

<sup>34</sup> Archív Orientální 1 (1929) 329f.

<sup>35</sup> Hethiter und Achäer (Leipzig 1935) 24 Anm. 1, 53ff., 68, 100f., 166.

<sup>36</sup> Götze, AM 36ff.

<sup>37</sup> Hierzu Heinhold-Krahmer, Arzawa – Untersuchungen zu seiner Geschichte

- um den sog. Tawagalawa-Brief (KUB 14.3).<sup>38</sup> Dieser stellt wahrscheinlich nicht einen in dieser Form tatsächlich abgesandten Brief dar, sondern nur die dritte Tafel eines Briefentwurfs oder eines Argumentationskonzepts für den Gesandten<sup>39</sup> des Königs von Hatti. Letzterer ist wohl Ḫattušili III. (hierzu u. Anm. 48). Adressat ist ein dem König von Hatti ebenbürtiger König von Ahhiyawa, dessen Name ebenfalls nicht erhalten ist. Aus Milawanda war (laut Text) Piyamaradu vor dem ihn verfolgenden König von Hatti zu Schiff entflohen (I 58ff.), und zwar zum König von Ahhiyawa. Die Auslieferung Piyamaradus ist das dringendste Anliegen des Königs von Hatti (z. B. II 21ff.; II 56ff.). Jener Unruhestifter fiel nämlich ständig in von Hatti beanspruchtes Gebiet ein (z. B. I 51) und zwar z. B. in Lukka (I 1ff.). Auch plante er von seinem Zufluchtsort in Ahhiyawa aus Überfälle auf die Länder Karkiya und Maša (III 52ff.). Dabei wollte er seine Familie in Ahhiyawa zurücklassen, wo sie anscheinend sicher vor dem Zugriff der Hethiter war. In Milawanda residierten damals als Untertanen und Repräsentanten des Königs von Ahhiyawa Atpa und Awayana, die Schwiegersöhne des Piyamaradu waren (I 62ff.).
- um den sog. Milawata-Brief (KUB 19.55 + 48. 90; Belege Rs. 47/45' u. 49/47'),<sup>40</sup> als dessen Absender Tuthaliya IV. von Hatti (ab ca. 1235 v. Chr.) gilt. Als Adressat wird entweder ein Fürst von Milawata (= Milawanda) oder eines daran angrenzenden Arzawa-Landes, am ehesten Mira, vermutet, den der König von Hatti aber offenbar nicht als ebenbürtigen Herrscher behandelt.<sup>41</sup> Es geht dort um Grenzstreitigkeiten zwischen dem König von Hatti und dem Vater des Adressaten (Vs. 6ff.), die in den Lukka-Bereich weisen dürften, sowie um Grenzfestlegungen im Bereich von Milawata selbst (Rs. 47/45'ff.). Auch findet sich eine wohl rückblickende Erwähnung Piyamaradus (Rs. 10/8') und es kommt (Rs. 40/38'ff.) die Angelegen-

nach den hethitischen Quellen, in: Texte der Hethiter 8 (Heidelberg 1977) 97ff. mit früherer Literatur.

<sup>38</sup> Bearbeitet von F. Sommer, Ahhiyawā-Urkunden (wie Anm. 12) 2ff.

<sup>39</sup> Vgl. Heinhold-Krahmer, Zur Erwähnung Šahurunuwas im «Tawagalawa-Brief», in: Eothen 11 (2002) 360.

<sup>40</sup> Bearbeitet bei Sommer, Ahhiyawā-Urkunden (wie Anm. 12) 198ff.; vgl. ferner o. S. 151, Anm. 30.

<sup>41</sup> Hierzu H. G. Güterbock, Troy in Hittite texts? in: M.J. Mellink, Troy and the Trojan War (Bryn Mawr 1986) 38; ferner T.R. Bryce, The kingdom of the Hittites (Oxford 1998) 340ff. mit früherer Literatur; vgl. auch F. Starke, Troia (wie o. S. 148, Anm. 12) 454.

heit des zum Adressaten geflüchteten Königs von Wiluša namens Walmu zur Sprache (s.o. S. 151), dessen Wiedereinsetzung in die Herrschaft über Wiluša der König von Hatti fordert.

Diese spärlichen Quellen bezeugen neben einer wechselnden Orientierung Milawandas in Richtung Hatti und Aḥhiyawa auch politische und geographische Beziehungen dieses Küstenlandes zum Lukka- und Arzawa-Bereich. Aufgrund der geographischen Implikationen plädiert die Mehrzahl der Forscher heute für eine Identifikation von Milawanda/Milawata mit Milet (Karien) und seiner Umgebung.<sup>42</sup> Die Bedeutung Miles zur Spätbronzezeit steht nach den neueren Grabungsergebnissen von W.-D. Niemeier<sup>43</sup> außer Frage, auch wenn nicht jede seiner Kombinationen aus dem archäologischen Befund und historischen Hinweisen in den genannten Keilschrifttexten uneingeschränkte Zustimmung finden kann (vgl. o. S. 161 Anm. 67). Wenn das zur Zeit des sog. Tawagalawa-Briefes (um 1250) unter der Oberherrschaft von Aḥhiyawa stehende Milawanda tatsächlich an der Stelle des spätbronzezeitlichen Milet gelegen haben sollte, wäre auch erwiesen, daß es sich bei den Leuten von Aḥhiyawa um mykenische Griechen gehandelt hat. B. und W.-D. Niemeier konnten bereits nach den Milet-Grabungen von 1994 und 1995 feststellen,<sup>44</sup> daß ca. 95 % der Keramik aus dem von ihnen freigelegten Areal der zweiten Bauperiode mykenischen Charakters sind. Ehe man allerdings diese Gleichung bereits als erwiesene Tatsache präsentiert,<sup>45</sup> sollte man bedenken, daß für eine definitiv gesicherte Lokalisierung noch stringente Beweise, insbesondere die in Milawanda zu erwartenden textlichen Zeugnisse, fehlen.

In Sommers 1932 erschienenen *Aḥhiyawā-Urkunden* finden sich nur 16 Schriftstücke, in denen der Name Aḥhiyawa bzw. Aḥhiya ausdrücklich erscheint. Heute ist deren Anzahl auf ca. 25 angewachsen.<sup>46</sup> Doch

42 Literatur zu den diversen Lokalisierungen bei Heinhold-Krahmer, Reallexikon der Assyriologie 8 (1994) 188f. *Mila(n)wa*; ferner bei B. und W.-D. Niemeier, Milet 1994–1995, in: Archäologischer Anzeiger (1997) 246f.

43 B. u. W.-D. Niemeier (wie Anm. 42) 218ff. u. 244ff.; s. auch W.-D. Niemeier, The Mycenaeans in Western Anatolia and the problem of the origins of the Sea Peoples, in: S. Gitin, A. Mazar, E. Stern, Mediterranean peoples in transition, Festschrift für T. Dothan (Jerusalem 1998) 30ff.

44 Archäologischer Anzeiger (1997) 244.

45 Wie J. Latacz, Troia und Homer (wie Anm. 2) 155, M. Siebler, Troia. Mythos und Wirklichkeit (Stuttgart 2001) 142 und auch W.-D. Niemeier im Ausstellungskatalog Die Hethiter und ihr Reich (Bonn 2002) 294ff. unter dem Titel: Hattusa und Aḥhiyawā im Konflikt um Millawanda/Milet.

46 Nicht berücksichtigt sind Texte mit möglichen spärlichen Resten des Namens.

bieten die neu hinzugekommenen, überwiegend kleinen Textbruchstücke meist kaum mehr als den Namen des Landes. Der Zeitraum, über den sich die Nachrichten über Ahhiyawa erstrecken, umfaßt nach wie vor ungefähr das 14. und 13. Jh. v. Chr. Allerdings werden inzwischen, bedingt durch fortschreitende Erkenntnisse besonders im sprachlichen, paläographischen und historischen Bereich, einige wichtige Texte innerhalb dieser Phase zeitlich anders eingeordnet als früher. So datiert man nun den Madduwatta-Text (KUB 14.1) mit der Bezeichnung eines von Westkleinasien bis Alaşıya (Zypern) sein Unwesen treibenden Aggressors namens Attar(ri)šiya aus Ahhiyawa (Vs. 1) ins frühe 14. Jh. statt ins ausgehende 13. Jh., wodurch Ahhiyaya<sup>47</sup> entgegen Forrer die ältere Form gegenüber Ahhiyawa darstellt. Das wichtigste Ahhiyawa-Dokument, der schon erwähnte Tawagalawa-Brief, dürfte während der Regierung Hattušilis III.<sup>48</sup> (um etwa 1250) entstanden sein und kaum, wie früher vermutet, zur Zeit Muršilis II. oder Muwatallis II.

Besonders förderlich für die neuere Ahhiyawa-Forschung war die Auffindung einiger Fragmente, die eine wichtige Bezugsperson zwischen Ahhiyawa und Westkleinasien (und damit auch Hatti) nennen: den schon aus dem Tawagalawa-Text und weiteren Fragmenten bekannten Piyamaradu.<sup>49</sup> Diese Bruchstücke trugen sowohl zur inhaltlichen Aufhellung als auch zur weitgehenden Klärung der Datierung einiger bekannter Ahhiyawa-Dokumente bei.

Seit 1983 gelang es zudem von hethitologischer Seite, F. Sommer, dem erbittertsten Gegner der Griechenhypothese, Fehllesungen und Fehlinterpretationen an mehreren Stellen des Tawagalawa-Textes

<sup>47</sup> Ein weiterer Beleg noch in dem etwa gleichzeitigen Orakeltext KBo 16.97 Vs. 38: *Feind von Ahhiyaya*.

<sup>48</sup> Zu dieser Datierung (mit einschlägiger Literatur) s. H. G. Güterbock, Hittites and Akhaeans: A new look, in: Proceedings of the American Philosophical Society 128 (1984) 119 mit Anm. 25; mit weiteren Argumenten: Heinhold-Krahmer, Grazer Beiträge 22 (1998) 5f. Anm. 24; für eine frühere Datierung auf Hattušilis älteren Bruder Muwatalli II. traten allerdings wieder J. Freu, Hittites et Achéens, in: Centre de recherches comparatives sur les langues de la Méditerranée Ancienne, L. A. M. A. XI (Nice 1990) 32ff. und jüngst O. R. Gurney, The authorship of the Tawagalawas Letter, in: P. Taracha, Silva Anatolica, Festschrift für M. Popko (Warschau 2002) 133ff., ein.

<sup>49</sup> Hierzu I. Singer, Western Anatolia in the Thirteenth Century B.C. according to the Hittite sources, in: Anatolian Studies 33 (1983) 208ff.; Heinhold-Krahmer, Untersuchungen zu Piyamaradu (Teil I), in: Orientalia 52 (1983) 83ff., ferner dieselbe, Bedřich Hrozný und die Ahhiyaya-Frage, in: Archiv Orientální 67 (1999) 583f.

nachzuweisen. Es ergab sich unter anderem, daß die in Kol. I geschilderten Ereignisse und Unruhen im Westen nicht auf Tawagalawa oder irgendeine andere Person zu beziehen sind. Sie wurden von Piyamaradu ausgelöst.<sup>50</sup> Tawagalawa war jedoch, wie H.G. Güterbocks<sup>51</sup> Überprüfung von Kol. II 61 ergab, tatsächlich ein Bruder des Königs von Ahhiyawa. Dadurch ist neben dem oben erwähnten Attar(ri)šiya noch ein zweiter Name ahhiyawaischer Provenienz gesichert. Die schon 1938 von Ranošek (s. o. Anm. 23) getroffene Feststellung jedoch, daß der König von Ahhiyawa vom König von Hatti nicht nur als ŠEŠ-IA («mein Bruder»), sondern direkt als gleichgestellter Großkönig angesprochen wird, und daß Ahhiyawa somit in den Augen der Hethiter im 13. Jh. eine Großmacht dargestellt haben dürfte, wurde in neuerer Zeit wieder aufgegriffen<sup>52</sup> und selbst von entschiedenen Gegnern der Griechenhypothese akzeptiert.<sup>53</sup>

Einen wichtigen Hinweis zur Frage, ob Ahhiyawa in Kleinasien oder außerhalb gelegen hat, bietet nun ein 1984 publizierter Gelübde-Text (KUB 56.15), in dem ebenfalls Piyamaradu (Kol. II 18, 25 u. 28) genannt wird. Darin fleht die hethitische Großkönigin, wahrscheinlich Puduhepa, die Gattin Ḫattušilis III.,<sup>54</sup> bei einem Aufenthalt an der Meeresküste das Meer an, den Piyamaradu auszuliefern. Nun bemüht sich im erwähnten Tawagalawa-Text der König von Hatti, wohl besagter Ḫattušili III. (s. o. Anm. 48), beim König von Ahhiyawa um die Auslieferung seines ehemaligen Vasallen bzw. Untertans Piyamaradu. In Verbindung mit dem Gelübde-Text betrachtet befand sich dessen Zufluchtsort in Ahhiyawa folglich nicht auf dem kleinasiatischen Festland, sondern außerhalb davon, aus Sicht der hethitischen Königin eben «im Meer».

<sup>50</sup> So Singer (wie o. Anm. 49) 209ff.; Heinholt-Krahmer, Untersuchungen zu Piyamaradu (Teil II), in: *Orientalia* 55 (1986) 83ff.; W. Parker dagegen hat in seiner Kritik (*Orientalia* 68, 1999, 63ff.) wichtige Beweise übersehen.

<sup>51</sup> The Ahhiyawa problem reconsidered, in: *American Journal of Archaeology* 87 (1983) 136.

<sup>52</sup> Vgl. Güterbock, Hittites and Akhaeans (wie Anm. 48) 121 mit Anm. 32 (mit weiterer Literatur).

<sup>53</sup> Siehe z.B. G. Steiner, Neue Überlegungen zur Ahhiyawa-Frage (wie Anm. 5) 528; ders., «Großkönige» in Anatolien von Labarna-Ḫattušili I. bis zu den Achämeniden, in: *Eothen* 9 (2000) 169ff.; ferner A. Ünal, Two peoples on both sides of the Aegean Sea (wie Anm. 5) 35.

<sup>54</sup> Vgl. Heinholt-Krahmer, Bedřich Hrozný und die Ahhiyawa-Frage (wie Anm. 49) 583f.

Anhand dieser keineswegs vollständigen Zusammenstellung von Ergebnissen der neueren Ahhiyawa-Forschung läßt sich immerhin eines feststellen: Die drei Forderungen, die Sommer 1934 für den Nachweis eines von Griechen bewohnten Landes Ahhiyawa aufstellte (s. o. S. 200), sind zumindest teilweise erfüllt.

Zwar kann von einer exakten Lokalisierung Ahhiyawas noch immer nicht die Rede sein. Der Gelübdetext KUB 56.15 deutet aber zumindest indirekt auf eine Lage des Asyllandes von Piyamaradu, und damit Ahhiyawas, außerhalb von Kleinasiens hin. Ahhiyawas Aktivitäten auf kleinasiatischem Boden dürften aufgrund des derzeitigen Forschungsstandes in der historischen Geographie wahrscheinlich in der Hauptsache im westlichen und südwestlichen Küstenbereich erfolgt sein (s. o. S. 202ff.). Anstelle der nach Sommers Worten nur «*verstreuten Spuren*» griechischer Besiedlung des hethiterzeitlichen Kleinasiens haben neuere Grabungen durchaus handfeste Hinweise auf mykenische Präsenz, und zwar konzentriert auf den südwestlichen Küstenbereich Kleinasiens, insbesondere in Milet, erbracht. Außerdem hat sich inzwischen gezeigt, daß die Qualität des Namens Tawagalawa gar nicht so schlecht ist, wie Sommer behauptet hat. Er läßt sich ohne Schwierigkeit mit der frühgriechischen Form \*Etwoklewes in Verbindung bringen (s. o. S. 201).

Trotz interessanter neuer Ergebnisse in der Ahhiyawa-Forschung sehen wir uns jedoch nach wie vor mit einer Reihe von Problemen konfrontiert, von denen im Folgenden nur zwei angesprochen werden können.

a) Auch wenn die Wahrscheinlichkeit, daß es sich bei Ahhiyawa um ein Land mykenischer Griechen gehandelt hat, seit Sommers Zeiten beträchtlich gewachsen ist, so sind die Lage seines Zentrums und seine Größe noch unsicher. Die Tatsachen, daß der König von Ahhiyawa im sog. Tawagalawa-Brief als ein dem Hethiterkönig ebenbürtiger Großkönig dargestellt wird, und daß er ferner im Vertrag Tuthaliyas IV. mit Šaušgamuwa von Amurru (Nordsyrien) zunächst, wie im Text sichtbar,<sup>55</sup> unter den Herrschern der damaligen Großmächte, Ägypten, Babylonien und Assyrien, aufgeführt, dann aber vom Schreiber wieder getilgt wurde, muß nicht implizieren, daß es sich bei Ahhiyawa um ein diesen Großreichen entsprechendes Machtgebilde gehandelt hat. In den Augen der Hethiter und ihres Herrschers mag dieses Land zwar allmählich durchaus die Bedeutung einer bedeutenden, weil expandieren-

<sup>55</sup> KUB 23.1 IV 2f.; Bearbeitung von C. Kühne u. H. Otten, Der Šaušgamuwa-Vertrag, in: Studien zu den Boğazköy-Texten 16 (1971) 14f.

den, und somit auch bedrohlichen Macht, ähnlich wie Assyrien<sup>56</sup>, angenommen haben. Gewann Ahhiyawa doch im äußersten Westen Kleinasiens während des ausgehenden 14. und der ersten Hälfte des 13. Jhs. zunehmend an Einfluß, indem es z. B. Milawanda zeitweise unter seine Oberhoheit brachte und auch mit Ländern im Arzawa- und Lukka-Bereich in Kontakt trat. Solange jedoch dieses Land nur in hethitischen Dokumenten in Erscheinung tritt, ist unsicher, ob es im damaligen «Konzert der Großmächte» überhaupt auch nur für kurze Zeit einen Part gespielt hat. In Verbindung mit Ahhiyawa von einer «internationalen Großmacht» zu sprechen,<sup>57</sup> erscheint demnach gegenwärtig noch zu kühn.

Da die schon des öfteren geäußerte Idee eines spätbronzezeitlichen gesamtgriechischen Reiches unter der Hegemonie Mykenes durch die Linear B-Texte bislang nicht unterstützt zu werden scheint, hat S. Deger-Jalkotzy zu Recht festgestellt:<sup>58</sup> «Sollte daher der *hethit. Ländename Ahhiyawa* tatsächlich auf das griech. Festland zu beziehen sein, dann nicht im Sinne eines gesamtmyk. Reiches». Die Residenz des Königs von Ahhiyawa wird von Befürwortern der Griechenhypothese meist in einem der mykenischen Palastzentren vermutet, wobei gegenüber dem früher angenommenen Mykene<sup>59</sup> derzeit mehr und mehr Theben<sup>60</sup> favorisiert zu werden scheint.

<sup>56</sup> Die Anerkennung Assyriens als Großmacht, die von ägyptischer Seite bereits in der Amarna-Korrespondenz dokumentiert ist (s. C. Kühne, Die Chronologie der internationalen Korrespondenz von El-Amarna, in: Alter Orient und Altes Testament 17, Neukirchen-Vluyn 1973, 77f.), erfolgte von hethitischer Seite offenbar erst später, und zwar unter Muwatalli II., der den König von Assyrien in Al §14 unter den gleichgestellten Großkönigen nennt, und dann nach einer Unterbrechung erst wieder, als Assyrien zur Zeit Salmanassars I. (ca. 1263–1234) seinen Machtbereich so weit nach Nordwesten ausgedehnt hatte, daß es eine unmittelbare Bedrohung für hethitisches Gebiet westlich des Euphrat bot (s. Heinhold-Krahmer, Zu Salmanassars Eroberungen im Hurritergebiet, in: Archiv für Orientforschung 35, 1988, 88ff.).

<sup>57</sup> So Niemeier in: Die Hethiter (wie Anm. 45) 295.

<sup>58</sup> Der Neue Pauly 1 (1996) 153, Stichwort: *Ägäische Koine*.

<sup>59</sup> So z. B. noch Niemeier, The Mycenaeans in Western Anatolia (wie Anm. 43) 44 mit früherer Literatur.

<sup>60</sup> So von Latacz, Troia und Homer (wie Anm. 2) 158; ferner P. A. Mountjoy, East Aegean – West Anatolian interface in the Late Bronze Age: Mycenaeans and the kingdom of Ahhiyawa, in: Anatolian Studies 48 (1998) 50; von Niemeier (Mycenaeans and Hittites in War, in: Aegaeum 19, 1999, 144) zunächst unter Berufung auf einen mündlichen Hinweis von S. Deger-Jalkotzy nur als Möglichkeit erwogen, später jedoch (in: Die Hethiter, wie Anm. 45, 295) als wahrscheinlich bezeichnet.

b) Trotz der heute größer gewordenen Wahrscheinlichkeit, daß es sich bei dem Land Ahhiyawa der hethitischen Texte um ein griechisches gehandelt hat, stellt sich die Frage: Können wir sicher davon ausgehen, daß die mykenischen Griechen oder wenigstens ein Teil von ihnen fast ein halbes Jahrtausend vor Homer bereits die an den Namen Ahhiyawa anklingende Selbstbezeichnung Achaiwoí besaßen und ihr Land gar \*Achaitwía nannten?<sup>61</sup> Dies bleibt unsicher, solange diese Namen in mykenischen Texten nicht sicher nachzuweisen sind.

Sowohl die Lesung der Silbenfolge a-ka-wi-ja(-de) auf einem Linear B-Text aus Knossos (C 914) als auch deren Deutung als Achaiwände (*nach Achaiwija*) wurden in Frage gestellt oder abgelehnt.<sup>62</sup> Selbst wenn sie ein Toponym darstellen sollte, scheint es sich aufgrund des Kontexts dabei eher um einen Ort auf Kreta als um ein Land gehandelt zu haben.<sup>63</sup>

Des weiteren konnte bis heute nicht zweifelsfrei nachgewiesen werden, daß die während der Regierung des Pharao Merenptah im späten 13. Jh. unter den sogenannten Seevölkern bezeugten <sup>7</sup>-q3-(j)-w3-s3 (Aqai(j)a)waša) mit den Leuten von Ahhiyawa identisch waren, oder daß deren Name dem der späteren homerischen Achäer entsprach.<sup>64</sup>

Anlaß zu neuen Spekulationen sowohl auf Seiten der Befürworter als auch der Gegner der Griechenhypothese dürfte ein neuer an diese Namen anklingender Beleg auf der erst 1997 entdeckten Bilingue von Çineköy (südlich von Adana) in hieroglyphenluwischer und phönizischer Sprache geben, die etwa in die 2. Hälfte des 8. Jh. v. Chr. datiert wird.<sup>65</sup> Sie steht damit der von vielen Forschern, so auch von Latacz, vermuteten Auffassungszeit der *Ilias* (ebenfalls 2. Hälfte des 8. Jhs.) nahe.<sup>66</sup> Der hieroglyphenluwische Teil scheint den damaligen Namen Kilikiens oder zumindest der kilikischen Ebene zu bieten, und zwar in der Form Hiyawa. Er erinnert, wie der Bearbeiter, R. Tekoğlu, heraus-

61 Vgl. Latacz, Troia und Homer (wie Anm. 2) 157.

62 S. z.B. A. Ünal, Two peoples (wie Anm. 5) 38; zuletzt G. Steiner, A-KA-WI-JA-DE (wie Anm. 5) 51ff.

63 Hierzu J. K. Mc Arthur, The textual evidence for location of place-names in the Knossos Tablets, in: Minos 17 (1981) 191 (mit Rückverweis auf J. Chadwick).

64 Hierzu Niemeier, Mycenaeans in Western Anatolia (wie Anm. 43) 46 (mit Literatur).

65 Publikation u. Erstinterpretation des hieroglyphenluwischen Texts: R. Tekoğlu, in: Comptes rendus des séances de l'année 2000 de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres (Paris 2002) 968ff.; des phönizischen Texts: A. Lemaire, ebenda 990ff.

66 Vgl. Latacz, Troia und Homer (wie Anm. 2) 169 et passim.

stellt,<sup>67</sup> unmittelbar an Herodots Hinweis (VII 91), daß die Einwohner Kilikiens in alter Zeit Hypachaioí geheißen hätten (vgl. o. S. 199). Eine Gleichsetzung von Hiyawa mit Ahhiyawa hält er für möglich, wobei Hiyawa aufgrund eines Wegfallens des Anlautes von Ahhiyawa analog zu Sura/i = Asura/i (Assyrien) entstanden wäre. Eine mögliche Folgerung wäre für ihn, daß das Ahhiyawa der hethitischen Texte ein anatolisches Königreich dargestellt hätte, das nach dem Untergang des Hethiterreiches und den großen Wanderungen am Beginn der Eisenzeit wieder in Kilikien in Erscheinung getreten wäre.<sup>68</sup> Freilich räumt er ein, daß Hiyawa und das im phönizischen Paralleltext statt dessen erscheinende DNNYM oder 'DN'<sup>69</sup> Argumente zugunsten der Präsenz von Griechen in Kilikien böten, allerdings nicht, wie Kretschmer angenommen hatte (s.o. S. 199), schon für das 2. Jahrtausend, sondern das 1. Jahrtausend.<sup>70</sup> Für die oben gestellte Frage ergibt sich jedoch nur, daß uns ein weiterer nichtgriechischer Beleg, der an Homers Achäernamen anklingt, zur Verfügung steht. Somit scheint nach wie vor nicht gesichert, daß die homerische Dichtung auf Namen zurückgegriffen hat, die bereits bei den Mykenern selbst in Gebrauch waren.

#### 4. Gab es Beziehungen zwischen Ahhiyawa und Wiluša?

Da sich eine gemeinsame Bezeugung von Ahhiyawa und Wiluša in keinem hethitischen Text zweifelsfrei feststellen ließ, haben manche Fachleute versucht, den «Wiliša-» bzw. «Alaksandu-Komplex» strikt vom «Ahhijavā-Komplex» zu trennen.<sup>71</sup> Die seit den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts erfolgten Anstrengungen, dennoch Beziehungen zwischen Wiluša und Ahhiyawa aus möglichen indirekten Hinweisen zu erschließen oder durch nicht unproblematische Ergän-

67 Tekoḡlu (wie Anm. 65) 981.

68 (Wie Anm. 65) 984.

69 Zu Recht verweist Tekoḡlu (wie Anm. 65, 982 Anm. 30 mit Literatur) auf die uneinheitliche Beurteilung von DNNYM oder 'DN', die Bezeichnung der Bewohner von Adana im Phönizischen, die u.a. mit einem Land Danuna in einem Brief aus Amarna (Nr. 151), aber auch mit den unter Seevölkern z. Zt. Ramses' III. aufgeführten Tj-n3-jj(-w) (Lesung: D/Tanaja) und schließlich auch mit den homerischen Danaoí in Verbindung gebracht wurde.

70 (Wie Anm. 65) 982f. mit Anm. 30 bis 32.

71 So z.B. Sommer, Ahhijavā und kein Ende? (wie Anm. 22) 169 (Inhaltsverzeichnis); begründet hatte er diese Trennung bereits in Ahhijavāfrage und Sprachwissenschaft (wie Anm. 24) 30; ferner Steiner, Die Ahhiyawa-Frage heute, in: Saeculum 15 (1964) 366 Anm. 2.

zungen nachzuweisen, haben bestenfalls Hypothesen, keinesfalls jedoch Fakten ergeben.

In der wichtigsten Quelle zu Wiluša, im Vertrag Muwatallis II. von Hatti mit Alakšandu von Wiluša (s. o. S. 150f.) aus dem frühen 13. Jh., wird Ahhiyawa weder unter den dort aufgeführten Großmächten (Al § 14) noch an einer anderen Stelle namentlich genannt.

Die Tatsachen, daß ein Land Wilušiya unter mehr als 20 Ländern aufgeführt wird, die Tuthaliya I./II. (ca. 2. Hälfte des 15. Jh.) nach seinen Annalen (s. o. S. 152f.) im Rahmen eines Feldzuges gegen das Land Aššuwa besiegt hatte, daß ferner aber ein König von Aššuwa rückblickend in einem Brieffragment aus dem 13. Jh. (KUB 26.91)<sup>72</sup> genannt wird, in dem ebenfalls ein Tuthaliya, ferner aber noch ein König von Ahhiyawa erscheinen, sichern noch kaum eine Beziehung zwischen Ahhiyawa und Wiluša. Die Identität von Wiluša mit dem in Verbindung mit Aššuwa bezeugten Wilušiya ist ohnehin nicht zweifelsfrei erweisbar (s. o. S. 156).

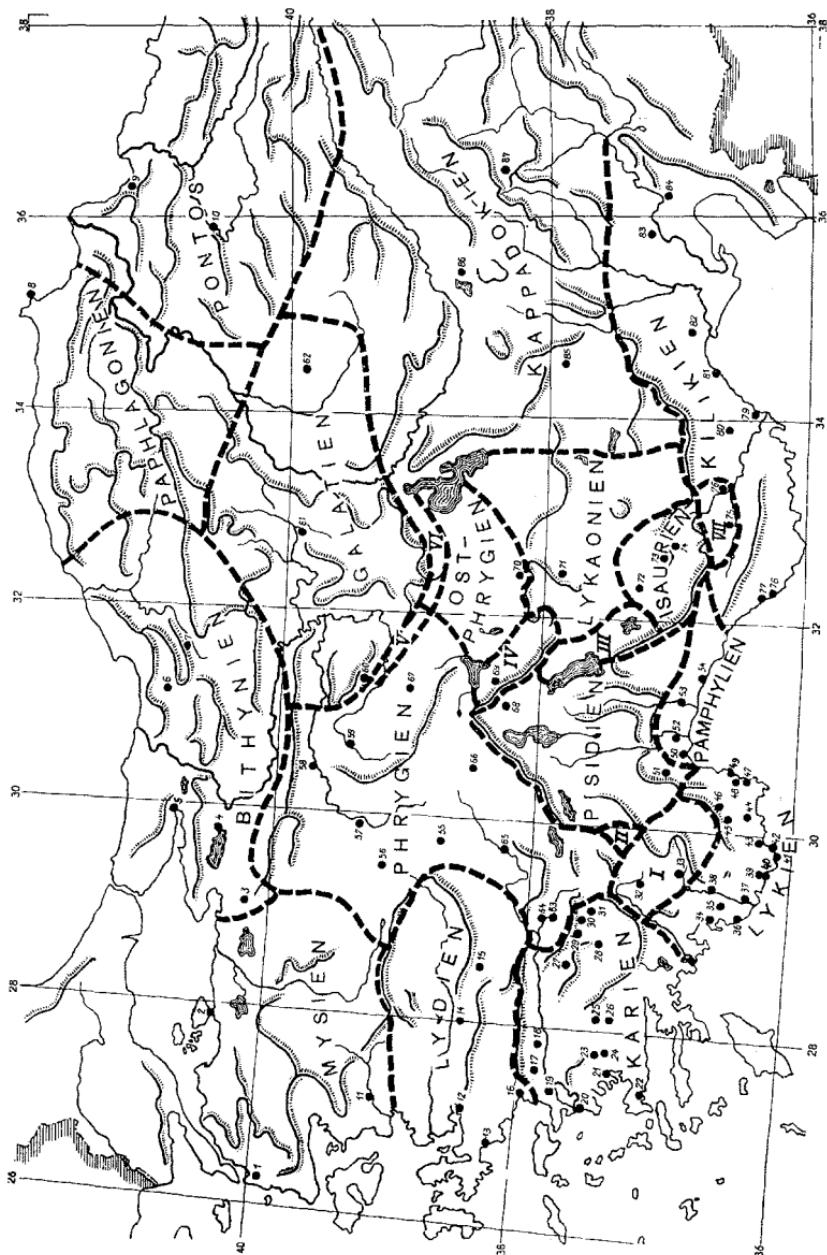
Im sog. Manapa-Tarḫunta-Brief (s. o. S. 151) wird zwar anfangs das Land Wiluša in Verbindung mit hethitischen Truppen genannt. Erst in einem neuen Abschnitt wird aber über Piyamaradu und Atpa von Milawanda berichtet, die Manapa-Tarḫunta, dem König von Šeḫa, Unannehmlichkeiten bereiteten (z. B. Überfall auf Lazpa!). Es bleibt unklar, ob diese Männer und gleichzeitig mit ihnen auch der dort nirgends genannte König von Ahhiyawa etwas mit der zuvor berichteten Wiluša-Angelegenheit zu tun hatten.<sup>73</sup>

Auf die Ungewißheit der Lesung Wi-lu-ša in dem an den König von Ahhiyawa gerichteten sog. Tawagalawa-Brief wurde bereits hingewiesen (s. o. S. 151). Bestünde sie nicht, so besäßen wir wenigstens einen Hinweis auf eine politische oder gar kriegerische Auseinandersetzung zwischen Hatti und Ahhiyawa wegen Wiluša (KUB 14.3 IV 8–10).

Daß es in Wiluša irgendwann im 13. Jahrhundert zu einem Umsturz gekommen war, durch den ein von den Hethitern anerkannter Herrscher namens Walmu vertrieben wurde, erfahren wir aus dem sog. Milawata-Brief (s. o. S. 151). Zuflucht hatte er beim Adressaten des Briefes gefunden. Auch in den erhaltenen Teilen dieses Textes taucht

<sup>72</sup> Sommer, Ahhijavā-Urkunden (wie Anm. 12) 268ff.; A. Hagenbuchner, Die Korrespondenz der Hethiter, in: Texte der Hethiter 16 (Heidelberg 1989) 319f.

<sup>73</sup> Ähnlich auch Sommer, Ahhijavā-Urkunden (wie o. Anm. 12) 170 Anm. 1; anders dagegen Starke, Troia (wie S. 148 Anm. 12) 453 und Latacz, Troia und Homer (wie Anm. 2) 333, die annehmen, Piyamaradu habe auch in Wiluša für Unruhe gesorgt.



Aus: Ladislav Zagusta, Kleinasiatische Ortsnamen, Heidelberg 1984  
 (auf den letzten Seiten ohne Seitenzahl!): Legende gegenüber

I	Südphrygisch-lykisches Übergangsgebiet	81	Soloi	Kyaneai	43
II	Südphrygisch-pisidisches Übergangsgebiet	82	Tarsos	Kyzikos	2
III	Pisidisch-lykaonisches Übergangsgebiet	83	Anazarbos	Lagina	25
IV	Ostphrygisch-pisidisches Übergangsgebiet	84	Kastabala – Hieropolis	Laodikeia	63
V	Phrygisch-galatisches Übergangsgebiet	85	Tyana	Laodikeia Katakekaumene	70
VI	Ostphrygisch-galatisches Übergangsgebiet	86	Kaisareia – Mazaika	Limyra	44
VII	Iaurisch-kilikisches Übergangsgebiet	87	Komana	Magnesia	17
				Mazaka	86
				Miletos	20
				Mylasa	24
				Nakoleia	59
				Nikaia	4
				Nikomedia	5
				Oinoanda	33
				Olbe	80
				Olymos	23
				Olympos	47
				Palai Isaura	72
				Pergamon	11
				Perge	52
				Pessinus	60
				Phaselis	49
				Phellos	39
				Philadelphia	15
				Philomelion	69
				Pinara	35
				Priene	19
				Prusa	3
				Prusias	6
				Rhodiapolis	48
				Sardeis	14
				Sebaste	31
				Selinus	78
				Side	54
				Sidyma	36
				Simena	42
				Sinope	8
				Smyrna	12
				Soloi	81
				Stratonikeia	26
				Synnada	66
				Tabai	28
				Tarsos	82
				Tavium	6
				Telmessos	34
				Teos	13
				Termessos	51
				Tlos	38
				Tralleis	18
				Troia	1
				Tyana	75
				Xanthos	37

Aḥhiyawa nicht auf. Diese Tafel wurde vor allem aus zwei Gründen zu den Aḥhiyawa-Urkunden gestellt: wegen der Erwähnung von Milawata (wohl Milawanda), und weil Forrer<sup>74</sup> fälschlich vermutet hatte, daß der Adressat mit Tawagalawa identisch sei (s. aber o. S. 203). Milawata stand nach heutiger Einschätzung zum Zeitpunkt des Schreibens nicht mehr unter dem Machtteinfluß Aḥhiyawas, sondern unter dem des Adressaten und/oder des Königs von Ḫatti.

Das schlecht erhaltene Brieffragment KBo 18.18 (s. o. S. 151f.) erlaubt ebenfalls keine sicheren Rückschlüsse auf Beziehungen zwischen dem darin erwähnten Wiluša und Aḥhiyawa, da Uneinigkeit herrscht, ob sich hinter dem Adressaten Mašhuitta (oder Parhuitta) ein König von Aḥhiyawa oder von Mira verbirgt.

### 5. Fazit

Abschließend lässt sich feststellen, daß die in der Überschrift gestellte Frage derzeit nicht positiv beantwortet werden kann.

Daß das Zentrum von Aḥhiyawa außerhalb des westlichen Kleinasiens auf den der Küste vorgelagerten Inseln oder in Griechenland selbst zu suchen und dem mykenischen Bereich zuzuordnen ist, kann zwar als wahrscheinlich gelten.

Daß mykenische Griechen aber bereits den Namen Achaioí, die Benennung der griechischen Angreifer Troias bei Homer, als Selbstbezeichnung kannten, ist nicht definitiv nachweisbar.

Über feindliche Beziehungen Aḥhiyawas zu Wiluša in Westkleinasien, dessen genaue Lokalisierung nach wie vor fraglich ist (s. o. S. 165), sagen die hethitischen Quellen nichts Sichereres aus.

Daß die «Fülle von Indizien» die heute zugunsten einer Historizität des Trojanischen Krieges spräche, «beinahe schon erdrückend» sei,<sup>75</sup> kann aufgrund des obigen Befundes nicht bestätigt werden.

74 Forschungen I. 2 (Berlin 1929) 256.

75 Latacz, Troia und Homer, 341, vgl. o. S. 195; von «teilweise erdrückenden Beweisen» in Bezug auf ein historisches Substrat in Homers Epen spricht auch Siebler (wie Anm. 45) 19.

HERKUNFT UND CHARAKTERISIERUNG  
DER HOMERISCHEN TEXTE



# Der epische Hexameter im Rahmen der Homer-Troia-Debatte

IVO HAJNAL

## I. Einleitung

Namhafte Altertumswissenschaftler plädieren dafür, in Homers Bericht über einen troianischen Krieg einen realen Hintergrund zu erkennen. Als ergänzendes Beweisstück dieser These dient ihnen die Vorgeschichte des griechischen Hexameters, wobei die Argumentation in folgenden Schritten verläuft:

- Dem Epos liegt eine mündliche Sängertradition beziehungsweise eine entsprechende mündliche Kompositions-Technik zugrunde.
- Diese mündliche Kompositions-Technik bedient sich des Versmaßes Hexameter.
- Der Hexameter hat nachweislich bereits in der ersten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends existiert.
- Folglich haben die mykenischen Griechen über eine mündliche Improvisationsdichtung verfügt. Sie waren deshalb in der Lage, ein allfälliges historisches Ereignis wie den Troianischen Krieg literarisch zu verarbeiten.

Wir sehen aus dieser Argumentationskette, daß die Frage nach der Historizität des Troianischen Kriegs unmittelbar mit der Frage nach dem Alter des homerischen Hexameters verknüpft ist:

- Ist der Hexameter bereits den Mykenern bekannt, so kann der authentische Stoff um einen troianischen Krieg in Echtzeit erfaßt und über Sänger-Generationen mündlich transportiert worden sein, um schließlich in die schriftlich fixierten Epen Homers einzufließen.
- Ist der Hexameter jedoch erst in postmykenischer Zeit – also grob gesagt nach 1200 v. Chr. – aufgekommen, entfällt in der Argumentation ein wesentlicher Mosaikstein. Denn die Verfechter eines historischen troianischen Kriegs müssten in diesem Fall nach einem Vehikel suchen, das einen mykenischen Bericht über die Ereignisse

um Troia für die Nachwelt – das heißt: für die postmykenische mündliche Ependichtung in Hexametern – konserviert hätte.

Blättert man in Publikationen der jüngsten Zeit, so scheint die Frage entschieden. Um J. Latacz zu zitieren, der die historische Authentizität der homerischen Epen in jüngster Zeit prominent vertreten hat: «Die Experten der griechischen und der indogermanischen Sprachwissenschaft haben in den letzten etwa zwanzig Jahren einen logischen Bau errichtet, der unter ihnen selbst inzwischen allerseits anerkannt (...) ist. Er besagt, daß diese Tradition des Hexameter-Dichtens bei den Griechen bereits mindestens im 16./15. Jahrhundert v. Chr. geübt worden ist, also schon rund 800 Jahre vor Homer die gängige Art dichterischen Erzählens war.»<sup>1</sup>

Dementprechend will dieser Beitrag folgende Fragen klären: Erstens: Wie präsentiert sich der von Latacz ins Feld geführte «logische Bau» im einzelnen? Und zweitens: Ist die Zuversicht hinsichtlich eines (vor)mykenischen Hexameters gerechtfertigt?

## **2. Argumente zugunsten der Existenz eines vormykenischen Hexameters**

Gemäß 1. gehen die Verfechter der Historizität des Trojanischen Kriegs von der Annahme aus, das Versmaß des Hexameters sei den mündlich-improvisierenden Dichtern bereits in mykenischer Zeit zur Verfügung gestanden. Hierfür berufen sie sich maßgeblich auf gewisse Hexameter-Verser der homerischen Epen, die Abweichungen vom Standard-Hexameter aufweisen.

Im einzelnen verläuft die Argumentation in drei Schritten:

- Der Standard-Hexameter weist folgende Gestalt auf:<sup>2</sup>  
I - ≈≈ 2 - ≈≈ 3 - ≈≈ 4 - ≈≈ 5 - ≈≈ 6 - ≈ ||
- Grundsätzlich können homerische Verse Abweichungen von diesem Standardmuster zeigen. Mehrheitlich lassen sich solche vom Standardmetrum abweichenden Verse auf einen regulär gebauten Hexameter zurückführen, wenn sie in einen älteren Laut- oder Formenstand transformiert werden.
- In einzelnen, seltenen Fällen lassen sich unregelmäßige Verse nur dann regularisieren, wenn besonders archaische Lautungen substi-

1 So nach Latacz 2001, 309f.

2 Zu Einzelheiten über die metrische Gestalt des Hexameters sei auf die übersichtlichen Darstellungen von West 1997 und Nünlist 2000 verwiesen.

tuiert werden. Lautungen nämlich, die dem mykenischen Zustand entsprechen oder in mykenischer Zeit gar schon überholt sind. Folglich müssen diese Verse beziehungsweise Teile von ihnen spätestens in der mykenischen Phase geprägt worden sein.

Besonders systematisch wird diese Argumentation von C.J. Ruijgh in verschiedenen Aufsätzen verfolgt. Ruijgh stützt sich auf einige wenige Verse, die sich als Vertreter einer vormykenischen Eposdichtung bis ins erste Jahrtausend erhalten haben und bei Homer eingeflossen sein sollen.<sup>3</sup> Zur Veranschaulichung dient Hom., Il. 16,857 = 22,363:

Hom., Il. 16,857 = 22,363: ὄν πότ<sup>2</sup>μον γοό<sup>3</sup>ωσα λι<sup>4</sup>ποῦσ' ἀνδρο-  
τῆτα καὶ ἔβην. Metrisches Schema: ˘ - ˘ ˘ ˘ ˘ | ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ ||

Die metrische Unregelmäßigkeit dieses Verses besteht darin, ἀνδρο-  
(τῆτα) in der Senkung des vierten Fußes als Doppelkürze zu lesen.<sup>4</sup> Allerdings wandelt sich dieser Vers in einen völlig regulären Hexameter, wenn wir den zweiten Halbvers nach der trochäischen Zäsur in eine ältere Lautform zurückverwandeln:<sup>5</sup>

\* / ... li<sup>4</sup>k<sup>#</sup>óns' ˘. n̄j<sup>5</sup> tā. t' i. dē<sup>6</sup> jég<sup>#</sup>ān / ... ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ ||

Hierbei substituieren wir mit (Akk. Sg.) \*/an<sup>7</sup>tāta/ eine Lautform, die das Phonem \*/γ/ aufweist. Eine Lautform also, die auf den mykenischen Linear B-Tafeln bereits überholt ist, da die Tafeln für älteres \*/γ/ stets /°V<sup>o</sup>, °rV<sup>o</sup>/ (also \*/°or<sup>o</sup>, °ro<sup>o</sup>, °ar<sup>o</sup>, °ra<sup>o</sup>/) zeigen. Hom., Il. 16,857 = 22,363 sowie einige wenige andere Verse scheinen folglich zu belegen, daß sich gewisse homerische Phraseologismen («Formeln») bereits in vormykenischer beziehungsweise in mykenischer Zeit konstituiert haben.

Was aber besagt die hier skizzierte Argumentation tatsächlich für das Alter des Hexameters (und damit indirekt für die Diskussion um den

<sup>3</sup> Siehe die jüngeren Darstellungen bei Ruijgh 1985, 153ff. sowie 1995, 73ff.

<sup>4</sup> So etwa nach Ruijgh 1985, 163 sowie 1995, 88f.

<sup>5</sup> Da die Konjunktion καὶ mit Sicherheit erst in postmykenischer Zeit aufgekommen ist (s. weiter unten in 5.), das mykenische Wort für «und» /-k<sup>#</sup>e/ aber nicht in diesen Vers paßt, substituiert Ruijgh 1985, 163 die Konjunktion ιδέ. Diese Lösung widerruft Ruijgh 1995, 90f. und sieht \*/an<sup>7</sup>tāta/ in Hom., Il. 16,857 = 22,363 nun aus einer phraseologisch festgelegten Junktur («Formel») \*/an<sup>7</sup>tāta meno<sup>8</sup>-k<sup>#</sup>e/ übernommen. Dieses Detail zeigt bereits die Schwierigkeiten, welche die Restitution vermeintlich mykenischer Lautungen mit sich bringt. Es bleibt bei unserer grundsätzlichen Argumentation aber peripher.

Troianischen Krieg)? Bei näherem Blick wenig. Sie läßt es entgegen der Ansicht ihrer Vertreter keineswegs als zwingend erscheinen, daß ein vormykenischer Hexameter als Vehikel dieser archaischen Epensprache gedient hat. Ebenso plausibel ist beispielsweise ein Alternativszenario, wonach die Konstituierung einer epischen Sprache mitsamt ihrer Phraseologismen («Formeln») zwar in vormykenische Zeit zurückreicht, der Hexameter jedoch eine deutlich jüngere Entwicklung darstellt. Was die archaischen «Formeln» betrifft, so wären diese ursprünglich in einem anderen Versmaß transportiert und nachher in die moderne Hexameterdichtung transferiert worden.<sup>6</sup>

Die Befürworter der Historizität eines Troianischen Krieges fassen ein solches Szenario nicht ins Auge, sondern setzen das Alter der «Formelsprache» mit dem Alter des Hexameters gleich.<sup>7</sup> Eine solche Implikation stellt einen methodischen Schwachpunkt dar, der uns Anlaß geben soll, die Frage des Alters des homerischen Hexameters nochmals zu prüfen. Es wird sich im folgenden herausstellen, daß durchaus Argumente vorliegen, die an der Existenz eines Hexameters in vormykenischer Zeit zweifeln lassen. Diese Argumente sind vers- und literaturgeschichtlicher Natur und werden in 3. und 4. präsentiert.

### 3. Die Annahme eines vormykenischen Hexameters aus Sicht der Versgeschichte

Wie in 2. gezeigt, basiert die These eines vormykenischen Hexameters implizit auf metrischen Irregularitäten weniger homerischer Verse – Irregularitäten, die sich durch die Substitution der bezeugten durch eine archaische Lautform – konkret etwa durch  $\ddot{\alpha}/\gamma$  – beseitigen lassen. Substitution ist jedoch nicht das einzige Mittel, diesen und anderen Irregularitäten gerecht zu werden. Ein anderer Weg liegt grundsätzlich

- 6 Etwas anders würde sich die Sachlage präsentieren, wenn ganze Hexameterverse in ältere Sprachstufen transformiert werden müßten, um die metrische Regularität herzustellen. Denn in diesem Fall wäre die Gleichsetzung «Alter der epischen Sprache = Alter des Hexameters» wohl unvermeidlich. Dies ist aber nicht der Fall. Vielmehr weisen jeweils nur Versteile (oder Halbverse) die für eine vormykenische Sprachstufe als charakteristisch geltenden Unregelmäßigkeiten auf.
- 7 Derselben Implikation unterliegt nota bene auch West 1988: «What inferences can we draw from this little collection of fragments of Mycenaean verse? Firstly that Mycenaean heroic poetry was cast in hexameters from at least as early as the fourteenth century» (l.c., S. 158).

darin, die vermeintlichen metrischen Unregelmäßigkeiten bei Homer als Lizenzen anzuerkennen, die in einer Vorstufe des Hexameters gegolten haben.

Bei allen Differenzen in der Beurteilung des Hexameters steht etwas fest: der Hexameter ist kein ererbter Vers. Die Prinzipien des indogermanischen Verses (s. gleich weiter unten) werden im Griechischen vielmehr durch die sogenannten «äolischen» Versmaße fortgesetzt.<sup>8</sup> Der Hexameter muß somit – sofern wir nicht annehmen wollen, daß er von den Griechen aus einem anderen Kulturkreis entlehnt wurde<sup>9</sup> – eine innergriechische Neubildung sein. Eine Neubildung, die auf ererbten Elementen des indogermanischen Verses beruht.

Folgerichtig sind in den vergangenen vierzig Jahren unterschiedliche Entstehungsszenarien vorgeschlagen worden, den Hexameter aus den ererbten indogermanischen Verselementen herzuleiten. Diese Szenarien weichen in mehr oder weniger entscheidenden Einzelheiten voneinander ab, ein völliger Konsens ist bisher noch nicht gefunden.<sup>10</sup> Jedoch läßt sich in den bisher geäußerten Vorschlägen die Bereitschaft erkennen, im Falle ererbter Grundlagen des Hexameters von folgenden drei Annahmen auszugehen:

- Erstens: Als Grundlage des Hexameters kommt ein indogermanischer Kurzvers, am ehesten ein ererbter Achtsilbler der Struktur  $\times \times \times \times - - -$  in Frage.<sup>11</sup> Hierbei erfolgt im Griechischen (wie in anderen indogermanischen Einzelsprachen) eine fortschreitende

<sup>8</sup> Vgl. hierzu grundlegend Meillet 1923, 31ff. Ferner als Übersicht Watkins 1963, 194ff. beziehungsweise 1995, 19f. sowie West 1973a.

<sup>9</sup> Die Annahme, daß die epische Dichtung und damit auch der Hexameter selbst fremden (mediterranen?) Ursprungs ist, findet sich zuerst bei Meister 1921, 58: «Es ist eine nicht abzuweisende Möglichkeit, daß die Äoler oder Ionier ihre Vers- und Sangeskunst von einem der Völker, auf die sie bei ihrer Einwanderung in Hellas stießen, übernommen haben, so wie diese später auf die Lateiner übergegangen ist.» Sie stößt auf die Zustimmung Meillets (1923, 60ff.) und findet sich zuletzt bei Ruijgh 1995, 8. Naturgemäß läßt sich die Entlehnungshypothese nicht widerlegen, da sie ein Argumentum ex silentio darstellt. Im weiteren Verlauf von 3. zeigt sich jedoch, daß überzeugende Szenarien zur innergriechischen Genese des Hexameters existieren, die ein erheblich größeres Erklärungspotential als die Entlehnungshypothese besitzen.

<sup>10</sup> Über die jüngere Forschungsgeschichte orientieren in erster Linie Fantuzzi 1984, Ritoók 1987, Macía Aparicio 1992 sowie Magnelli 1996.

<sup>11</sup> Leicht abweichend hiervon plädiert Vigorita 1977 zugunsten eines ererbten Zehnsilblers als Basis des Hexameters.

metrische Festlegung der Kadenz (also eine Festlegung der Silbenlänge vom Versende in Richtung Versanfang) und optional eine Variation der ursprünglichen iambischen Basis.<sup>12</sup>

- Zweitens: Der besagte Achtsilbler zeigt ein Hauptmerkmal des indogermanischen Versmaßes: den Isosyllabismus. Dabei manifestiert er sich in den Einzelsprachen auch in einer siebensilbigen Variante, die katalektisch oder akephalisch ist: vgl. so für das Griechische × × - ~ - - - (Pherekrateus = katalektische Variante des Glykoneus) beziehungsweise × - ~ - - - (Telesilleus = akephale Variante des Glykoneus).
- Drittens: Der indogermanische Achtsilbler kann in Kombination mit seiner siebensilbigen Variante strophisch verwendet werden.<sup>13</sup>

Geht man nun von diesen drei Annahmen aus, so muß eine Theorie zur Genese des Hexameters maßgeblich die folgenden drei Punkte klären:

- Erstens: Der Hexameter ist bezüglich seiner Silbenanzahl erheblich länger als der ererbte Kurzvers von acht (bzw. sieben) Silben. Er umfaßt in den homerischen Epen im Durchschnitt circa 15 2/3 Silben.
- Zweitens: Der Hexameter weicht vom ererbten Prinzip des Isosyllabismus ab. Konkret variiert der homerische Hexameter zwischen 12 und 17 Silben. Ursache hierfür ist die Gleichsetzung von Longum «→» und Doppelbrevis «~~» in der Thesis des Versfußes. Diese Gleichsetzung führt zu variablen Silbenzahlen.
- Drittens: Der Hexameter wird – anders als der indogermanische Achtsilbler (und weitere ererbte Versmaße) – nicht strophisch, sondern stichisch verwendet.

In allen drei Punkten hat sich der Hexameter von den Prinzipien der indogermanischen Versdichtung gelöst – offensichtlich, um den Anforderungen des improvisierenden Sprechgesangs zu entsprechen.

Auf welchem Weg die Griechen zu ihrem idealen Sprechvers gelangen, ist – wie oben bereits gesagt – im einzelnen umstritten. Aus der Masse an Vorschlägen ragt jedoch derjenige von N. Berg heraus. Denn

<sup>12</sup> Die Festlegung der Kadenz führt gleichzeitig zu einer zunehmenden Fixierung des Verses κατὰ μέτρον. Berg 1978, 16 bezeichnet diesen Prozeß daher zutreffend als «Katametronisierung».

<sup>13</sup> Siehe zur Kombination von Acht- und Siebensilbler im Vedischen wie Griechischen Vine 1978, 251ff.

er trägt den hier aufgeführten Überlegungen am besten Rechnung.. Im folgenden sei deshalb Bergs Lösungsansatz kurz geschildert<sup>14</sup>.

- Älteste Struktur des Vorhexameters (des «versus heroicus») ist nach Berg die Verbindung des ererbten Achtsilblers mit seiner katalektischen siebensilbischen Variante:  $\times \times \times \times \sim \sim - | \times \times \times \times \sim \sim -$ . Der Vorhexameter weist damit 15 Silben auf. Dies entspricht etwa der Durchschnittslänge des Hexameters bei Homer.
- Im folgenden nimmt Berg vier Transformationen an, die vom Vorhexameter zum endgültigen Hexameter des Epos führen:
  - 1) Fortlaufende quantitative Festlegung der «x-Silben» (Ancipitia) in beiden Versteilen beziehungsweise Modifikation, woraus unter anderem folgende Möglichkeiten resultieren:
    - ia)  $\times \times \sim \sim \sim \sim - | \times \times \sim \sim \sim \sim -$  (Glykoneus + Pherekrateus)
    - ib)  $\times \times \times \times \sim \sim - | \times \times \sim \sim \sim \sim -$  (choriambischer Dimeter + Pherekrateus)
  - 2) Festlegung der äolischen Basis des Pherekrateus  $\times \times$  als  $\sim \sim$ : Dieser Prozeß führt zur Bevorzugung von Variante ib (beziehungsweise zur Beseitigung von ia). Denn in ib resultiert ein Schema  $\times \times \times \times \sim \sim - | \sim \sim \sim \sim \sim \sim -$ , das dank der daktylischen Basis  $\sim \sim$  eine hohe Regelmäßigkeit aufweist. Damit kommt dieses Schema dem Trend der quantitativen Festlegung von hinten nach vorne (das heißt: vom Versende in Richtung Versanfang) bestens entgegen.
  - 3) Ersatz der äolischen Basis  $\times \times \times \times$  des Dimeters durch  $\sim \sim \sim \sim$ : Die fortschreitende Festlegung der Quantitäten (bzw. Beseitigung von  $\times$ ) findet am Versanfang ein Ende. Die Variante  $\sim \sim \sim \sim$  erhält gegenüber anderen Möglichkeiten den Vorzug, da  $\sim \sim$  wie die daktylische Basis  $\sim \sim$  viermorig ist. Durch diese Transformation ist der Vers nunmehr in sechs äquivalente Versfüße gegliedert:  $\sim \sim \sim \sim \sim \sim$ . Der eigentliche Hexameter ist damit geboren.
  - 4) Im Rahmen der letzten Transformation können die Spondeen  $\sim \sim$  – auch im ersten und zweiten Fuß durch (bezüglich der Morenzahl gleichwertige) Daktylen  $\sim \sim \sim$  ersetzt werden.<sup>15</sup> Damit

<sup>14</sup> Siehe hierzu Berg 1978, 22ff.

<sup>15</sup> Eine indirekte Bestätigung für diese Transformation wird durch die Statistik von O'Neill 1942, 159 geliefert: Danach überwiegen in der Ilias die Daktylen im dritten (85,5 %) und fünften Fuß (95,4 %), wo gemäß Berg eine choriambische Struktur zugrunde liegt. In den ersten beiden Füßen hingegen ist die Anzahl von

wird die für den Hexameter charakteristische Äquivalenz von Longum «-» und Doppelbrevis «--» begründet.

Bergs Entwicklungsszenario bietet den Vorteil, mit Bausteinen zurechtzukommen, die aus der indogermanischen wie der archaisch-griechischen Metrik gut bekannt sind. Ferner wird es den meisten Spezifika des homerischen Hexameters gerecht (so etwa der Beliebtheit der Spondeen zu Versbeginn). Dabei sieht es für eine Frühphase des Hexameters metrische Lizenzen vor, die manche Substitution eines archaischen Lautstands prinzipiell unnötig machen.<sup>16</sup> Gehen wir von Bergs Ursprungsform  $\times \times \times \times - \sim \sim - | \times \times - \sim \sim - -$  aus, so lassen sich beispielsweise Kürze in der Hebung des ersten Fußes («στίχος ὀκέφαλος») wie in Hom., Il. 21,352 τὰ περὶ καλὸν ρέεθρα ... ( $\sim \sim^2 \acute{\lambda} \sim \sim^3$   $\acute{\lambda} \sim \dots$ ) oder Einzelkürze in der Senkung des ersten Fußes («στίχος λαγαρός») wie in Hom., Il. 23,493 Αἴσον Ίδομενεῦ τε ... ( $\acute{\lambda} \sim^2 \acute{\lambda} \sim^3 \acute{\lambda} \sim \dots$ ) als Reflexe der ursprünglich nicht festgelegten äolischen Basis  $\times \times \times \times$  verstehen. Diese Reflexe hätten in Form metrischer Lizenzen überlebt.

Wie attraktiv dieses Verfahren im einzelnen ist, zeigt Tichy 1981, 58f. anhand der Junktur (λι<sup>4</sup>ποῦσ') ὄνδρο<sup>5</sup>τῆτα κοὶ ἥβην im bereits besprochenen Vers Hom., Il. 16,857 = 22,363. Wie in 2. erläutert, bietet dieser Vers mit der Lesung von ὄνδρο- als Doppelbrevis  $\sim \sim$  eine metrische Unregelmäßigkeit. Dies gab bis anhin Anlaß, ὄνδρο- durch \*/*anq-*/ ( $\sim \sim$ ) mit archaischem \*/*g*/ zu ersetzen und damit den Halbvers auf eine vormykenische Sprachstufe zurückzuführen. Ein Vorgehen, zu dem nach Tichy eine glaubwürdige Alternative existiert. Denn die Struktur der besagten Junktur ὄνδροτῆτα κοὶ ἥβη entspricht in der vorliegenden Form  $\acute{\lambda} \sim \acute{\lambda} \sim \sim \acute{\lambda} -$  (mit regulärer Lesung von ὄνδρο- als -) einem Pherekrateus. Und damit einem Halbvers, wie ihn Berg für den Hexameter vorsieht.

Die synthetische Auffassung des Hexameters nach Berg kann uns also von der Notwendigkeit dispensieren, gewisse metrische Unregel-

Daktylen deutlich geringer (jeweils circa 62 %) – also dort, wo Daktylen erst im Gefolge der jüngsten Transformation möglich werden.

<sup>16</sup> Vgl. West 1973b, 188: «By 1100 it may have existed in south Greece something like hexameters, though I imagine that they might be rather looser in technique than what we are used to; even Homer's lines do not always 'scan', i. e. fit the scheme we abstract from his normal practice. The origin of the verse ... betrays itself in rhythmic irregularities at the caesura in lines such as Il. 4.517: ἔνθ' Ἀμαρυγκείδην Διώρεα μοῖρα πέδησε ...»

mäßigkeiten durch Substitution sprachlicher Vorformen aufzulösen. Im Fall von ἀνδροτῆτα ist dies von besonderer Wichtigkeit. Denn gemäß 2. besteht die Alternative darin, eine Vorform *\*/an̥tāta/* zu substituieren, die mit intaktem *\*/r/* zwangsläufig auf eine vormykenische Sprachstufe weist. Damit fällt ἀνδροτῆτα nunmehr als zwingender Beweis für die Existenz eines vormykenischen Hexameters außer Betracht.

#### 4. Die Annahme eines vormykenischen Hexameters aus literaturgeschichtlicher Sicht

Gehen wir zu einigen literaturgeschichtlichen Überlegungen über. Wir haben in 2. bereits festgestellt, daß sich die Verfechter eines vormykenischen Hexameters auf eine Implikation stützen: daß nämlich allfällige (vor)mykenische Versstücke (die wir ohnehin in 3. in Zweifel gezogen haben) zwangsläufig bereits in Hexametern abgefaßt worden seien.

Die Alternative, wonach solche archaischen Versstücke durch andere Metren (etwa die gemäß 3. ererbten Sieben- und Achtsilbler) transportiert worden seien, wird hingegen nirgends erwogen. Nichts aber ist natürlicher als dies:

- Erstens wird nirgendwo bestritten, daß in die homerische Diktion auch phraseologische Bestandteile einer ererbten «indogermanischen Dichtersprache» eingeflossen sind.<sup>17</sup> Dabei spielt es keine Rolle, in welchem Umfang solche Bestandteile im epischen Lexikon Aufnahme gefunden haben. Entscheidend ist, daß es hierfür ein metrisches Vehikel gegeben haben muß, das auf jeden Fall nicht der Hexameter gewesen sein kann. Der Transfer von sprachlichen Bausteinen von einem Metrum ins andere ist also ein elementarer Vorgang.
- Es kommt hinzu, daß die Struktur der epischen Diktion die Annahme eines solchen Transfers geradezu fördert. So weisen Gentili/Giannini 1996, 49ff. auf gewisse – im Epos so elementare – Verbindungen aus Name plus Epitheton hin. Diese bilden nach den beiden Autoren einzelne Kola, die der metrischen Struktur lyrischer Versmaße entsprechen. Einige dieser Kola erweisen sich zudem aus linguistischer Sicht als besonders archaisch.

<sup>17</sup> Eine materielle Auflistung der Elemente der «indogermanischen Dichtersprache» liefert Schmitt 1967.

Diese Überlegungen zeigen, daß jegliche Annahme eines vormykenischen Hexameters voreilig ist, solange sie sich auf vermeintlich archaische Versstücke beruft. In 5. wollen wir diese Frage abschließend behandeln.

### 5. Der Hexameter – eine funktionale Annäherung

Jahrzehntelang sah es die Homerforschung als gegeben an, daß im Zentrum der epischen Diktion die «Formel» steht: also eine stehende Wortverbindung, die zum Ausdruck einer bestimmten mentalen Repräsentation (einer Idee) dient.<sup>18</sup> Die in den letzten 15 Jahren erschienenen Arbeiten von E. Visser und E. Bakker haben diese Auffassung der «Formel» jedoch deutlich modifiziert. Die Fortschritte lassen sich kurz in zwei Etappen zusammenfassen:<sup>19</sup>

- Visser 1987 (Zusammenfassung in Visser 1988) befaßt sich mit der Versifikationstechnik des Epensängers. In seinem generativen Modell des homerischen Verses unterscheidet er grundsätzlich zwischen ...

... den Determinanten, dem semantischen Nukleus eines Verses, der die Aussageabsicht (die «Idee») trägt: so etwa Eigennamen.

... den peripheren Variablen, welche die Aussageabsicht komplettieren: so etwa Verben und Konjunktionen.

... den freien Ergänzungen, dem metrischen «Füllmaterial»: so etwa Epitheta ornantia oder Appositionen.

Anhand der Tötungsszenen illustriert Visser den Versifikationsprozeß wie folgt: Die beiden Determinanten einer solchen Szene sind der Name des Tötenden sowie der Name des Getöteten. Die metrische Gestalt dieser beiden Angaben bedingt nun die Wahl der ersten Variablen, des Verbums für «töten». Im Sinne eines metrischen Suppletivsystems kann der Sänger hier aus einem Satz metrisch komplementärer Homonyme wählen. Ergänzt wird der Vers durch die syntaktisch geforderte Konjunktion als zweite Variable. Den Freiraum (die «Raumreserve»), der nach Festlegung der vier semantisch notwendigen Elemente verbleibt, füllt der Sänger nach Belieben.

<sup>18</sup> Eine aktuelle Übersicht über den Begriff der «Formel» und ihres forschungsgeschichtlichen Hintergrunds vermittelt Latacz 2000b, 48ff.

<sup>19</sup> Siehe für die Arbeiten von E. Visser auch die klare Zusammenfassung von Latacz 1992.

- Diesen Überlegungen zur Versifikationstechnik gibt Bakker 1990, 2ff., 1997a, 35ff. beziehungsweise zusammenfassend 1997b entscheidendes Gewicht. Gestützt auf die Erkenntnisse der modernen Diskursanalyse weist Bakker nach, daß der parataktische, appositive Stil eines homerischen Verses den Charakteristika der gesprochenen Sprache sehr nahe kommt. Damit wird das von Visser gezeichnete Versifikations-Szenario auch in der Praxis plausibel. Wenn Bakker in einem homerischen Hexameter gewöhnlich mehr als eine kognitive Einheit erkennt, so deckt sich das mit Vissers Aussage, wonach der Hexameter neben Determinanten und Variablen noch Platz für freie Ergänzungen offen läßt.

Aus diesen neuen Forschungsergebnissen resultiert eine erste, für die Frage des Hexameters entscheidende Erkenntnis. In den Worten von Latacz 1992, 823: «Wenn es zutrifft, daß die epische Improvisationstechnik ursprünglich ... darin besteht, Hexameter in einem Setz- und Füllverfahren aus *Einzelwörtern* zu generieren, dann kann die Formel nicht Elementarbaustein des Verfahrens sein, sondern nur Produkt.» Dies aber bedeutet: Die in 2. geschilderten Versuche, das Alter der Epensprache und damit indirekt des Hexameters an der Formel festzumachen, sind a priori zum Scheitern verurteilt. Denn Formeln sind keine tradierten Einheiten, sondern werden ständig neu generiert.

Vielmehr raten uns die geschilderten Ergebnisse, die formale Sicht des Hexameters zugunsten einer funktionalen aufzugeben. Eine solche Sicht präsentiert Bakker 1997a, 49f., 125ff. sowie besonders 146ff.: Danach ist der Hexameter aus dem rhetorischen Bedürfnis hervorgegangen, den natürlichen Rhythmus gesprochener Sprache zur Steigerung des Vortragserlebnisses zu regularisieren. Da der Hexameter üblicherweise mehr als eine kognitive Einheit enthält, baut er ursprünglich auch auf einzelnen Intonationseinheiten auf. Diese Intonationseinheiten entsprechen den Verseinschnitten des Hexameters.<sup>20</sup>

Damit liefert Bakker weitere Argumente für eine synthetische Auffassung des Hexameters, wie wir sie in 3. bereits vorgestellt haben. Auch für die Datierung des Hexameters ergeben sich neue Perspek-

<sup>20</sup> Vgl. zur Nähe von gesprochener Sprache und Vers auch die Darlegungen von Devine-Stephens 1993 sowie deren Resümee (ib. S. 399): «The more we find out about the prosody of Greek speech, the clearer it is becoming that the constituents of verse structure – syllables, feet, metre, hemistichs, stichoi – are simply more highly constrained, regularized or prototypical instances of prosodic constituents and domains that pre-exist in the Greek language.»

tiven. Und zwar in folgender Hinsicht: Da der Hexameter auf der Regularisierung mündlicher Sprache beruht, ist der epischen Diktion eine «Grammatik der Mündlichkeit» eigen. Zu ihren entscheidenden Steuerungselementen gehören die Partikeln /dél/ und /kai/. Während /dél/ die Progression der Handlung anzeigen (also zwei Ideen als selbständige Bestandteile einer Handlung darstellt), vereinigt /kai/ zwei Elemente einer Handlung zu einer Idee.<sup>21</sup> Zur Illustration sei auf Hom., Il. 1,33 ὃς ἔφατ', ἔδεισεν δ' ὁ γέρων καὶ ἔπειθετο μύθῳ verwiesen. Die Übersetzung stellt die Rollen klar: «So sprach er. Da (= progressives /dél/; leitet zu neuer Idee über) geriet der alte Mann in Furcht und (= inkludierendes /kai/; ergänzt die bestehende Idee um einen neuen Gesichtspunkt) gehorchte dem Wort.» /kai/ ist im Ionischen nicht ursprünglich. Vielmehr setzt es das in den nordwestgriechischen Dialekten heimische \*/kati/ fort<sup>22</sup> und hat sich erst in nachmykenischer Zeit auf die südgriechischen Dialekte (also auch auf das Ionisch-Attische) ausgebreitet. Im Mykenischen wird die Funktion von inkludierendem /kai/ noch durch -qe /-k<sup>u</sup>e/ wahrgenommen: vgl. einen wohl mündlich diktierten Eintrag wie PY Eb 294.1 o-pe-te-re-u qe-ja-me-no e-ke-qe ke-ke-me-na ko-to-na ... /Op<sup>b</sup>eltrēus Q. <sup>b</sup>ek<sup>b</sup>ei-k<sup>u</sup>e k<sup>b</sup>ek<sup>b</sup>emenān ktoi-nān .../ «Opheltreus, der Q.: er besitzt (soundso viel) unbebautes Land»<sup>23</sup>. Inkludierendes \*/-k<sup>u</sup>e/ beziehungsweise dessen Nachfolger -te wäre deshalb auch im Epos zu erwarten, falls dieses Wurzeln in mykenischer Zeit besäße. – Im Gegensatz zu /kai/ findet sich /dél/ in der von Bakker für Homer beschriebenen Funktion bereits auf mykenischen Tafeln: vgl. PY An 607.6-7 do-qe-ja do-e-ra ma-te pa-te-de ka-ke-u MUL 1 /dork<sup>u</sup>ejā, do<sup>b</sup>elā matēr, patēr-de k<sup>b</sup>alkēus/ «eine D., die Mutter Sklavin, der Vater Schmied», wo /dél/ die Personalien der betreffenden Arbeiterin um eine Vatersangabe ergänzt. Daraus ergibt sich

<sup>21</sup> Siehe Bakker 1997a, 62ff. beziehungsweise 71ff.

<sup>22</sup> Die im Südgriechischen erwartete Form lautet \*/kasi/. Sie ist im arkadischen und kyprischen Dialekt als /kas/ «und» sowie in kypr. /kasignētos/ «Bruder» \*«Mit-geborener» (ferner evtl. in myk. ka-si-ko-no /kasi-konos/?) bezeugt. – Kaum zufällig setzt /kai/ in der von Homer verwendeten inkludierenden Funktion die Ursprungsbedeutung von \*/kati/ «mit» fort. /kai/ ist somit schon früh nach der Übernahme aus dem Nordwestgriechischen in die mündliche Grammatik des Epos integriert worden.

<sup>23</sup> Siehe zur Funktion von myk. -qe die Analyse von Ruijgh 1971, 218ff. – Bezeichnenderweise fällt -qe als Relikt mündlicher Syntax weg, sobald der Eintrag von PY Eb 294 mitsamt anderen Einträgen auf die definitive Sammelliste Ep 704 übertragen wird. Dort heißt es nunmehr (Z. 1) o-pe-te-re-u qe-ja-me-no e-ke ke-ke-me-na ko-to-na ...

ein widersprüchliches Bild: Die für den epischen Sprechgesang so elementaren Steuerungselemente sind teils archaisch, teils aber auch nachweislich postmykenisch.

Eine vollständige Auswertung der historischen Aussagen, welche die funktionale Sicht des Hexameters ermöglicht, ist eine Aufgabe der Zukunft. Der erste Eindruck ist uneindeutig: Der Prozeß, der zur Ausbildung der epischen Sprache mitsamt ihrer charakteristischen Grammatik führt, mag in mykenischer Zeit einsetzen. Er schreitet jedenfalls in postmykenischer Zeit stetig voran. Dies läßt es uns als höchst unwahrscheinlich erachten, daß die epische Sprache (in der bekannten Ausprägung) sowie der Hexameter in eine vormykenische Phase zurückreichen.

## 6. Schlussbetrachtung

Am Anfang dieses Beitrags steht die Frage nach dem Alter des Hexameters – und damit nach seiner Aussagekraft für die Troia-Frage. Waren mykenische Epensänger in der Lage, einen zeitgenössischen Krieg in Hexametern zu beschreiben? Unsere Antwort lautet «non liquet». Denn die von den Verfechtern eines (vor)mykenischen Hexameters ins Feld geführten Argumente erweisen sich in keinem Fall als schlüssig.

Gerade die Ergebnisse der jüngsten Homerforschung geben zu größerer Zuversicht Anlaß. Epische Sprache und damit der Hexameter rücken näher an die gesprochene Sprache, was neue Vergleiche ermöglicht. Dabei zeigt sich, daß Homers Diktion kaum vormykenischen Ursprungs ist (also in eine Zeit vor 1400 v. Chr. zurückreicht), jedoch in Ansätzen der auf den mykenischen Linear B-Tafeln bezeugten Diktion nahesteht. Die Wurzeln des Epos und damit des Hexameters könnten also in mykenischer Zeit liegen. Ebenso klar ist aber, daß die Ausbildung der epischen Formulierungstechnik und damit die Kanonisierung noch einen längeren Zeitraum über das Ende der mykenischen Epoche in Anspruch genommen haben.

## Literatur

Bakker, E.J.

- 1990 E.J. Bakker, Homeric discourse and enjambment. A cognitive approach, *TAPhA* 120 (1990), 1–21.  
1997a E.J. Bakker, Poetry in Speech. Orality and Homeric Discourse, Ithaca and London 1997.  
1997b E.J. Bakker, The study of Homeric discourse, in: Morris/Powell 1997, 284–304.

- Berg, N.
- 1978 N. Berg, *Parergon metricum: der Ursprung des griechischen Hexameters*, MSS 37 (1978), 11–36.
- Devine, M./Stephens, L. D.
- 1993 A. M. Devine/L. D. Stephens, Evidence from experimental psychology for the rhythm and metre of Greek verse, *TAPhA* 123 (1993), 379–403.
- Fantuzzi, M.
- 1984 M. Fantuzzi, Preistoria dell'esametro e storia della cultura greca arcaica: a proposito di alcuni studi recenti, *MD* 12–13 (1984), 35–60.
- Fantuzzi, M./Pretagonisti, R.
- 1996 M. Fantuzzi-R. Pretagonisti (edd.), *Struttura e storia dell'esametro greco, Studi di metrica classica*, 10, Volume II, Roma 1996.
- Gentili, B./Giannini, P.
- 1996 B. Gentili/P. Giannini, Preistoria e formazione dell'esametro, in: Fantuzzi/Pretagonisti 1996, 11–62 (zuerst in: *QUCC* 26, 1977, 7–51).
- Latacz, J.
- 1992 J. Latacz, Neuere Erkenntnisse zur epischen Versifikationstechnik, *SIFC* 85 (1992), 807–826.
- 2000a J. Latacz (ed.), *Homers Ilias. Gesamtkommentar*. Herausgegeben von J. L. Prolegomena von Fritz Graf et al., München/Leipzig 2000.
- 2000b J. Latacz, Formelhaftigkeit und Mündlichkeit, in: Latacz 2000a, 39–59.
- 2001 J. Latacz, *Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels*, 3., durchgesehene und verbesserte Auflage, München/Berlin 2001.
- Macía Aparicio, L. M.
- 1992 L. M. Macía Aparicio, Origen y estructura del hexámetro dactílico. Revisión crítica, *ÉClás* 34 (1992), 87–103.
- Magnelli, E.
- 1996 E. Magnelli, Studi recenti sull'origine dell'esametro: un profilo critico, in: Fantuzzi/Pretagonisti 1996, 111–137.
- Meillet, A.
- 1923 A. Meillet, *Les origines indo-européennes des mètres grecs*, Paris 1923.
- Meister, K.
- 1921 K. Meister, *Die homerische Kunstsprache*, Leipzig 1921.
- Morris, I./Powell, B.
- 1997 I. Morris/B. Powell (edd.), *A New Companion to Homer*, Leiden/New York/Köln 1997 (= *Mnemosyne*, Suppl. 163).
- Nünlist, R.
- 2000 R. Nünlist, *Homerische Metrik*, in: Latacz 2000a, 109–114.
- O'Neill, E. G.
- 1942 E. G. O'Neill, The localization of metrical wordtypes in the Greek hexameter, *Yale Classical Studies* 8 (1942), 103–178.
- Ritoók, Z.
- 1987 Z. Ritoók, Vermutungen zum Ursprung des griechischen Hexameters, *Philologus* 131 (1987), 2–18.
- Ruijgh, C.J.
- 1971 C. J. Ruijgh, *Autour de «te épique»*. Études sur la syntaxe grecque, Amsterdam 1971.

## Der epische Hexameter im Rahmen der Homer-Troia-Debatte

- 1985 C.J. Ruijgh, Le mycénien et Homère, in: A. Morpurgo Davies/Y. Duhoux, Linear B: a 1984 Survey. Proceedings of the Mycenaean Colloquium of the VIIIth Congress of the International Federation of the Societies of Classical Studies (Dublin, 27 August – 1st September 1984), Louvain-La-Neuve 1985, 143–190.
- 1995 C.J. Ruijgh, D'Homère aux origines proto-mycéniennes de la tradition épique, in: Homeric Questions. Essays in Philology, Ancient History and Archaeology, including the Papers of a Conference Organized by the Netherlands Institute at Athens (15 May 1993), ed. by J.P. Crielaard, Amsterdam 1995, 1–96.
- Schmitt, R.
- 1967 R. Schmitt, Dichtung und Dichtersprache in indogermanischer Zeit, Wiesbaden 1967.
- Tichy, E.
- 1981 E. Tichy, Hom. ὀνδροτῆτα und die Vorgeschichte des daktylischen Hexameters, *Glotta* 59 (1981), 28–67.
- Vigorita, J.F.
- 1977 J.F. Vigorita, The Indo-European origins of the Greek hexameter and distich, *ZVS* 91 (1977), 288–299.
- Vine, B.
- 1978 B. Vine, On the heptasyllabic verses of the Rig-Veda, *ZVS* 91 (1977), 246–255.
- Visser, E.
- 1987 E. Visser, Homerische Versifikationstechnik. Versuch einer Rekonstruktion. Frankfurt/M./Bern/New York 1987.
- 1988 E. Visser, Formulae or single words? Towards a new theory on Homeric verse-making, *Würzburger Jahrbücher für die Altertumswissenschaft, Neue Folge* XIV (1988), 21–37.
- Watkins, C.
- 1963 C. Watkins, Indo-European metrics and archaic Irish verse, *Celtica* 6 (1963), 194–249 (= Selected Writings, Innsbruck 1994, 349–404).
- 1995 C. Watkins, How to Kill a Dragon. Aspects of Indo-European Poetics, New York/Oxford 1995.
- West, M.L.
- 1973a M.L. West, Indo-European metre, *Glotta* 51 (1973), 161–187.
- 1973b M.L. West, Greek poetry 2000–700 B.C., *CQ N.S.* 23 (1973), 179–192.
- 1988 M.L. West, The rise of the Greek epic, *JHS* 108 (1988), 151–172.
- 1997 M.L. West, Homer's metre, in: Morris/Powell 1997, 218–237.

# Die homerische Kunstsprache

MICHAEL MEIER-BRÜGGER

## I. Zur Einleitung

Das Verständnis der in den homerischen Epen verwendeten altgriechischen Sprachausprägung als Kunstsprache geht auf Karl Meister zurück (s. unten in der Literaturliste L15). Er hat sein zu Recht berühmtes Buch auf ein Preisausschreiben hin in wenigen Wochen verfaßt und durfte es nach Zuerkennung des Preises ausbauen (s. unten L15, p. VI).

Die sprachliche Situation im archaischen Griechenland des 8. Jahrhunderts v.Chr. – ich beziehe mich bewußt auf dieses Jahrhundert, weil ich der allgemeinen Ansicht folge, daß der Verfasser von *Ilias* und *Odyssee* damals gelebt hat, s. J. Latacz unten in L9 d, Spalte 687 – kann nicht mit der heutigen im deutschen Sprachgebiet verglichen werden, wo die noch gesprochenen Mundarten in der Regel nur einen bestimmten Teil der sprachlichen Funktionen abdecken (unter anderem die Gespräche zu Hause, unter Freunden und Kollegen) und wo für andere (unter anderem die schriftliche Aufzeichnung) die sogenannte Hochsprache verwendet wird. Mundart und Hochsprache ergänzen sich komplementär (s. E. Seibold unten in L33 a). Die altgriechischen Dialekte dagegen waren keine Mundarten im eigentlichen Sinn, sondern Sprachausprägungen, die für Alles verwendbar waren, vom alltäglichen Gespräch bis zur schriftlichen Form. Jeder damalige Griechen sprach seinen heimatlichen Dialekt, sei es nun Attisch, Ionisch, Böotisch oder Lakonisch. Trotzdem war aber jedem klar, daß alle Griechen sprachlich zusammengehörten und Teil einer Einheit waren (s. A. Morpurgo Davies unten in L33 b). Eine überregionale Verkehrssprache entstand den Griechen erst mit dem Aufkommen der sogenannten Koine in nachklassischer und hellenistischer Zeit. Diese hat allmählich die einzelnen Dialekte in die Schranken von Mundarten verwiesen und ist dafür verantwortlich, daß die Dialekte über kurz oder lang zugunsten der Koine aufgegeben worden sind.

Die homerische Kunstsprache war die traditionell von den Sängern (altgriechisch ὄσιδος ‹Sänger›, s. unten L4 s. v.) verwendete Sprachausprägung. Sie war im Prinzip allen Griechen als poetisches Medium des Epos vertraut (s. zur Gattung Epos J. Latacz unten in L9 c), fand aber auch außerhalb des Epos Verwendung. Gleich zu Beginn der Einführung des griechischen Alphabets um die Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. tragen die sogenannte Dipylon-Kanne aus Athen und der sogenannte Nestorbecher aus Ischia Inschriften, deren sprachliche Form sich in Metrum und Wortschatz an die homerische Kunstsprache anlehnt (s. unten L34).

Bis zur Einführung der griechischen Schrift muß das archaische Griechenland als eine rein orale Gesellschaft gesehen werden. Und auch danach bis zu Platons Zeiten galt für den einfachen Bürger die Mündlichkeit. In den Palästen des mykenischen Griechenland war zwar die sogenannte Linear B-Schrift in Gebrauch, im Alltag fand aber alle Kommunikation ausschließlich mündlich statt. Für die homerische Kunstsprache heißt dies ganz klar, daß sie von ihren ersten Anfängen in grundsprachlicher Zeit bis zur Abfassung der wohl schriftlich konzipierten, monumentalen, typisch griechischen Epen von *Ilias* und *Odyssee* im 8. Jahrhundert v. Chr. nur mündlich gebraucht war.

Sänger, die ihren Gesang mit einem Saiteninstrument begleiteten, gab es nach Ausweis von Fresko-Fragmenten aus Pylos bereits in mykenischer Zeit (s. unten L35). Seit kurzem sind sogar zwei *mu-ra-ta-e* (im Dual) = *lurātā-e* ‹Lyra-Spieler› aus dem Linear B-Archiv des mykenischen Palastes im böötischen Theben bekannt (s. unten L36). *Ilias* und *Odyssee* geben uns ferner ein Bild, wie man sich einen Sänger und sein Publikum im 8. Jahrhundert v. Chr. vorzustellen hat. Erinnert sei an Demodokos am Königshof der Phäaken (s. J. Latacz unten in L9 a, p. 40–42). Er konnte aus dem Stegreif nach Wünschen aus dem Zuhörerkreis Themen aufgreifen und vortragen.

## 2. Zu den Charakteristika der homerischen Kunstsprache

Hinweise auf neuere Darstellungen: E. Risch 1978 (s. unten L22 a); J. B. Hainsworth (s. unten L3 a); B. Forssman 1991 und 1998 (s. unten L6 a und b); G. Horrocks 1997 (s. unten L8 a); R. Wachter 2000 (s. unten L2 a); O. Hackstein 2002 (s. unten L32a).

Grundsätzlich scheint metrische Einbindung eine Charakteristik mündlicher Dichtung zu sein (s. J. Latacz unten in L31, p. 301). Die homerische Kunstsprache basiert auf dem daktylischen Hexameter. Die Sänger haben mehrere Strategien entwickelt, unmetrische Formen

ins Metrum einzupassen (vgl. die Übersicht von P. Chantraine unten in L18, Band I, p. 94ff.; vgl. ferner R. Wachter in L2 a, p. 82f.). Dazu zählen die sogenannten metrischen Dehnungen, vgl. den Dativ Plural (unter anderem in *Ilias* 1, 503) #ἀθανάτοισι# ‹den Unsterblichen›, wo die vorgegebene, metrisch aber unmögliche Quantitätenfolge #uuu-u# kunstsprachlich mit gedehntem erstem langen *a* zu sprechen ist (# steht hier und im folgenden für Wortanfang oder Wortende, ## für Versanfang oder Versende; - steht für eine Länge, u für eine Kürze). Hier einzureihen sind ferner morphologisch irreguläre Formen, vgl. *Ilias* 6, 291 mit dem am Versende stehenden Akkusativ #εὐρέα#πόντον## ‹auf das weite Meer›, wo statt der normalsprachlichen Akkusativ-Form εὐρύν (sie ergäbe in Kombination mit πόντον die im fünften Fuß in aller Regel gemiedene Quantitätenfolge #--#) die kunstsprachliche Form εὐρέα mit der erwünschten Quantitätenfolge #-uu# gebildet wird.

Die homerischen Kunstsprache ist dialektal nicht einheitlich. Das zum Teil metrisch bestimmte Neben- und Nacheinander von Ionischem und Außerionischem (es ist in der Hauptsache Äolisch, s. P. Wathelet unten in L21) ist auffällig. So wechselt ohne metrische Relevanz das ionische *e*-vokalige ei ‹wenn› mit dem äolischen bedeutungsgleichen *a*-vokaligen οι. Statt ionischem #ἡμεῖς# ‹wir› mit der Quantitätenfolge #--# steht anderswo aus metrischen Gründen das äolische #ἄμμε# mit der Quantitätenfolge #-u# (s. unten L37).

Eine weitere Charakteristik der homerischen Kunstsprache ist das Nebeneinander von sprachlich Älterem und sprachlich Jüngerem. Dies ist Ausdruck einer längere Zeit andauernden Tradition, in der laufend die etablierte Sprachnorm durch lautliche und formale Neuerungen ergänzt und bereichert wird. Das Nebeneinander von Jüngerem und Älterem gehört selbstverständlich zu jeder in lebendigem Gebrauch stehenden Sprache. Die archaisierende Tendenz ist aber gerade fester Bestandteil der Stilistik der homerischen Kunstsprache. Die durch diesen Stil gestützten traditionellen, älteren Formen sind daher dominanter als sonst vertreten. Sie konservieren sich speziell in der metrisch gebundenen Formelhaftigkeit, die gleich noch angesprochen wird. Ein Beispiel für dieses Nebeneinander liefern die beiden folgenden Gruppen von Belegen. Bei der ersten Gruppe ist im Anlaut vor Vokal ursprünglich vorhandenes konsonantisches *w* (*Wau*) geschwunden, die Metrik rechnet mit rein vokalischem Anlaut. In Gegensatz dazu stellt sich die zweite Gruppe, wo in gleicher Position die Metrik auf das Vorhandensein des konsonantischen *w* angewiesen ist (auch wenn es die Handschriften mit dem dafür eigentlich verwendeten Buchstaben, dem so-

genannten Digamma, nicht notieren). Für die erste Gruppe vgl. *Ilias* 20, 67 #Ποσειδάωνος#ἀνακτος## <des Herrschers Poseidon> mit der Quantitätenfolge #u---u#u-u#. Für die zweite Gruppe vgl. *Ilias* 1, 7 #Ἄτρείδης#τε#[w]ἄνδρῶν# <und der Atreide, Herr der Männer>, wo allein die Setzung des *w* zu Beginn des dritten Wortes den Hiat umgehen kann. Das hier bei den beiden Gruppen geschilderte widersprüchliche Phänomen erklärt sich dann am besten, wenn wir annehmen, daß der Lautstand bei der Gruppe zwei der ältere ist. Das fragliche Wort ἄνδρος basiert nach Ausweis des Mykenischen und nach Belegen in älteren nichtionischen Dialektinschriften auf der Form Fόvōξ, vgl. myk. *wa-na-ka* = *wanaks*. In dieser älteren Form wurde es Bestandteil des epischen Wortschatzes. Im ionischen Dialekt dagegen ist das konsonantische *w* früh geschwunden. Die ionisch sprechenden Sänger kannten dementsprechend von ihrem zeitgenössischen heimischen Dialekt aus die vokalisch anlautende Form ἄνδρος. Sie haben diese bei Neuformulierungen auch so verwendet. Daneben war ihnen aus den von den Vorgängern übernommenen und eingebütteten Versmaterialien und Wendungen bekannt, wo der Vokaleinsatz am Anfang von ἄνδρος und auch wie ein Konsonant gezählt werden konnte.

Es gibt in dieser Art eine ganze Reihe von Formen, die bei Einsatz des Lautstandes des zeitgenössischen Ionisch des 8. Jahrhunderts unmetrisch sind. Sie erklären sich in der Regel problemlos, wenn wir annehmen, daß sie zu dem Zeitpunkt, wo sie in den Bestand der Kunstsprache aufgenommen wurden, in metrisch tadellosem Zustand waren und daß erst danach wirksam gewordene Lautwandel zu Konflikten mit dem Metrum geführt haben (s. unten R. Wachter in L2 a, p. 69ff. und R. Nünlist am gleichen Ort p. 114).

Ein weiteres Charakteristikum dieser Kunstsprache mit nachweislich langer mündlicher Tradition ist deren Formelhaftigkeit (s. J. Latacz unten in L2 a, p. 39–59, wo die Forschungsgeschichte, die Ergebnisse und Perspektiven mit aller wünschenswerten Klarheit dargestellt sind). So gingen bestimmte Epitheta mit bestimmten Nomina im Laufe der Tradition eine feste Formel ein, vgl. unter vielen die am Versende stehenden δῆος Ὀδυσσεύς oder μητέα Ζεύς. Die Sachlage ist aber vielschichtig. Der durch Formeln geprägte epische Grundstil konnte mit zeitgenössischen Stilelementen kontrastiert werden. Es ist wohl kein Zufall, wenn die Sprache der Gleichnisse oder der direkten Rede manchmal stilistisch moderner ist als die der umgebenden traditionellen Erzählungsform.

### 3. Zur Vorgeschichte des homerischen Kunstsprache

Die groben Linien der Entwicklung der homerischen Kunstsprache sind längst beschrieben (s. M.L. West 1988 unten in L29 a, ferner R. Janko 1992 unten in L1 c, p. 8–19). Die Griechen müssen bei ihrer Landnahme in Griechenland um 2500 v.Chr. (s. zur Datierung unten L38) eine in die Zeit der urindogermanischen Grundsprache zurückreichende Heldenepik mitgebracht haben. So ist die in den homerischen Epen *Ilias* 9,413 verwendete Formulierung κλέος ἀφθιτον «unvergänglicher Ruhm» nach allem, was wir wissen, bereits grundsprachlich (s. M.L. West unten in L29 a, p. 152f.). Welchen Umfang diese Epik zu Beginn aber genau hatte, ist nicht abzuschätzen. Es ist aber anzunehmen, daß neben dem erzählenden narrativen Helden-Epos auch das preisende religiöse und kultische Epos seinen ange stammten Platz hatte.

Der troianische Sagenkreis ankert im 2. Jahrtausend v.Chr. und muß spätestens kurz nach 1200 v.Chr. Bestandteil der Heldenepik geworden sein. Zwischen diesem Zeitpunkt und dem archaischen Griechenland des 8. Jahrhunderts liegen immer noch rund 450 Jahre oder 15 Generationen à 30 Jahre. Auf das Ende dieser langen Zeit hin hat die Heldenepik zum absoluten Höhepunkt der homerischen Großepen gefunden. Diese haben einen Umfang von 15 693 (*Ilias*) bzw. 12 109 (*Odyssee*) Versen. Der Inhalt und die epische Spachausprägung sind zwar grundsätzlich traditionell, die Sänger waren aber jederzeit in der Lage, neue Themen oder neue Formen und Vokabeln in ihr Repertoire aufzunehmen. Dafür ein mögliches Beispiel aus dem Wortschatz: Die mykenischen Linear B-Tafeln kennen als Kopula «und» nur das ererbte *qe* = *k<sup>w</sup>e*. Das in *Ilias* und *Odyssee* über 5400 × verwendete κοί ist dagegen vermutlich erst nachmykenisch im nordwestgriechischen Raum etabliert worden (s. V. Lüttel unten in L39; s. ferner I. Hajnal in seinem Beitrag gegen Ende von 5.). Wenn dies tatsächlich richtig ist, dann hätte sich das frisch gebildete κοί gemeingriechisch verbreitet und wäre ebenfalls fester Bestandteil der Sprache der Epen geworden. Eine Einzelheit dazu: Die Versendformel #ἀνδροτῆτα#κοί#ἥβην## «Mannhaftigkeit und Jugendkraft» von *Ilias* 16,857 = 22,363 mit der metrisch unzulässigen Quantitätenfolge #-u-u# gilt als alttümlich, das inkorporierte κοί böte dann aber einen Hinweis darauf, daß die Formel nachmykenisch reformuliert worden ist.

Strittig ist, wie die Sänger dazu gekommen sind, ihre Texte in einem Mix aus ionischen und äolischen Sprachmerkmalen zu formulieren. Es hat allen Anschein, als habe nach einer längeren epischen Tradition im

äolischen Sprachgebiet die Übernahme der Epik ins Ionische direkt zum Höhepunkt geführt (s. D. Haug unten in L32; für die gegenteilige Ansicht, die mit einem altionischen Kern und einer sekundären Zuhilfenahme von Äolismen rechnet, s. den Verweis auf G. Horrocks bei I. Hajnal unter 4.).

Eine eigene Problematik bietet die Rekonstruktion der Vorgeschichte des daktylischen Hexameters. Er wird von einem Teil der Forscher als feste Größe betrachtet, die bereits in mykenischer Zeit unverrückbar vorlag. Der andere Teil – ich zähle mich dazu – nimmt an, daß der Hexameter wie das Epos selbst eine längere Entwicklung durchgemacht hat und daß sein regelmäßiger Bau erst den nachmykenischen Schlußpunkt einer längeren Entwicklungsphase darstellt (s. wiederum I. Hajnal in seinem Beitrag).

#### 4. Zu den sprachlichen Argumenten in der Homer-Troia-Debatte

J. Latacz kommt das Verdienst zu, in seinem hervorragend geschriebenen Buch *Troia und Homer* (s. unten L31, vgl. ferner die weiteren Publikationen in L9) die verschiedenen Wissenschaften, die in die Homer-Troia-Debatte involviert sind, angemessen berücksichtigt zu haben. Die sprachlichen Argumente sind aber überzeichnet. Ich beginne mit einem Zitat (s. unten J. Latacz in L9 e, Spalte 508f.): «Wirkliche Fortschritte über M. Parry hinaus setzten erst in den 80er Jahren des 20. Jh. ein: ... Sprachwiss(enschaftliche) Forsch(ungen) zeigten, daß Trad(ition) und Traditionalität der epischen Sprache wesentlich weiter zurückreichen, als selbst Parry vermutet hatte: mindestens bis ins 16. Jh. v. Chr. ... mindestens 850 Jahre alten Trad(ition) mündlichen Improvisierens von Dichtung in der festen Form von Hexametern».

Die Schlußfolgerungen (ein Zurück bis mindestens ins 16. Jahrhundert v. Chr. und die Festlegung auf eine seit vormykenischer Zeit bis zu *Ilias* und *Odyssee* gleichbleibende Hexameterform) basieren im wesentlichen auf dem Paradebeispiel der bereits kurz vorher gestreiften Versendformel #ἀνδροτῆτα#καὶ#ἥβην# «Mannhaftigkeit und Jugendkraft» von *Ilias* 16,857 = 22,363 mit der metrisch unzulässigen Quantitätenfolge #-u-u#. Hier die Argumentation in aller Kürze: Setzt man statt #ἀνδροτῆτα# die vermutliche urgriechische Ausgangsform #\*ἀντῆτα# mit einem *r sonans* ein, so erhält man einen hexametrisch einwandfreien Versschluß. Nach Auskunft der Linear B-Texte war *r sonans* bereits mykenisch zu *ar/ra* bzw. *or/ro* verschoben, vgl. *to-pe-za* = *torpeda* ‹Tisch› mit seinem *or*. Dies heißt, daß die wiederhergestellte

hexametrische Form #*\*an̄tāta*# ein vormykenisches Alter hat. Fraglich ist aber, ob daraus wirklich gefolgert werden darf, daß der Hexameter die gleiche chronologische Tiefe wie #*\*an̄tāta*# besitzt und daß seine Form also mindestens seit dem 16. Jh. v. Chr. feststeht.

Ein weiteres Beispiel kommt dazu. Im Formelvers *Ilias* 2, 651 = 7, 166 = 17, 259 ##Μηριόνης #(τ' #) ἀτάλαντος #Ἐνυαλίῳ#άνδρεϊφόντῃ## «Meriones, gleichgewichtig mit dem Männer mordenden Enyalios» ist die metrische Regelmäßigkeit nur mit Synizese in der Binnenstrophe να von #Ἐνυαλίῳ# oder mit Synalöphe zwischen Wortende von #Ἐνυαλίῳ# und Wortanfang von #άνδρεϊφόντῃ## herzustellen. Geht aber #άνδρεϊφόντῃ## auf die vermutlich urgriechische Form #*\*an̄kʷʰontai*## zurück, dann kann man wieder von einer bereits vormykenischen, hexametrisch passenden Quantitätenfolge #*uu--*## ausgehen. In mykenischer Zeit wäre dann infolge des Lautwandels von *r sonans* zu *or/ro* bzw. *ar/ra* aus dem ursprünglichen #*\*an̄kʷʰontai*## neu ein #*\*an̄rokʷʰontai*## oder ein #*\*an̄rokʷʰontai*## geworden. Beide paßten nicht mehr ins Metrum und mußten umgebildet werden. Das belegte #άνδρεϊφόντῃ## mit passender Folge #*-uu-*## sei der gesuchte Ersatz für #*\*an̄rokʷʰontai*## mit unmöglicher Folge #*-u-*## sein.

Die Forschung hat sich mit beiden Beispielen seit langem beschäftigt. U. v. Wilamowitz-Moellendorff schlug bereits 1884 vor, statt #άνδρεϊφόντῃ## ein älteres #*\*άνδροφόντῃ*## einzusetzen und den Anfang von #άνδροτῆτα# bzw. #*\*άνδροφόντῃ*## in der Art von #άρο-# zu lesen (s. unten L40). Den in unserem Zusammenhang entscheidenden Schritt tat 1958 H. Mühlstein (s. unten L41). In seinen Worten: «Beiläufig: Das athematische \*άρρ- beseitigt auch den vielfach erörterten metrischen Anstoß in άνδροτῆτα 16, 857+, das *uu-u* gemessen ist: Die Formel ist von einem Sänger geprägt worden, der noch ἀ-ν-τ- mit zwei Kürzen sprach ... Aber jetzt ergibt sich eine höchst erstaunliche Chronologie: Da schon das Syllabar [= die mykenische Linear B-Schrift] keine Zeichen für vokalisches γ mehr kennt, sondern nur noch Auflösungen in -ο- ..., ist anapästisches \*άντα-, wie allein es im Hexameter Aufnahme finden konnte, noch vor die Zeit von Linear-B anzusetzen. Demnach muß schon vor der Mitte des zweiten Jahrtausends in griechischen Hexametern von Mannheit gesungen und ein Teil des epischen Formelschatzes geprägt worden sein, oder γ hätte in der frühen Epik länger gelebt als im Mykenischen der Archive.» Und von H. Mühlstein führt der Weg über mehrere ausführliche Arbeiten von C. J. Ruijgh (vgl. unten L7 a) zur Darstellung von J. Latacz, die ich zu Beginn dieser Thematik angeführt habe. Forschungsgeschichtlich

gesehen beginnt die Debatte aber nicht «erst in den 80er Jahren des 20. Jh.».

Ein weiterer bekannter Versschluß bringt die Diskussion voran. Er lautet im Nominativ #Διù#μῆτιν#ἀτάλαυτος## «(Odysseus bzw. Hektor) dem Zeus in Bezug auf die Klugheit gleichgewichtig» (so *Ilias* 2, 636; im Akkusativ 2, 169 und 407; 10, 137; 11, 200; im Vokativ 7, 47). Man erwartet die Quantitätenfolge #u-#--#uu-u# und muß dann sowohl bei der Endung des Dativ Singular von #Διù# als auch bei der Schlussilbe #μῆτιν# ein langes *i* einsetzen. Im ersten Fall basiert die Dativform auf älterem #Diwéi#, wie es direkt so im mykenischen Griechisch in Knossos und Pylos belegt ist und wie es vermutlich auch noch in nachmykenischer Zeit gelautet hat (s. I. Hajnal im seinem Beitrag, Anmerkung 9). Man muß dann annehmen, daß die epische Sprache diese ursprüngliche Form des Dativs bis ins 8. Jahrhundert v. Chr. bewahrt hat, auch wenn inzwischen die meisten Dialekte im Normalfall dativisches *-ei* durch *-i* ersetzt haben. Im zweiten Fall kann es sein, daß das fragliche *i* doch kurz gemessen wurde, daß aber dafür das auslautende *n* doppelt gesprochen wurde, eine Gepflogenheit, wie wir sie auch sonst aus Inschriften kennen (s. C. Watkins unten in L42). Ein gegenteiliger Vorschlag geht dahin, bei #ἀτάλαυτος## mit der urgriechischen Ausgangsform #\*ha-talanto-# <\*das gleiche Wagegewicht habend> zu beginnen und anzunehmen, daß die Fügung #μῆτιν#ἀτάλαυτος## zu einem Zeitpunkt geprägt wurde, als sie noch #métin #\*hatálantos## lautete und dann in dieser Form bis in unsere *Ilias* des 8. Jahrhunderts v. Chr. tradiert worden ist. Das anlautende #*b*- vor Vokal (aus #*s*- vor Vokal entstanden) hatte im mykenischen Griechisch in der Regel noch konsonantischen Status. Nachmykenisch wurde es zu einem Hauchlaut ohne metrische Relevanz. Einzelne Dialekte wie das Oстionische haben diesen dann sogar ganz aufgegeben (sogenannte Psilose).

Wie auch immer, für die Vorgeschichte des fraglichen Verschlusses heißt dies, daß er nachweislich bereits mehrere Sängergenerationen vor Homer Bestandteil der Kunstsprache geworden ist. Die Frage ist nur, wann dies denn genau geschehen ist. Die beiden Phänomene (im Dativ Endung auf *-ei*# und anlautendes #*b*- im Wert eines Konsonanten) haben vermutlich auch nachmykenisch noch gegolten und so muß die Fixierung des Verschlusses nicht unbedingt mykenisches Alter haben (s. wiederum I. Hajnal in seinem Beitrag, 2. Mitte und 3. Mitte).

Die folgende Aussage von J. Latacz (s. unten in L31, p. 313) ist daher zumindest stark überzeichnet: «Das sprachwissenschaftliche Beweismaterial im Falle der Hexameterdiktion ist heute so umfangreich und

stimmig . . ., daß nichts mehr an der Folgerung vorbeiführt: Bestimmte Homerische Verse, die wir in unseren Homer-Ausgaben lesen, sind in nahezu der gleichen – nur rhythmisch richtigen – Form aus dem Munde griechischer Dichtersänger bereits im 16./15. Jahrhundert v. Chr. erklungen. Sie müssen also durch die Zeitspanne vom 16./15. bis zum 8. Jahrhundert in der traditionellen Dichtersprache der griechischen Sänger hindurchgewandert sein.» Aber, wie gesagt: Längst nicht alle nachweislichen Vorstufen müssen zwingend gleich alt sein und alle ins 16./15. Jahrhundert v. Chr. zurückgehen (s. die Warnung von J. Chadwick unten in L29 c). Und wie bei *#Diwéi#* und *#\*hatálantos#* gezeigt, kann im Einzelfall durchaus mit späteren Daten gerechnet werden.

Es ist unstrittig, daß Traditionsstränge über die Zunft der Sänger bis zu den historischen Geschehnissen um Troia / Ilion zurückreichen. Als direkter Hinweis gilt die Formel *Ilias* 15, 66; 21, 104; 22, 6 mit *#Iλίou# προπάροιθεν#* «vor Ilion = vor Troia» (s. M. L. West unten in L8 b, p. 230 und J. Latacz unten in L31, p. 319ff.). Die Form des Genitivs Singular von *#Iλίou#* ist in seiner hier vorliegenden ionischen Form unmetrisch (*#-u-!*). In diesem Fall kann das Phänomen verstanden werden, wenn wir annehmen, daß *#Iλίou#* in der älteren Genitiv-Form *#\*[W]Ilíoo#* (also mit *#-uuu#* und Positionslänge des letzten *u*) Bestandteil der epischen Spache geworden ist. Möglich ist aber ebenso, *#Iλίou#* unter der Annahme von gedehntem *i* in der Binnensilbe als direkt homerische Form zu erweisen (s. R. Wachter unten in L2 a, p. 79 Anmerkung 24; vgl. ferner J. Chadwick unten in L29 b, p. 175f., beginnend p. 175 Spalte rechts letzter Abschnitt). J. Latacz setzt in seiner Argumentation auf *#\*[W]Ilíoo#* und zieht den Schluß (s. unten in L31, p. 322f.): «daß die ganze Formel . . . in der griechischen Sängerdichtung jedenfalls schon lange vor Homer im Schwange war. . . . Das aber heißt nicht weniger, als daß griechische Dichtersänger von irgendwelchen Ereignissen, die «vor Ilios» . . . stattgefunden haben, auf jeden Fall schon lange vor Homer gesungen haben.»

Der sich um Troia rankende troianische Sagenkreis ist vermutlich erst nachmykenisch fester Bestandteil der griechischen Heldenepik geworden. Das Sagengut muß die Zuhörer immer wieder gefesselt haben. Die uns überkommene Form der beiden Großepen arbeitet, wie gezeigt, mit dem Nebeneinander von älterem und jüngerem Sprachmaterial. Fester Bestandteil ist etwa das oben genannte, vermutlich nachmykenisch gebildete *κού*. Allein schon seine allgegenwärtige Verwendung erzwingt die Annahme, daß die Großepen im wesentlichen typisch nachmykenische Schöpfungen sind. Auszuschließen ist ferner,

dafür die Ionismen des 8. Jh. v. Chr. nachhomerische Zutaten sind. Sie müssen vom Verfasser von *Ilias* und *Odyssee* selbst in den Text eingeführt worden sein (s. unten O. Hackstein in L<sub>32a</sub>). W.F. Wyatt (s. unten L<sub>43</sub>) formuliert mit Recht: «Homer's language was as natural to him as is English to us, or nearly so, but only for the purposes for which it was designed, that is, epic poetry. It was of course not his first language, but he must have been as fluent in it as any speaker of a second language can be.»

### 5. Zur Literatur

Die folgende Liste – sie ist in keiner Weise vollständig – versammelt speziell Titel, die in der sprachwissenschaftlichen Diskussion von Relevanz sind. Ich erlaube mir, nicht nur die oben im Beitrag genannten Arbeiten aufzuführen, sondern ein paar zusätzliche dazuzunehmen. Wenn ich darunter auch ein paar Titel wie L<sub>23</sub> (E. Visser, *Homerische Versifikationstechnik*) oder L<sub>24</sub> (I.J.F. de Jong, *Narrators and Focalizers*) nenne, die nicht im strengen Sinne sprachwissenschaftlich ausgerichtet sind, so tue ich dies aus der Überzeugung heraus, daß der Sprachwissenschaftler deren Ansichten und Resultate ebenfalls zur Kenntnis zu nehmen hat.

Unter L<sub>1</sub>–L<sub>10</sub> finden sich Kommentare, Wörterbücher und Sammelwerke. Ab L<sub>11</sub> ist die Liste chronologisch geführt und beginnt mit W. Schulzes Epoche machendem Werk von 1892. Ab L<sub>33</sub> folgen Titel, die nicht direkt Homer zum Inhalt haben, die aber für das Verständnis der Darstellung erforderlich sind:

- L<sub>1</sub>: – The Iliad, a commentary, 1985–1993, hrsg. von G. S. Kirk, Cambridge: – a) I (Bücher 1–4) 1985 und II (Bücher 5–8) 1990 von G. S. Kirk; – b) III (Bücher 9–12) 1993 von B. Hainsworth; – c) IV (Bücher 13–16) 1992 von R. Janko; – d) V (Bücher 17–20) 1991 von M. W. Edwards; – e) VI (Bücher 21–24) 1993 von N. Richardson.
- L<sub>2</sub>: – Homers *Ilias*, Ein Gesamtkommentar, hrsg. von J. Latacz, München / Leipzig. Verschiedene Autoren sind daran beteiligt. 2000 sind erschienen: – a) Prolegomena (zu den Büchern 1–24), darin für uns speziell relevant p. 6ff. R. Wachter, Grammatik der homerischen Sprache; – b) I/1 (1. Gesang, Text und Übersetzung); – c) I/2 (1. Gesang, Kommentar).
- L<sub>3</sub>: – A Commentary on Homer's *Odyssey*, Oxford, 3 Bände: – a) I (Einleitung und Bücher 1–8) 1988 von A. Heubeck, St. West, J. B. Hainsworth; für uns speziell interessant p. 24ff. J. B. Hainswoth, The Epic Dialect; – b) II (Bücher 9–16) 1989 von A. Heubeck, A. Hoekstra; – c) III (Bücher 17–24) 1992 von J. Russo, M. Fernandez-Galiano. – d) Der Kommentar ist eine Übersetzung des ital. Originals: Omero, *Odissea*, 6 Bände, Mondadori, Mailand 1981–1986.

- L4: Lexikon des frühgriechischen Epos (= LfgrE): Lief. 1 1955; zuletzt erschienen Lief. 19 (2001) bis πλέω.
- L5: Vollständiges Wörterbuch über die Gedichte des Homeros und der Homeriden, verfaßt von E. Seiler, neu bearbeitet von C. Capelle, 9. Aufl. 1898 (= Darmstadt 1968).
- L6: – Zweihundert Jahre Homer-Forschung (= Colloquium Rauricum II), hrsg. von J. Latacz, Stuttgart / Leipzig 1991; – a) p. 259ff. B. Forssman, Schichten in der homerischen Sprache; – b) vgl. denselben, Homerische Sprache, in: Der Neue Pauly 5, 1998, Spalten 683–686.
- L7: – Homeric Questions, hrsg. von J. P. Crielaard, Amsterdam 1995; – a) p. 1ff. C.J. Ruijgh, D'Homère aux origines proto-mycénienes de la tradition épique.
- L8: – A New Companion to Homer, Leiden / New York / Köln 1997; – a) p. 193ff. G. Horrocks, Homer's Dialect. – b) p. 218ff. M. West, Homer's Meter.
- L9: – a) Latacz, Homer, Der erste Dichter des Abendlandes, 2. Aufl. 1989; – b) Derselbe, Epischer Zyklus, in: Der Neue Pauly (= DNP) 3, 1997, Spalten 1154–1156; – c) Derselbe, Epos II A und B 1–2, in: DNP 4, 1998, Spalten 11–22; – d) Homeros, in: DNP 5, 1998, Spalten 686–699; – e) Derselbe, Homerische Frage I, in: DNP 14, 2000, Spalten 501–511. – f) Vgl. denselben, Kleine Schriften, München / Leipzig 1994, p. 1ff.
- L10: W. Schulze, Quaestiones epicae, Gütersloh 1892.
- L11: K. Witte, Zur homerischen Sprache, in: Glotta 1 (1909) – 4 (1913).
- L12: Ed. Hermann, Sprachwiss. Kommentar zu ausgewählten Stücken aus Homer, Heidelberg 1914.
- L13: F. Bechtel, Lexilogus zu Homer, Halle 1914.
- L14: J. Wackernagel, Sprachliche Untersuchungen zu Homer, Göttingen 1916.
- L15: K. Meister, Die homerische Kunstsprache, Leipzig 1921.
- L16: – a) M. Parry, L'Épithète traditionnelle dans Homère; Essai sur un problème de style homérique, Paris 1928. – b) The Making of Homeric Verse, The Collected Papers of M. Parry, hrsg. von A. Parry, Oxford 1971 (1987).
- L17: E. Risch, Wortbildung der homerischen Sprache, Berlin 1937, 2. Aufl. 1974.
- L18: P. Chantraine, Grammaire homérique, Band I (Phonétique et morphologie) Paris 1948, Band II (Syntaxe) Paris 1953.
- L19: – a) M. Leumann, Homerische Wörter, Basel 1950. – b) Vgl. dazu A. Dihle, Glotta 48, 1970, p. 1–8.
- L20: A. Hoekstra, Homeric Modifications of Formulaic Prototypes, Amsterdam 1965.
- L21: P. Wahelet, Les traits éoliens dans la langue de l'épopée grecque, Rom 1970.
- L22: – E. Bornemann / E. Risch, Griechische Grammatik, 2. A. 1978; – a) darin p. 321ff. von E. Risch 2. Anhang: Die homerische Sprache.
- L23: – a) E. Visser, Homerische Versifikationstechnik, Versuch einer Rekonstruktion, Frankfurt 1987; – b) Derselbe, Die Formel als Resultat frührhepischer Versifikationstechnik, in: Homage à Milman Parry, hrsg. von F. Létoeblon, Amsterdam 1997, p. 159–172; – c) J. Latacz, Neuere Erkenntnisse zur epischen Versifikationstechnik, in: Studi italiani di filologia classica, 3. Serie, 10, 1992 [1993], p. 809–826.

- L24: J.F. de Jong, Narrators and Focalizers, *The Presentation of the Story in the Iliad*, Amsterdam 1987.
- L25: Th. Jahn, *Zum Wortfeld ‹Seel-Geist› in der Sprache Homers*, München 1987.
- L26: – a) N. Blößner, *Die singulären Iterata der Ilias: Bücher 16–20*, Stuttgart 1991. Die Arbeit steht im Rahmen des Regensburger Homerprojekts zu den wiederholten Wortgruppen (Iterata). – b) Ich nenne N. Blößners Arbeit stellvertretend für die Arbeiten von F.X. Straßer 1984 (Zur Konzeption des Projekts), H. Ramersdorfer 1981 (zu den singulären Iterata in den Büchern 1–10), P. Csajkas (demnächst, zu den singulären Iterata in den Büchern 11–15) und P. Roth 1989 (zu den singulären Iterata in den Büchern 21–24).
- L27: E. Visser, *Homers Katalog der Schiffe*, Stuttgart / Leipzig 1997.
- L28: M.S. Ruipérez, *Anthologie Ilias und Odyssee*, Wiesbaden 1999 (das vorliegende Buch ist eine Übersetzung aus dem spanischen Original von 1962/63).
- L29: – a) M.L. West, *The rise of the Greek epic*, in: *Journal of Hellenic Studies* (= JHS) 108, 1988, p. 151–172; – b) J. Chadwick, *The descent of the Greek epic*, in: JHS 110, 1990, p. 174–177; – c) M.L. West, *The descent of the Greek epic: a reply*, in: JHS 112, 1992, p. 173–175; – d) W.F. Wyatt Jr., *Homer's linguistic forebears*, a.O. wie c), p. 167–173.
- L30: E. Heitsch, *„Homer“ eine Frage der Definition*, in: derselbe, *Gesammelte Schriften I*, München / Leipzig 2001, p. 9–65 (Wiederabdruck aus den Abhandlungen der Akademie Mainz 2000).
- L31: J. Latacz, *Troia und Homer, Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels*, München / Berlin 2001.
- L32: D. Haug, *Les phases de l'évolution de la langue épique*, Trois études de linguistique homérique, Göttingen 2002 (= Hypomnemata 142).
- L32a: O. Hackstein, *Die Sprachform der homerischen Epen, Faktoren morphologischer Variabilität in literarischen Frühformen: Tradition, Sprachwandel, Sprachliche Anachronismen*, Wiesbaden 2002 (= Serta Graeca 15).
- L33: – a) E. Seibold, in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*, unter dem Stichwort «Germanen, Germania, Germanische Altertumskunde» (das umfangreiche Material findet sich auch separat als Studienausgabe, Berlin / New York 1998) § 15 b; – b) A. Morpurgo Davies, *The Greek notion of dialect*, in: *Verbum* 10, 1987, p. 7–28 (= Verbum, Revue de linguistique publiée par l'Université de Nancy II: In Band 10 wurden die «Actes de la première rencontre internationale de dialectologie grecque, Nancy / Pont-à-Mousson 1986» publiziert).
- L34: – Zur Dipylon-Kanne s. unter anderem E. Heitsch, *Aphroditehymnus, Aeneas und Homer*, Göttingen 1965, p. 53–56; – zum Nestorbecher s. unter anderem E. Risch, in: *Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik* 70, 1987, p. 1–9 und A. Bartoněk und G. Buchner, in: *Die Sprache* 37, 1995, p. 146–154.
- L35: Vgl. unter anderem die Abbildung des Freskos bei J. Chadwick, *The Mycenaean World*, Cambridge 1976, p. 182. Vgl. ferner L. Godart und Y. Tzedakis, *La tombe à l'aède de la Canée et la peinture crétoise des XIV<sup>e</sup> et XIII<sup>e</sup> siècles avant notre ère*, in: *Comptes Rendus de l'Academie des Inscriptions & Belles-Lettres* 1993, p. 225ff.

- L36: TH Av 106, 6; vgl. jetzt V.L. Aravantinos und L. Godart und A. Sacconi, Thèbes, Fouilles de la Cadmée I, Les tablettes en linéaire B de la Odos Pelopidou, Édition et commentaire, Pisa / Rom 2001, p. 176–178 (die Autoren lesen *lurastā-*; ich ziehe die Interpretation als *lurātā-* vor).
- L37: Verfasser, in: Glotta 64, 1986, p. 131ff.
- L38: Die genaue Datierung der Einwanderung der Griechen ist umstritten. Das traditionelle Datum 2000 v. Chr. ist aus archäologischer Sicht nicht zu halten. Die Bodenfunde empfehlen eher einen Traditionssprung nach 2500 v. Chr. in der Wendezeit von Frühhelladisch II zu III, s. unter anderem G. Hiesel, in: Der Neue Pauly 8, 2000, Spalte 578, B I, zweiter Absatz.
- L39: V. Lüttel, Κάς und κοί, Göttingen 1981. Vgl. dazu auch die Rezension von C.J. Ruijgh, in: Kratylos 26, 1981 [1982], p. 115–120. – A. Willi wird in einem demnächst in Glotta erscheinenden Aufsatz zeigen, daß die von V. Lüttel prominent vertretene These so zwingend auch nicht ist und daß nicht auszuschließen ist, daß die Form κοί älteren Datums ist und daher zur Datierung nicht genutzt werden kann.
- L40: U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Homerische Untersuchungen, Berlin 1884, p. 299 Anmerkung 10.
- L41: H. Mühlstein, Einige mykenische Wörter, in: Museum Helveticum 15, 1958, p. 224 Anmerkung 20 und p. 226.
- L42: C. Watkins, Linguistic and archaeological light on some Homeric formulas, in: derselbe, Selected writings, hrsg. von L. Oliver, Band II, Culture and poetics, Innsbruck 1994, p. 728ff. (p. 730 zum genannten Phänomen). C. Watkins betont, daß die Bildung von ἀτάλαντος selbst ein beträchtliches Alter haben muß.
- L43: W.F. Wyatt, Homeric language, in: Classical World 82.1, 1988, p. 29.

# Die homerischen Epen im Spiegel ihrer geschichtlichen Tradition: *Oral Poetry* und *Oral Tradition*

BARBARA PATZEK

Einen Eckpfeiler in der Beweiskette zur Historizität des Troianischen Krieges bildet die *Oral-Poetry-Theorie*, die besagt, daß die homerischen Epen zur Gattung der mündliche Dichtung (*oral-poetry*) gehören, woraus weiter gefolgert wird, daß die mündliche Dichtung der Griechen, die auf eine längere Tradition zurückblickt, das Medium ist, das die Erinnerung an einen troianischen Krieg aus einer früheren geschichtlichen Vergangenheit bis zu dem überlieferten Epos aus dem frühen 7. Jh. v. Chr. transportiert hat.

Die Entdeckung, daß frühe Dichtungen, wie etwa die Erzählungen des *Alten Testaments*, sich von der abstrakteren Schriftsprache der abendländischen Literatur unterscheiden und daher als mündliche Dichtungen bezeichnet werden können, geht auf die frühe Aufklärung, unter anderem auf den Philosophen Spinoza zurück. Diese «Mündlichkeit» diente schon im 18. Jahrhundert dazu, die stilistischen Merkwürdigkeiten der homerischen Epen zu erklären und als philologisch interessante poetische Mittel zu beschreiben, bis der Altphilologe Friedrich August Wolf Ende desselben Jahrhunderts systematisch darlegte, daß zur Zeit Homers (950 v. Chr.!) die Schreibkunst noch nicht so weit entwickelt gewesen war, daß ein literarisches Werk mit ihrer Hilfe hätte komponiert werden können. Daher hätten die homerischen Epen als Ergebnisse einer mündlichen Tradition des volkstümlichen Erzählens und nationalen Erinnerns der frühen Griechen zu gelten, welche bis auf das völlig schriftlose «Zeitalter des troischen Krieges» (1150 v. Chr.!) zurückreiche.<sup>1</sup> Damit war eine geschichtliche Epoche der frühen Grie-

<sup>1</sup> Prolegomena ad Homerum sive de Operum Homericorum prisca et genuina forma variisque mutationibus et probabili ratione emendandi, Halle 1795, besonders Kap. 15–26. Die Daten, die Wolf für Homer und den troischen Krieg angibt, gehen auf fiktive antike Berechnungen zurück.

chen geschaffen, die vor der ersten Quelle ihrer Geschichte (Homer) lag – die Zeit der homerischen Tradition mündlicher Überlieferung, Wolfs «Zeitalter der Sänger». Die homerischen Epen, vor allem ihr sprachlicher Duktus, waren zu Gegenständen wissenschaftlicher historischer Kritik geworden.

Als Teil der Altertumswissenschaft, die ebenfalls um diese Zeit entstand, entfaltete sich die frühe wissenschaftliche Homerforschung innerhalb der charakteristischen Wissenschaftskultur des 19. Jahrhunderts, in der zunehmend die Naturwissenschaften die Definitionsmacht errangen. Kriterium von Wissenschaftlichkeit war die objektiv beweisbare Wahrheit; Beobachtung und Erfahrung mußten in einem verifizierenden Verhältnis zu einer Theorie stehen, Theorien wiederum dem Experiment standhalten. Wissenschaft verstand sich als Fortschritt, gar als Revolution; auf dem Wege zu diesem Fortschritt standen die Erfindungen und Entdeckungen jenes Jahrhunderts und nicht zuletzt auch die «Wunder wissenschaftlicher Beweisführung», die zu diesen führten.<sup>2</sup> Auch der Weg in die Vergangenheit der homerischen Epen wurde von diesem wissenschaftlichen Wertekanon geprägt. Historizität als Wirklichkeit von Geschehen gewann einen höheren Stellenwert als menschliche bzw. dichterische oder mythologisch-religiöse Wahrheit. Der Beweis ersetzte die Interpretation; auch die archäologischen Entdeckungen der frühgeschichtlichen Kultur Griechenlands untermauerten seit der Mitte des Jahrhunderts scheinbar eindeutig, daß hier «wissenschaftliche Wunder» Beweise für die Historizität der homerischen Epen erbringen konnten.<sup>3</sup>

In diesen Zusammenhang gehört auch die Entdeckung der *Oral-Poetry* (deutsch: mündliche Dichtung bzw. Volkspoesie) als poetische Gattung, die nicht auf ein Dichterindividuum und den Gebrauch der Schrift zurückgeht, sondern von einem angeblich volkstümlichen Kollektiv, von Sängern und Hörern über Jahrhunderte hinweg geformt wurde. An dieser Entdeckung war neben der fortschreitenden linguistischen Analyse der homerischen Sprache eine damals noch neue Methode der Beobachtung, die ethnologische Feldforschung, beteiligt, sowie ein Gerät, das die gehörte Evidenz repräsentieren konnte: der 1877 von Edison erfundene Phonograph. Die gesprochene Sprache konnte nunmehr nicht nur aufgezeichnet, sondern auch archiviert werden und dem Vergleich, dem «Experiment» des Philologen dienen. Feldfor-

2 Michael Hagner: Ansichten der Wissenschaftsgeschichte. In dem von ihm herausgegebenen gleichnamigen Band, Frankfurt am Main 2001, 7–39.

3 Vgl. den Beitrag von Justus Cobet.

schung zur Volksepik wurde zuerst (1912) in Bosnien, Kroatien und Dalmatien von den Wiener Slawisten Mathias Murko<sup>4</sup> betrieben. In den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts bereiste Milman Parry zusammen mit Albert B. Lord das damalige Jugoslawien um in diesem «*living laboratory*» zu arbeiten. Absicht war, den Homertext mit der Performance der lebendigen mündlichen Dichtung zu vergleichen. Parry zielte direkt auf eine durch den Vergleich untermauerte, exakte Beschreibung der mündlichen homerischen Kompositionstechnik, deren Grundformen er in seiner Pariser Dissertation erarbeitet hatte.<sup>5</sup> Parry und Lord entwickelten eine Theorie der mündlichen dichterischen Kompositionstechnik, die *Oral-formulaic-theory* (auch Parry-Lord-Theorie genannt), die zu einer volkstümlichen traditionellen Dichtung gehörte, der *Oral traditional poetry*.<sup>6</sup> Charakteristisch für diese Art der Dichtung ist das Fehlen eines fixierten Textes, die Dichtung existiert also nur im Moment ihres Vortrages in der Sprache eines Sängers, die ebenso traditionell wie auch flexibel und variabel ist. Im Mittelpunkt dieser Kompositionstechnik steht die geläufige Verwendung epischer, an das Metrum gebundener Formeln, d. h. wiederholbarer Satzelemente, Sätze und Szenen – ein erlerntes traditionelles Formelsystem, das dem Sänger ermöglicht, auf jede Erzählsituation «traditionell» zu reagieren ohne eine individuelle künstlerische Sprache entwickeln zu müssen. Die formelhaften Wiederholungen transportierten analog zu den Signifikanten im linguistischen Strukturalismus «*essentielle Ideen*» (Signifikante) und sorgten nicht nur dafür, daß die Hörer dem Vortrag inhaltlich folgen konnten, sondern auch dafür, daß die mündliche Dichtung ein ihr eigenes Gedächtnis des Vergangenen bewahrte, denn althergebrachte traditionelle Werte sollten durch das Aufrufen der traditionellen Formel wiederbelebt werden. Die *oral traditional poetry* sollte ein Denken in traditionellen Strukturen erlauben, ihre Herkunft sollte bis

4 Mathias Murko: *La poésie populaire épique en Yougoslavie au début du XX<sup>e</sup> siècle*. Paris 1929.

5 Milman Parry: L'épithète traditionnelle dans Homère. Essai sur un problème de style homérique. Diss. Paris 1928. In: Adam Parry (Hg.): *The making of Homeric verse, collected papers of Milman Parry*. Oxford 1971. Vgl. ebenda S. IX–LIV Adam Parrys Einleitung zur homerischen Frage und zum Werdegang der *Oral-Poetry-Theorie*.

6 Albert B. Lord: *The singer of tales*. Cambridge Mass. 1960 (deutsch: *Der Sänger erzählt. Wie ein Epos entsteht*. München 1965); John Miles Foley: *The theory of oral composition: history and methodology*. Bloomington u. a. 1988; ders., «*Oral-formulaic-theory*» in: Alex Preminger u. a. (Hg.): *The new Princeton encyclopedia of poetry and poetics*. Princeton 1993, 866–8.

in die Anfänge der Geschichte des betreffenden Volkes zurückreichen: «*The date of the generic song is lost in prehistory*», so Albert B. Lord.<sup>7</sup>

Die *Oral-Poetry-Theorie* wirkte über ihren eigentlichen Geltungsbereich, die mündliche Kompositionstechnik, hinaus auf die theoretische Grundlegung einer komplementären Kulturform der Mündlichkeit (*orality*). Die mündliche Gesellschaft (*oral society*) gehört seither zu den anthropologisch hergeleiteten ethnologischen Modellen: Die *oral society* soll von allen Völkern hervorgebracht werden, die nicht über die Technik der Schrift verfügen und ganz auf die mündliche Kommunikationsform angewiesen sind, welche das Denken und Fühlen dieser Menschen in charakteristischer Weise gestalten soll. Neu belebt wurde diese Theorie durch die Entdeckung der Schrift als bestimmender Kulturfaktor im Rahmen der in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts geschaffenen Kommunikationswissenschaften und deren zentraler Beobachtung, daß die modernen Menschen durch eine intensivierte schriftliche Kommunikation und den Zuwachs der Bedeutung der Massenmedien in ihrem Denken und Empfinden kollektiv geprägt werden. Sinn, Erfahrung, Denken sollen durch die Medien determiniert sein.<sup>8</sup> Auch dieses Modell wurde auf die homerischen Epen übertragen, sie werden dann als überlieferte Ausdrucksform einer mündlichen traditionellen frühgriechischen Gesellschaft, als «*tribal encyclopedia*» aufgefaßt.<sup>9</sup>

Diese Theorien sind aus Forschungsprojekten entstanden, die den Laborcharakter der modernen Wissenschaft nicht verleugnen können. Anthropologische Erkenntnis entsteht aus Feldforschung, aus dem Systematisieren von Einzelbeobachtungen unter der Überschrift eines theoretisch definierten systematischen Kulturbegriffs. Im vorliegenden Fall wird das Kommunikationsmuster, das Gegenstand der experimentellen Suche war, mit dem Sinn einer vollständigen «mündlichen» oder «schriftlichen» Kultur, also komplexen historisch-kulturellen Wirklichkeiten, gleichgesetzt. Dabei soll die aus objektivierenden experimentellen Strategien hervorgehende präzise Beobachtung die Wahrheit des

7 Zitat aus seinem Artikel «Oral poetry» in: Alex Preminger u. a. (Hg.): *The new Princeton encyclopedia of poetry and poetics*. Princeton 1993, 865.

8 H. Marshall MacLuhan: *The Gutenberg Galaxy. The making of typographic man*. Toronto 1962. Jack Goody (Hg.): *Literacy in traditional societies*. Cambridge 1968.

9 Eric A. Havelock: Preface to Plato. Cambridge Mass. 1963, Zitat S. 92; ders.: *Schriftlichkeit. Das griechische Alphabet als kulturelle Revolution*. Weinheim 1990, vgl. bes. 2–24 die Einleitung zu diesem Buch von Aleida und Jan Assmann.

theoretischen Überbaus verbürgen. Der Geltungsanspruch dieser Aussage ist aber durch das Experiment nicht gedeckt: Denn das Resultat der Beobachtungen stützt keine absolute kulturelle Tatsache, etwa das ganze Gedächtnis einer mündlichen Kultur, sondern belegt einen Code, ein Gedächtnismuster, eine kulturelle Technik also, die sich in das komplexe Gebilde einer historische Kultur einordnet und in verschiedenen historischen Kulturen einen unterschiedlichen Wirkungsbereich entfalten kann. Man sollte hier auf den Wahrheitsanspruch der Naturwissenschaften zurückverweisen, demzufolge Theorie und Beobachtung in einem überprüfbarer Verhältnis zueinander stehen müssen, die präzise Beschreibung muß eine Theorie widerlegen oder erweitern können. Diesbezügliche kritische Fragen sind auch gestellt und durch die Auswertung von Beobachtungen und die Entwicklung neuer oder erweiterter Theorien beantwortet worden, allerdings ohne dieselbe ungeteilte Aufmerksamkeit innerhalb der Wissenschaftskultur zu gewinnen, die der älteren konstruktivistischen Theoriebildung zuteil wurde.<sup>10</sup> Dabei geht es zum einen um die Frage, ob kulturelle Modelle über beobachtete Analogien übertragbar sind, ob ihre Wahrheit nicht umfanglicher ist, als der beobachtete Gegenstand erweisen kann.<sup>11</sup> Zum zweiten geht es um die Frage, ob man die schriftliche von der mündlichen Kultur rigoros trennen kann oder ob es nicht eine große Bandbreite von Zwischenstufen gibt und auch eine nicht unbeträchtliche historische Entwicklung innerhalb der Anwendung der beiden Kommunikationsformen.<sup>12</sup> Auf die homerische Tradition bezogen geht es vor allem um die Frage nach dem Verhältnis von Formel und Text: Läßt sich die Sprache der Epen als eine generische Sprache epischer Formeln erklären, die einen Text, d.h. einen eindeutigen inhaltlichen Zusammenhang, im Augenblick des Sprechens hätte kreieren und diesen nicht fixierten Text in seiner geschichtlichen Identität über einen längeren Zeitlauf hinweg auch hätte konservieren können?<sup>13</sup>

<sup>10</sup> Zur Aufmerksamkeit als Kriterium der Wissenschaftsgeschichte: Lorraine Daston: Eine kurze Geschichte der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit. München 2001.

<sup>11</sup> Hagner (Anm. 2) 25ff.

<sup>12</sup> Georg Elwert: Die gesellschaftliche Einordnung von Schriftgebrauch. In: Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag. Frankfurt am Main 1987, 238–268; Rosalind Thomas: Literacy and orality in Ancient Greece. Cambridge 1992, 29–51; Barbara Patzek: Mündlichkeit und Schriftlichkeit in der Antike. In: Michael Maurer (Hg.): Geschichte und Überlieferung. Aufriss der Geschichte Bd. 5. Stuttgart 2003, 10–25.

<sup>13</sup> Vgl. den Streit zwischen Adam Parry und Kirk: Adam Parry: Have we Ho-

Eine theorieerweiternde Auseinandersetzung mit der Parry-Lord-These ergibt sich aus der Auseinandersetzung mit der Homerforschung im deutschen Sprachbereich, auf die die Ergebnisse der *Oral-Poetry-Forschung* zunächst zwar keinen Einfluß hatten,<sup>14</sup> die sich aber auf den Weg gemacht hatte, den auf Friedrich August Wolf folgenden unfruchtbaren Streit der alten Homeranalyse um die verschiedenen «Redaktionen» und Zeitschichten der Epen auf hermeneutischem Wege zu überwinden. Wolfgang Schadewaldt und Karl Reinhardt erkannten in beiden Epen eine jeweils planvolle gestalterische Einheit, die jedoch auf der dichterischen Bearbeitung von Motiven beruhte, die ihnen eine ältere Erzähltradition vorgegeben hatte.<sup>15</sup> Damit war eine Verbindung zwischen der Vorstellung von einem Dichter der *Ilias* und einem Dichter der *Odyssee* und einer zeitlich vor ihnen liegenden mündlichen Tradition möglich geworden. Schriftlichkeit und Mündlichkeit ließen sich gerade durch den vergleichenden Blick, der zwischen literarischer Analyse, Ethnologie und Folklore wanderte, verbinden, so Albin Lesky, der sich bereits 1954 als erster im deutschen Sprachraum mit der *Oral-Poetry-Theorie* beschäftigt hatte und die Ergebnisse der philologischen Homeranalyse mit denen der *Oral-Poetry-Forschung* zusammenführen konnte.<sup>16</sup> Die überlieferten Texte von *Ilias* und *Odyssee* gingen auf eine Schriftfassung zurück, die die Dichter der beiden Epen als planende Gestalter zeigte, die Dichtung selbst aber war das Ergebnis einer mündlichen Tradition. Beide Dichter gehörten einer älteren Sängertradition an, waren aber auch die Urheber von Großepen, die nicht nur für den Sängervortrag, sondern auch für die Überlieferung bestimmt waren. Möglich war nun auch, Homer oder besser diese beiden Dichter einer geschichtlichen Zeit zuzuordnen, der Abfassungszeit der Epen. Schadewaldt datierte den Dichter der *Ilias* in die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts, den der *Odyssee* etwas später; das 8. vorchristliche Jahrhundert galt nun geradezu als das «homerische Jahrhundert».<sup>17</sup>

mer's *Iliad*? In: *Yale Classical Studies* 20 (1966) 177–216. Geoffrey S. Kirk: Homer's *Iliad* and ours. In: *Proceedings of the Cambridge Philological Society* 198 (1970) 48–59.

<sup>14</sup> Vgl. Harald Patzer: Dichterische Kunst und poetisches Handwerk im homerischen Epos. Wiesbaden 1972, 6–9.

<sup>15</sup> Wolfgang Schadewaldt: *Iliastudien*. Berlin (1943) 1966; Karl Reinhardt: Die *Ilias* und ihr Dichter. Frankfurt 1961.

<sup>16</sup> Albin Lesky: Mündlichkeit und Schriftlichkeit im homerischen Epos (1954). In: Ders.: *Gesammelte Schriften, Aufsätze und Reden zu antiker und deutschsprachiger Dichtung und Kultur*. Bern u.a. 1966, 63–71.

<sup>17</sup> Wolfgang Schadewaldt: Homer und sein Jahrhundert (1942). In: Ders.: Von

Auf dieser Grundlage entfaltete sich die Methode der homerischen *Neoanalyse*,<sup>18</sup> das ist die historische Rekonstruktion der unmittelbaren Vorgeschichte der homerischen Epen aus der Analyse der Verwendung der Sagenmotive in den homerischen Epen und dem Vergleich mit denselben Motiven und ihrer Anwendung in anderen «homerischen» Dichtungen, besonders den *kyklischen Epen*.<sup>19</sup> Sagen- und Erzähl motive gehören zu den Bausteinen der homerischen Epen; sie sind die traditionellen Vorgaben, aus denen die Dichter von *Ilias* und *Odyssee* ihre eigenen kreativen Kompositionen entwickeln. Auch die homerische Formelsprache, die sich aus einzelnen metrischen Satzelementen bis zu den länger oder kürzer ausgeführten typischen Szenen erstreckt, wird von den homerischen Dichtern im Sinne ihrer Komposition als Kunstmittel kreativ angewendet, obwohl sie auch als Bestandteil des dichterischen Handwerks, als traditionelle Form zu betrachten ist.<sup>20</sup> Unter der Fragestellung, wie die Dichter mit den ihnen vorgegebenen Materialien arbeiteten, ließ sich das theoretische Prinzip von der starren Formel und der generischen epischen Sprache, die sich sozusagen von selbst erzählte, durch den Beleg einer homerischen Dichtersprache durchbrechen. Unter Berücksichtigung dieser Kenntnisse war schließlich auch ein historisch differenzierender Vergleich zwischen der homerischen und der serbokroatischen Epik möglich geworden. Die homerischen Epen unterscheiden sich von dieser Epik durch die dichte, auf Textverweisen und Variationen des Formelmaterials beruhende Planung, aus der sich der Text durch die Lenkung des Dichters (den verborgenen Dichterkommentar) erschließen lässt und die auf die schriftliche Konzipierung des Textes hinweist.<sup>21</sup> Umgekehrt steht auch

Homers Welt und Werk. Stuttgart 1965, 87–129; Barbara Patzek: Homer und Mykene. München 1992, 145ff.

<sup>18</sup> Wolfgang Kullmann: Zur Methode der Neoanalyse in der Homerforschung (1981). In: Ders.: Homerische Motive, Stuttgart 1992, 67–99.

<sup>19</sup> Wolfgang Kullmann: Ergebnisse der motivgeschichtlichen Forschung. In Kullmann (Anm. 18) 100–134. Vgl. W. Kullmann: Die Quellen der Ilias (Troischer Sagenkreis). Wiesbaden 1960; Jonathan S. Burgess: The Tradition of the Trojan War in Homer and the Epic Cycle. Baltimore 2001.

<sup>20</sup> Patzer (Anm. 14) 11ff.

<sup>21</sup> Franz Dirlmeier: Das serbokroatische Heldenlied und Homer. Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1970; Hans Schwabl: Was lehrt mündliche Epik für Homer? In: Wolfgang Kullmann, Michael Reichel (Hg.): Der Übergang von der Mündlichkeit zur Literatur bei den Griechen. Tübingen 1999, 65–109. Zur Bedeutung epischer Formeln in mündlicher und schriftlicher, zum Vortragen konzipierter Literatur vgl. Dorothea Wender: Homer, Avdo

die serbokroatische Heldenepik in einem besonderen Verhältnis zur Schriftkultur. Sie ist, anders als die vorhomerischen Sagenerzählungen, als mündliche Dichtung zu keiner Zeit in einem völlig schriftlosen Raum tradiert worden und gerade das in ihr zentrale historische Gedächtnis, welches den homerischen Epen fehlt, das der nationalen Auseinandersetzungen mit einer fremden Kultur – der serbischen Christen mit dem Islam – kann durch die nationale Schriftkultur gestützt werden sein.<sup>22</sup>

In neuerer Zeit verdichten sich die Hinweise, daß der geschichtlich-politische und der mythologische Charakter der homerischen Epen, besonders der *Ilias*, auf eine direkte und zeitlich eingrenzbare Auseinandersetzung mit der assyrisch-babylonischen Literaturkultur des späten 8. und frühen 7. Jahrhunderts v. Chr. zurückgeht.<sup>23</sup> Hieraus ergibt sich nicht nur eine Präzisierung der Datierung der *Ilias* in die erste Hälfte des 7. Jahrhunderts, sondern auch die Frage nach den technischen Mitteln der schriftlichen Komposition des Epos läßt sich durch den Vergleich mit der altorientalischen Schreibertradition genauer beantworten, und schließlich wird auch die Absicht des Iliasdichters, die hinter der schriftlichen Niederlegung des Epos stand, deutlicher: Das Epos sollte nicht nur der Unterhaltung, sondern auch der Überlieferung dienen und das mythologische, sagengeschichtliche und auch das praktische und politische Wissen der frühen Griechen benennen und für die Nachwelt festhalten.<sup>24</sup> Ein solches Epos läßt sich nicht mehr in

Mededović, and the elephant' child. In: American Journal of Philology 98 (1977) 237–347. Zu den Kompositionstechniken, die auf die Verwendung der Schrift hinweisen: Michael Reichel: Retardationstechniken in der *Ilias*. In: Kullmann/Reichel (wie oben) 125–151. Zum homerischen Dichter: Anne Amory Parry: Homer as artist. In: Classical Quarterly 65 (1971) 1–15.

- 22 Wolfgang Kullmann: Homer and historical memory. In: Anne Mackay (Hg.): Signs of orality. Leiden u. a. 1999, 95–113, hier 96. Zum Ursprung und zum schriftlichen Umkreis der südslawischen Volksepik: Dirlmeier (Anm. 21) 31ff. Zum Vergleich mit den geschichtlichen Ursprüngen, Legendenbildungen und dem schriftlichen Umfeld der mittelalterlichen Heldenage: Wolfgang Kullmann: Oral poetry theory and Neoanalysis (1984); In: Ders. Homerische Motive (Anm. 18) 140–55.
- 23 Walter Burkert: Die Griechen und der Orient. München 2003, Kap. 2. Zu den Kriterien für die Spätdatierung: Martin L. West: The date of the *Iliad*. In: Museum Helveticum 52 (1995) 203–40. Vgl. den Artikel von Robert Rollinger.
- 24 Barbara Patzek: Griechischer Logos und das intellektuelle Handwerk des Vorderen Orients. In: Christoph Ulf, Robert Rollinger (Hg.): Griechische Archaik: Interne Entwicklungen – externe Impulse (2003); dies.: Homer und seine Zeit. München 2003.

den Zusammenhang einer kulturgeschichtlich indifferenten Volkspoesie einordnen, sondern hat seinen geschichtlichen Ort in einer disjunktiven Gesellschaft, dem frühgriechischen Adel als Oberschicht der entstehenden Stadtkultur im 7. vorchristlichen Jahrhundert.

Die Replik auf die Kritik des «mündlichen Homer» soll nicht verschwiegen werden. Sie macht geltend, daß auch die Plan- und Stilkriterien der Epen, die die philologische Textanalyse geltend macht, als Ausdrucksversionen einer auf dem Prinzip der sprachlichen Parataxe beruhenden mündlichen Erzählweise angesehen werden können, deren Versionen, die uns als *Ilias* und *Odyssee* überliefert sind, von einem Sänger vorgetragen wurden, der über ein immenses Gedächtnis nicht nur seines traditionellen Sprechrepertoires verfügte, sondern auch über das, was er vorher schon gesagt und angedeutet hatte, so daß er dies im Sinne eines *ad hoc*-Planes aus der Erzählsituation weiterentwickeln konnte.<sup>25</sup>

Gegenwärtig verfügen wir daher über zwei unterschiedliche Modelle, uns die Genese der homerischen Tradition vorzustellen: Das eine geht aus der *Parry-Lord-Schule* hervor und stellt die homerischen Epen als mündliche Dichtungen in eine lange Geschichte der griechischen Volksepik; das andere sagengeschichtliche Modell der *Neoanalyse* geht vor allem auf Wolfgang Kullmann zurück und sieht die homerischen Epen als bewußt konzipierte Großepen im Rahmen einer komplexen Geschichte des Sagenerzählens. Der Unterschied der Modelle gründet in dem methodischen Gegensatz der beiden Schulen und auch in einem unterschiedlichen Objektivitätsbegriff. Die Feldforschung macht für sich den vergleichenden und quantifizierenden Blick von außen auf den sozusagen zeitlosen Funktionszusammenhang von mündlicher Dichtung geltend,<sup>26</sup> die Homeranalyse dagegen betont die Nähe zu der historischen Quelle im hermeneutischen Zugriff, der zu einer herleitbaren Geschichte des Textes führen soll; zur Unterstützung dieser historischen Textanalyse sucht sie ferner den Motivvergleich mit archäologischen Gegenstücken in Wort und Bild.

In dem Modell der *Oral-Poetry-Forschung* lassen sich die überlieferten Epen nicht als schriftlich fixierte Texte erkennen – den Schriftcharakter haben sie nur in unseren Augen; vielmehr handelt es sich bei ihnen um die bei einem Sängervortrag direkt aufgeschriebenen

<sup>25</sup> J.B. Hainsworth: The criticism of an oral Homer: In: JHS 90 (1970) 90–98.

<sup>26</sup> Hainsworth (Anm. 25).

Versionen<sup>27</sup> oder sogar um Kompositionen, die erst in späterer Zeit schriftlich fixiert worden sind. Gregory Nagy<sup>28</sup> zählt fünf «homerische Zeitalter», das heißt homerische Traditionen, die sich im zeitlichen Verlauf durch die wachsende Festigkeit des Textgefüges unterscheiden: Die erste Periode stellt sich als reine mündliche Überlieferung dar, es gibt gar keine Texte, die mündliche Erzählung ist im Fluss. Sie umfaßt das ganze 2. Jahrtausend und endet im späteren 8. Jahrhundert. Daran schließt sich die zweite Periode an, die vom 8. bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts dauert, in der sich der homerische Text in dem entstehenden pan-hellenischen kulturellen Zusammenhang formiert; erst im Athen vom späteren 6. bis zum 4. Jahrhundert entsteht der definitive Text, der in zwei weiteren Perioden standardisiert und schließlich kanonisiert wird. Die erste Periode, die hier besonders interessiert, kennt diesem Modell zufolge keinen geschichtlichen Einfluß auf die mündliche Erzählkultur; dieser soll erst mit dem späten 8. Jahrhundert v. Chr. einsetzen. Die frühe Volksposie befindet sich also in einer langen evolutionären Phase; Nagy postuliert eine «offene», sich ständig aus sich heraus entwickelnde *Ilias*, die allein auf dem griechischen Sprachgedächtnis und der damit verbundenen volkstümlichen Mentalität beruht.<sup>29</sup>

Wer sich dagegen über den sagengeschichtlichen Zugang der *Neoanalyse* der epischen Tradition nähert, verzichtet auf die Voraussetzung der Einheit der Volksposie sowie der Einheitlichkeit der griechischen Sagenüberlieferung und geht von einer komplexen geschichtlichen Entwicklung der verschiedenen Sagenerzählungen und -motive aus. Die *Neoanalyse* vermag zwar nur eine zeitlich begrenzte, unmittelbar auf die homerischen Epen hinführende Tradition eindeutig zu belegen, kommt aber zu der gewichtigen Erkenntnis, daß die homerische Tradition in dem unmittelbar auf die Schriftfassung der Epen vorausgehenden Jahrhundert eine geschichtliche Entwicklung durchlief, die die Motive und Gestalt der überlieferten Epen wesentlich prägte. Sie kann nachweisen, daß die Dichter von *Ilias* und *Odyssee* diese Tradition

27 R. Janko: The Homeric poems as oral dictated texts. In: Classical Quarterly 48 (1998) 1–13; Albert B. Lord: Epic singers and oral tradition. Ithaca u. a. 1991, 38ff.

28 Gregory Nagy: An evolutionary model for the making of Homeric poetry: comparative perspectives. In: J. B. Carter und S. P. Morris (Hg.): The Ages of Homer. Austin 1995, 163–79; ders.: The shield of Achilles. Ends of the Iliad and the beginnings of the polis. In: Susan Langdon (Hg.): New light on a dark age. Missouri 1997, 194–207.

29 Nagy (Anm. 28) 106.

kennen, denn sie benennen zentrale Motive – wie etwa das Urteil des Paris, immerhin die Ursache des Troianischen Krieges – nur in kurzen zusammenfassenden Rückblicken. Das setzt voraus, daß ihrem Publikum das vollständige Motiv geläufig war, denn sonst hätte es wichtige Teile der Erzählung nicht verstehen können.<sup>30</sup> Ein anderes Heldenmotiv – Nestor als alter und weiser Held, der über die Künste des Gelages verfügt – läßt sich durch die Inschrift auf einem Trinkbecher, dem sogenannten Nestorbecher aus Ischia, bis in das spätere 8. Jahrhundert v. Chr. zurückverfolgen.<sup>31</sup> Außerdem läßt sich ermitteln, daß zusammenhängende epische Kompositionen, wie etwa die *Heraklesabenteuer* sowie die *thebanischen* und *troischen Sagenkreise* in ihren ersten Fassungen schon vor der *Ilias* entstanden sind.<sup>32</sup> Die unmittelbar vorhomerische mündliche Tradition des späteren 8. Jahrhunderts hatte sich folglich zu einer kulturspezifischen Sängertradition entwickelt, die nicht nur Folklore bot, sondern größere und elaborierte epische Kompositionen für ein sozusagen gebildetes Publikum, den fruhgriechischen Adel, schuf. Aus dieser unmittelbaren, auf die beiden homerischen Dichter hinführenden Tradition lassen sich vorgängige Perioden mündlichen Erzählens aus Mangel an direkten Quellen nur andeuten. Die Heldengeschichten einzelner griechischer Landschaften, die vor allem der Iliasdichter so ausführlich dokumentiert, können zu einer älteren Tradition von Sagenerzählungen gehören, die sich in den frühen Dunklen Jahrhunderten geformt haben. Auch noch älteres Sagengut aus mykenischer Zeit kann in diese Erzähltradition eingeflossen sein, dazu mag sogar eine frühe Troia-Sage gehört haben. Allerdings ist nicht zu beweisen, daß es sich dabei bereits um ein größeres Epos, eine frühe «Version» der späteren *Ilias*, gehandelt haben kann.

Weder das «mündliche» noch das «sagengeschichtliche» Schema der homerischen Tradition läßt sich für einen direkten Beweis der Historizität des Troianischen Krieges heranziehen. Aber wir können – um eine Hypothese zu formulieren – dennoch fragen, welche Perspektiven diese beiden Zugänge für eine mögliche Überlieferung, den Bestand einer Erinnerung an den Troianischen Krieg eröffnen. Dabei wird das Alter der Tradition mündlichen Erzählens, auf das die homerischen Epen zurückblicken, in beiden Ansätzen in Rechnung gestellt. Nach

<sup>30</sup> Kullmann: Ergebnisse der motivgeschichtlichen Forschung (Anm. 19) 109.

<sup>31</sup> Georg Danek: Der Nestorbecher von Ischia, epische Zitiertechnik und das Symposium. In: Wiener Studien 107/8 (1994/5) 29–44.

<sup>32</sup> Wolfgang Kullmann: Zur Methode der Neoanalyse (Anm. 18) 98f.

der *Oral-Poetry-Theorie* geht die Volkspoesie auf die Anfänge des griechischen Volkes zurück, ihre Tradierung geht mit einer Kontinuität von Sprache und Mentalität einher; das mögliche Alter einiger Formeln, die bis auf die mykenische und sogar vormykenische Zeit zurückgehen, und das womöglich hohe Alter des Hexameters sollen diese These bestätigen.<sup>33</sup> Auch die *Neoanalyse* geht von einer langen Tradition des epischen Gesanges aus; die Ursache von Kontinuität und Entwicklung der mündlichen Kultur wird hier jedoch aus den Techniken des Gesanges abgeleitet und nicht aus dem Genre oder dem Inhalt des Vorgetragenen.<sup>34</sup> Mykenische oder gar ältere Sagenmotive sind vorstellbar und Sagenkerne, die auf Geschichtliches zurückgehen, möglich. Die Frage dabei lautet, wie hat die Troia-Sage ausgesehen, bevor sie zum Kern des troischen Sagenkreises wurde? Es wird sich zuerst um eine lokale Sage gehandelt haben, die entweder schon sehr alt gewesen und in mykenischer Zeit aus einer geschichtlichen Erzählung hervorgegangen ist und diesen Vorgang in einem Sagenkern indirekt überlieferte oder die noch relativ jung gewesen und in der Zeit der Dunklen Jahrhunderte entstanden ist, und zwar als Sage, die die Existenz der gewaltigen Mauern Troias erklären sollte, an deren Errichtung und Eroberung sich niemand mehr erinnern konnte.

Demzufolge unterscheiden sich die beiden Zugänge bezüglich der Frage der Kontinuität und Konsistenz der langen vorhomerischen Tradition zwischen der mykenischen und der homerischen Zeit – einer Periode von ungefähr 300 Jahren! Die *Oral-Poetry-Theorie* setzt eine Kontinuität der Geschichte des griechischen Volkes voraus, die sie in dem einfach strukturierten Gesellschaftsmuster einer *oral society* begründet; dabei handelt es sich um eine archetypische Gesellschaft, deren innere Struktur vom zivilisatorischen Wandel unberührt geblieben ist. Die inhaltliche Konsistenz dieser volkstümlichen mündlichen Überlieferung ist jedoch schwer zu fassen, da sie nur aus den aus dem flexiblen Formelmaterial hervorgehenden anonymen Vortragsversionen hervorgeht, wobei nicht bewiesen ist, ob die Kontinuität der Vortragssprache mit einer kontinuierlichen Inhaltsüberlieferung gleichzusetzen ist. Die Frage nach der Beweisbarkeit der inhaltlichen Konsistenz der Vortragsversionen aber ist der Streitpunkt, wenn es darum geht, die historische Zuverlässigkeit dieser sogenannten münd-

33 Martin L. West: the rise of Greek epic. In: JHS 108 (1988) 150–50, bes. 156–7.  
Zum Hexameter vgl. den Beitrag von Hajnal.

34 Vgl. oben Dirlmeier, Schwabl, Kullmann (Anm. 21).

lichen Überlieferung zu prüfen. Dabei geht es auch darum, wie viele fest gefaßte epische Formeln singulären Inhalts unverändert die Zeiten überdauern konnten, um diesen bestimmten Inhalt, der ja allen mündlichen Versionen der *Ilias* eignen müßte, fixieren und transportieren zu können.<sup>35</sup>

Der sagengeschichtliche Zugang geht dagegen von der Geschichtlichkeit des griechischen Volkes aus und auch von der geschichtlichen Entwicklung der griechischen Kultur und Gesellschaft zwischen der mykenischen und der homerischen Zeit. Kultur wird als geschichtliche Größe aufgefaßt und eine Durchlässigkeit der Kulturen, zwischen der Hochkultur und der Volkskultur, vorausgesetzt, besonders in mykenischer und homerischer Zeit, also jenen Epochen, in denen sich schriftliche und mündliche Kulturen begegneten. In Frage steht besonders die Prämissen der *Oral-Poetry-Theorie*, die besagt, daß *orale* Gesellschaften generell völlig geschichtslos sind. Die orale Gesellschaft als Gegenstück zur literaten kann durchaus ein Beispiel für eine ethnologische Utopie sein, denn genaueren Beobachtungen zufolge kann wirkliches Geschehen die Erzählungen und sozialen Bedingungen ethnischer Gruppen durchaus beeinflussen und zeigen, daß diese Gesellschaften nicht geschichtslos sind.<sup>36</sup> Geschichtliches Geschehen im gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Bereich kann die mündliche Tradition der frühen Griechen inhaltlich bestimmt haben und auch das Verstehen, Erinnern und Vergessen innerhalb dieser Tradition beeinflußt haben. Diesen geschichtlichen Spuren kann man versuchen, analytisch nachzugehen.

Daher zum Schluß folgendes sagengeschichtliche Gedankenspiel zur hypothetischen Geschichte der Erzählung vom Troianischen Krieg: Nehmen wir an, ein Krieg der Achäer gegen die Stadt Troia und ihre Verbündeten hat in der Zeit zwischen 1300 und 1200 v. Chr. stattgefunden. Welche literarische Form hätte dieses Ereignis aller Wahrscheinlichkeit nach zuerst gefunden? Man kann ausschließen, daß ein solches angenommenes Großereignis unmittelbar in eine Volkserzählung eingegangen ist. Die Einwohner der einzelnen griechischen Landstriche können weder die geographischen noch die politischen Dimensionen eines solchen Geschehens überblickt haben. Da die kretisch-mykenische Herrschaftskultur strukturell mit den ägyptischen

<sup>35</sup> Kirk: Homer's *Iliad* and ours (Anm. 13) 57ff.

<sup>36</sup> Rüdiger Schott: Das Geschichtsbewußtsein schriftloser Völker. In: Archiv für Begriffsgeschichte 12 (1968) 166–205.

und vorderasiatischen Reichen des 2. Jahrtausends verwandt ist, d.h. ihre kulturellen Vorbilder aus diesem Bereich bezogen hat, kann auch die Darstellungsform eines historischen Ereignisses auf Vorbilder in den Schriftkulturen dieser Reiche zurückgehen – gesetzt den Fall, die Linear B-Schrift würde sich für die literarische Aufzeichnung geeignet haben. Immerhin weist die Ikonographie mykenischer Bilddarstellungen darauf hin, daß in Bildmotive gefaßte altorientalische und ägyptische historische Erzählformen bekannt waren.<sup>37</sup> Vergleichbare historische Texte lassen sich im zeitgenössischen Assyrien und Ägypten finden: Das assyrische *Tukulti-ninurta-Epos* und die Darstellung der Schlacht von Kadesch mit dem siegreichen Helden, dem Pharao Ramses II.<sup>38</sup> In beiden Epen steht der Herrscher, als Held der Erzählung, einem feindlichen König gegenüber, der Betrug oder Verrat begangen hat; der Held ruft seinen Gott um Beistand für einen gerechten Krieg an, rüstet sich für die Schlacht und gewinnt von seinem Gott oder den Göttern begleitet einen großen Kampf im Strahlenkranz seiner Waffen und seines Heeres gegen den Übeltäter; es folgt in dem einen Fall die Bestrafung und Zerstörung, in dem anderen die Unterwerfung des Gegners und der Friedensvertrag. – Diese Epen gehören in den Umkreis der Literatur des Palastes, sie dienen dem Lobpreis des Herrschers, der herrscherlichen Legitimation und der königlichen Propaganda. Besonders die Darstellung des Herrschers als übermäßig starker, furchterlicher und unbesiegbarer Held, dessen Brüllen beispielsweise wie das Meer tost und dessen übermenschliche Kraft von einem Gott herkommt, der mit ihm in die Schlacht zieht, läßt sich in der Heldenaristie der homerischen Epen wiederfinden,<sup>39</sup> sie muß aber nicht von diesen beiden frühen Beispielen herrühren, da diese Tradition besonders im Assyrien des späten 8. Jahrhunderts weiterlebt und reiche Hinweise vorhanden sind, daß die homerischen Aristien von dorther ihre Vorbilder übernommen haben.<sup>40</sup>

37 N. Lurz: Der Einfluß Ägyptens, Vorderasiens und Kretas auf die mykenischen Fresken. Studien zum Ursprung der frühgriechischen Wandmalerei. Frankfurt u.a. 1994; Barry P. Powell: From picture to myth, from myth to picture. Prolegomena to the interaction of mythic representation in Greek art. In Langdon (Hg.) (Anm. 28) 154–193, hier 174.

38 Adolf Erman: Die Literatur der Agypter. Leipzig 1923, 326–335; M. Lichtheim: Ancient Egyptian Literature Bd. II, Berkeley 1975, 57–72. Peter Machinist: Literature as politics: The Tukulti-ninurta epic and the Bible. In: Catholic Biblical Quarterly 38 (1976) 455–482.

39 Burkert 2003 (Anm. 23) Kap. 2.

40 Robert Rollinger: Altorientalische Motivik in der frühgriechischen Literatur am

Als nächstes stellt sich die Frage, wie ein Troia-Epos dieser Gestalt in die Volksüberlieferung überführt worden sein könnte. Den wenigen nachvollziehbaren altorientalischen Beispielen einer aus der Palastliteratur entstandenen Volkspoesie kann man entnehmen, daß die Volksüberlieferung bei der Umarbeitung literarischer Überlieferung nicht sehr genau ist, daß vor allem die historisch relevanten Details verschwinden und einzelne umgeformte Episoden in den Mittelpunkt der Erzählungen gestellt werden.<sup>41</sup> Es läßt sich daher eher vorstellen, daß die Technik der Helden darstellung aus dem literarischen Vorbild in die volkstümliche Erzählung übersetzt wird, als daß die detailgetreue Nacherzählung einer Schlacht oder eines Heerzuges in ein entferntes Land sozusagen abgeschrieben worden ist.

Schwierig ist auch, den Transfer eines angenommen umfangreichen und detailgetreuen Volksepos vom Trojanischen Krieg in einen längeren Zeitraum überdauernden Tradition mündlichen Erzählens zu erklären, vor allem wenn sie einen Zeitraum kultureller Umformungsprozesse wie in der Zeit zwischen der mykenischen und der frühgriechischen Kultur überbrückt. Hier müssen wir besonders für die Zeit zwischen 1200 und 975 v. Chr. bei aller Kontinuität der Sprache umfangreiche bevölkerungs- und siedlungsgeschichtliche und schließlich auch gesellschaftliche Umbrüche annehmen.<sup>42</sup> Bekannt ist, daß das Gedächtnis der Menschen mündlicher Kulturen an ihre menschliche Umgebung und örtliche Umwelt gebunden ist und selbst in diesem Fall die kommunikative Konsistenz des Gedächtnisses mehr als drei Generationen nicht überdauert.<sup>43</sup> Eine wandernde und nach neuen

Beispiel der homerischen Epen. Elemente des Kampfes in der Ilias. In: Christoph Ulf (Hg.): Wege zur Genese der griechischen Identität. Berlin 1996, 156–210.

- <sup>41</sup> Wolfgang von Soden: Eine babylonische Volksüberlieferung von Nabonid in den Danielerzählungen. In: Zeitschrift für alttestamentliche Wissenschaft N.F. 12 (1935) 81–89; vgl. Martin Braun: History and Romance in Graeco-Oriental Literature. New York u. a. 1987.
- <sup>42</sup> Patzek (Anm. 17) 2. Teil. Dies.: Mündliche Dichtung als historisches Zeugnis. Die ‚homerische Frage‘ in heutiger Sicht. In: HZ 250 (1990) 529–548. Vgl. den Beitrag von Kurt Raafaub.
- <sup>43</sup> Zu den Begriffen des kommunikativen und des kulturellen Gedächtnisses als dem Gedächtnis des direkten Verstehens im Kommunizieren und dem des indirekten Kommunizierens über die Gegenstände einer Gedächtniskultur und deren anthropologischer Begründung vgl. zuletzt Gerdien Jonker: The topography of remembrance. The dead, tradition and collective memory in Mesopotamia. Leiden u. a. 1995, 1–31.

Lebensräumen suchende Bevölkerung verliert diese innere Gedächtnistopographie; ihre Erinnerung wird sich schneller umformen, verändern und auch vergessen werden – wenn sie nicht, so kann man einwenden, feste kulturelle Formen für das Gedächtnis gefunden hat. Das könnte unser angenommenes umfangreiches und detailgenaues Epos sein, wenn es aus einem festen kulturellen Gedächtnis hervorgegangen wäre und ein solches tradieren würde: Um dem Verfall von Erinnerung entgegenzuwirken müßte es von eigens dafür bestimmten Sängern auswendig gelernt und als fixierter Text von Generation zu Generation weitergegeben worden sein. Das aber würde eine besondere kulturelle Anstrengung vorausgesetzt haben, und zwar den Berufssänger und den Auftraggeber – eine Gesellschaft also, die Menschen für diesen Beruf freistellt und die an der Wiederholung ganz bestimmter Informationen und Inhalte interessiert gewesen wäre. Und dieses Interesse müßte außerdem noch ideologisch motiviert gewesen sein, etwa in der bewußtesten Rückerinnerung an das mykenische Königtum oder an die Geographie der mykenischen Griechen. Eine solche nationale Motivation läßt sich in der lokalen Archäologie der fruhgriechischen Siedlungen, so wie sie sich heute darstellen, in meinen Augen nicht wiederfinden. Und auch der Inhalt der *Ilias*, die einzige uns bekannte umfangreiche Darstellung des Trojanischen Krieges, läßt ein solches nationales Gedächtnis nicht erkennen: Der Iliasdichter steht mit Zeus, dem die Handlung lenkenden Gott, auf seiten der Helden beider Kriegsparteien, auf seiten des Achill ebenso wie auf seiten des Hektor oder auch des Zeus-Sohnes des Lykiens Sarpedon!

Umgekehrt haben die homerischen Dichter, besonders der Iliasdichter, keine Vorstellung von der Zeitspanne der Tradition, aus der sie kommen. Das Epos geht auf den Ruhm und das Leid der Helden und Heldinnen zurück; solche Lieder überliefern bereits die ersten «göttlichen» Sänger der *Odyssee* – Demodokos und Phemios – als Zeitgenossen oder unmittelbare Nachfahren dieser Helden. Zwischen diesen und den homerischen Sängern gibt es jedoch keine Genealogie, also keine Erinnerung an eine historische Sängerzunft; vielmehr erscheinen die Sänger der *Odyssee* als die mythischen Vorfahren des homerischen Sängers, also die Gründerväter der Großepik des 8. und frühen 7. Jahrhunderts. Die homerischen Helden selbst blicken nur auf drei Generationen von Vorfahren zurück, obwohl das Alter der Welt durch die Geschichten der Götter, mit denen sie verwandt sind, weitaus größer ist. Auch hier läßt sich nur die Zeitvorstellung des einfachen Gedächtnisses der mündlichen Kultur nachweisen und nicht das in bewußter Geschichtskultur an kulturelles Handwerk gebundene historische

Gedächtnis. Und auch bei dem Gegensatz zwischen einer heroischen und einer gewöhnlichen menschlichen Zeit, der durch die Zeitalterschwelle, den Krieg um Troia, markiert ist, handelt es sich um keine Zeitvorstellung, die auf die Erfahrung von Überlieferung zurückgeht, sondern um eine mythologische Konstruktion von Zeit: Nach der heroischen Zeit (der Zeit der mythisch-kulturellen Gründungen der späteren Kultur der Griechen) beginnt die geschichtliche Zeit, denn auf Troia und seine Helden wird die Abstammung des griechischen Adels und der gesellschaftlichen Institutionen zurückgerechnet.<sup>44</sup> Erinnerung als mythologische Konstruktion könnte die merkwürdige Verbindung zwischen Hochschätzung und Kürze der Vergangenheit in den homerischen Epen erklären.

<sup>44</sup> Kullmann: Homer and historical memory (Anm. 22) 104ff.

Was ist und was will ‹Heldenepik›:  
Bewahrung der Vergangenheit oder Orientierung für  
Gegenwart und Zukunft?

CHRISTOPH ULF

Obwohl *Ilias* und *Odyssee* keine historiographischen Texte sind, sondern ‹Heldenepik›, also eine spezielle Form von Literatur, werden diese Texte häufig mit dem bzw. einem Trojanischen Krieg in Verbindung gebracht. Wer das tut, setzt voraus, daß die Homer zugeschriebenen Texte brauchbare historische Informationen enthalten. Kann und will aber Heldenepik Wissen über die Vergangenheit bewahren und weitergeben?

Die Antwort hängt davon ab, was unter ‹Heldenepik› zu verstehen ist. Das ist keineswegs so klar, wie es erscheinen mag. Der Stand der Forschung soll im folgenden in vier Abschnitten besprochen werden: erstens in einer Skizze des Bildes, das man als das traditionelle bezeichnen kann; zweitens in Hinweisen auf die inneren Widersprüche in dieser Auffassung; drittens in der Beschreibung der im traditionellen Bild nicht berücksichtigten jüngsten Forschungsergebnisse, und schließlich in einem vierten Abschnitt, in dem die Argumente dafür genannt werden, daß ‹Heldenepik› keine Form von Literatur ist, die in die Vergangenheit blickt, um diese zu bewahren, sondern die den Blick in die Vergangenheit für ein Plädoyer benutzt, wie die Gegenwart und die Zukunft gestaltet werden sollen.

### I. Das «traditionelle» Bild

#### *Der Ausgangspunkt: Literarische Gattungen*

Die traditionelle Auffassung geht davon aus, daß es seit jeher literarische Gattungen gab, an denen sich die Dichter orientierten. Zudem soll jede der Gattungen nicht nur eine spezifische literarische Ausdrucksform, sondern auch der innere Ausdruck einer bestimmten historischen Zeit sein.<sup>1</sup> Obwohl diese Auffassung vorwiegend an der antiken

Literatur entwickelt wurde, wurde für sie generelle Geltung beansprucht.<sup>2</sup> Am Beginn jeder literarischen Entwicklung habe die Epik gestanden. Sie sei nicht nur narrativ ausgerichtet, sondern auch der Vergangenheit zugewandt gewesen. Auf die Epik sei die Lyrik gefolgt und auf diese schließlich das Drama.

Demgemäß verhilft die Zuordnung eines Textes zu einer Gattung nicht bloß zu einer besseren Orientierung in der Vielfalt der literarischen Überlieferung. Die Einordnung eines Textes in eine literarische Gattung soll vielmehr die Feststellung seiner zentralen, seiner wesenhaften Eigenheit bedeuten. Dieses Wesen verbinde ihn mit allen anderen Texten der Gattung. Gattungen werden in dieser Sicht also nicht bloß als wissenschaftliche Ordnungsmuster, sondern als literarische ‹Wesen› angesehen.

### *Ilias und Odyssee – Verkörperungen der ‹Gattung Heldenepik›*

Was unter Epos konkret zu verstehen ist, wird von Joachim Latacz<sup>3</sup> in einer von ihm für die Gattung Epos als gültig erachteten «Merkmalssammlung» bestimmt. Unter anderem werden genannt: «Anspruch auf Bedeutsamkeit des Gegenstandes [...] Meidung des Banalen [...] und Streben nach überindividueller, öffentlicher polit(ischer) Bedeutung in möglichst ‹nationalen› bis ‹internationalen› Dimensionen: Sozialer Handlungsraum ist daher die Oberschicht; im narrativen E(pos) Bevorzugung heroischer Stoffe, Figuren, Charaktere, Motive, Tugenden und Haltungen (geschöpft aus Helden- und Göttermythos): ‹Heroic Poetry›, ‹Heldenepos›.»

Es fällt auf, daß die Auflistung dieser Merkmale auf eine Gleichsetzung von ‹Epos› mit ‹Heldenepos› hinausläuft. Und das nicht ohne Grund. Denn der Maßstab für diese Wesensbestimmung des Epos wird

- 1 Dazu R. Schwinge, Griechische Poesie und die Lehre von der Gattungstrinität in der Moderne. Zur gattungstheoretischen Problematik antiker Literatur, in: Antike und Abendland 27 (1980), 147. Ein kritischer Blick auf das evolutive Schema der historischen Entwicklung der Gattungen bei R. Finnegan, Oral Poetry. Its Nature, Significance and Social Context, Cambridge 1979, 246–262.
- 2 Ein Blick auf andere Literaturen erweist rasch die Problematik dieses Bildes. Vergleicht man die für die griechische Literatur angenommene historische Entwicklung der Gattungen mit anderen Literaturen, etwa mit der mesopotamischen oder der ägyptischen Literatur, dann wird sichtbar, daß in diesen Literaturen nicht Texte am Beginn der Überlieferung stehen, welche nach formalen Kriterien als Epos klassifiziert werden, sondern (Götter-)Hymnen und andere Texte.
- 3 J. Latacz, Epos, in: Der Neue Pauly Bd. 4 (1998) 13f.

aus den homerischen Epen abgeleitet. Sie sollen den «End- und Höhepunkt einer E(pos)-Entwicklung» darstellen, «die nur aus ihm rekonstruierbar ist». Die Bestimmung dessen, was ein Epos ist, wird somit davon abhängig gemacht, wie *Ilias* und *Odyssee* einzuschätzen sind. Denn die homerischen Epen sollen die gesamte Gattung gewissermaßen in reiner Form repräsentieren.

#### *Eine historisch-reale Heroenwelt*

Da jede literarische Gattung wesenhaft mit einem bestimmten gesellschaftlichen Zustand bzw. mit einem bestimmten Zeitalter verbunden sein soll, muß auch die Heldenepik der Ausdruck einer bestimmten Zeit sein:

*«Die Griechen ... waren davon überzeugt, daß es in der griechischen Geschichte ein heroisches Zeitalter gegeben habe ... Archäologie und Sage lassen den Schluß zu, daß ... es tatsächlich eine solche Zeit gegeben hat.»<sup>4</sup>*

Maurice Bowra nennt hier ganz offen die Grundlage für die Überzeugung, daß es ein heroisches Zeitalter gegeben habe: es ist die Sage – unterstützt durch die Archäologie – ganz so, wie das bis in die jüngste Debatte hinein vertreten wird. Mit diesem Gedanken werden wir auf die Anfänge wissenschaftlich-historischen Denkens zurückverwiesen. Christian Gottlob Heyne, einer der Begründer der klassischen Philologie, gliederte die menschliche Geschichte, wie im 18. Jahrhundert üblich, nach dem Vorbild der menschlichen Lebensalter. Die frühe Geschichte wurde dabei der Kindheit gleichgesetzt. Diese Phase teilte er in zwei Abschnitte: in die «eigentliche» Kindheit und in die Zeit der Helden, in der er eine Übergangsphase bzw. den ersten Abschnitt der Jugendzeit sah. Die Quellen aus diesen Zeiten sollen Mythen und Sagen gewesen sein.<sup>5</sup> Das Epos als Mischung aus Mythos und Sage enthalte Informationen über diesen Abschnitt der Geschichte. Dieses Denkmuster liegt nicht nur den Überlegungen von Bowra zugrunde, es wird ohne weitere Argumentation nach wie vor weithin akzeptiert.

4 M. Bowra, *Heldendichtung. Eine vergleichende Phänomenologie der heroischen Poesie aller Völker und Zeiten*, Stuttgart 1964 (engl. London 1961), iff.

5 H. Bausinger, *Formen der ‚Volkspoesie‘*, Berlin 1980, 11–29; B. Patzek, *Homer und Mykene. Mündliche Dichtung und Geschichtsschreibung*, München 1992, 61–68.

*Die ‹Gattung› Heldenepik als Element  
eines romantischen Mittelalterbilds*

Dadurch, daß die Frühphase der Geschichte in Kindheit und Jugend zweigeteilt wurde, war ein Zeitraum zwischen der Kindheit und dem Zeitalter des Erwachsenseins gewonnen worden. Diese Phase – gleichgesetzt mit der Heroenzeit – konnte als ein ‹Mittelalter› angesehen werden. Als im Laufe des 19. Jahrhunderts das europäische Mittelalter zum positiven Vorbild für die Gegenwart gestaltet wurde, konnten die beiden Mittelalter, das griechische und das europäische, leicht miteinander in Parallele gesetzt werden. Dieser Vorgang wurde durch die latent vorhandene Vorstellung noch erleichtert, daß das Volk der Deutschen in einer besonderen inneren Nähe zu den Griechen stehen würde.<sup>6</sup> Hierin deutet sich schon an, daß die sich ab jetzt verfestigende Gleichsetzung von ‹heroischer Zeit› und ‹Mittelalter› kein rein innerwissenschaftlicher Prozeß war. Sie stand in offenem Zusammenhang mit den sozialen und politischen Veränderungen. Das Mittelalter wurde zu einem festen Bezugspunkt, mit dessen Hilfe man nicht nur in Deutschland glaubte, Stabilität in dem sich immer rascher vollziehenden Wandel in der Gegenwart zu finden.<sup>7</sup> Die jetzt entstehende Mediävistik stellte den Staat in den Mittelpunkt ihrer Forschung. Denn Geschichte, so glaubte man, könne nur vom Staat her begriffen werden. Die Kategorien für die wissenschaftliche Orientierung in der mittelalterlichen Vergangenheit wurden aus dem zeitgenössischen Ideal eines zentralistischen, in Stände gegliederten Nationalstaates mit einem

6 M. Landfester, Griechen und Deutsche: Der Mythos einer ‹Wahlverwandtschaft›, in: H. Berding (Hg.), *Mythos und Nation* (= Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit, 3), Frankfurt a. M. 1996, 198–219; G. Lohse, Die Homerrezeption im «Sturm und Drang» und der deutsche Nationalismus im 18. Jahrhundert, in: *International Journal of Classical Tradition* 4 (1997) 195–231.

7 D. Berg, Mediävistik – eine «politische Wissenschaft». Grundprobleme und Entwicklungstendenzen der deutschen mediävistischen Wissenschaftsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, in: W. Küttler/J. Rüsen/E. Schulin (Hg.), *Geschichtsdiskurs 1: Grundlagen und Methoden der Historiographiegeschichte*, Frankfurt a. M. 1993, 317–330, bes. 323ff.; H.-W. Goetz, Moderne Mediävistik. Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung, Darmstadt 1999, 50ff., 60ff., 180ff.; A. Deisenroth, Deutsches Mittelalter und deutsche Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert. Irrationalität und politisches Interesse in der deutschen Mediävistik zwischen aufgeklärtem Absolutismus und erstem Weltkrieg, Rheinfelden 1985; W. Maleczek, Auf der Suche nach dem vorbildhaften Mittelalter in der Nationalgeschichte des 19. Jahrhunderts. Deutschland und Österreich im Vergleich, im Druck.

starken Königtum abgeleitet. Partikularismus wurde als Fehlentwicklung abgelehnt, ebenso natürlich alle politischen Kräfte, welche die Stabilität des Herrschaftssystems in Frage stellen könnten. Das Mittelalter wurde so – von einem konservativen Standpunkt aus – zu *der* vorbildhaften Zeit stilisiert, die als Modell für die eigene deutsche Identitätsfindung fungieren konnte. Mit dieser Stilisierung der Epoche des Mittelalters korreliert die Bestimmung der Gattung ‹Heldenepik›. Die als Heldenepik klassifizierten Texte des ‹deutschen› Mittelalters lieferten die für dieses Staatsbild notwendigen ethischen Parameter. Die genaue Festlegung, was denn ‹Heldenepik› sei, wurde daher enorm wichtig: Vorbildhafte Helden vertreten eine Wettbewerbsethik innerhalb einer monarchisch-ständischen Ordnung.

Im Umfeld der politischen Atmosphäre der 20er und 30er Jahre des 20. Jahrhunderts wurde dieses auf romantischen Wurzeln beruhende, nie aber unpolitische Mittelalterbild unter völkischem Gesichtspunkt erneuert. Neuerlich wurde – verunsichert durch das Fehlen von klaren Orientierungspunkten – die als Vorbild für die Gegenwart für nötig gehaltene geistige und soziale Ordnung im Mittelalter angesiedelt. Der Vorgang der Imagination der Epoche des Mittelalters begann neuerlich zu wirken.<sup>8</sup> In diesem Kontext wurde etwa die Vorstellung formuliert, daß die Heldenage als mythisch-archetypisches Modell tief im menschlichen Bewußtsein verankert sei, und gleichzeitig ihre ethische Vorbildlichkeit behauptet:<sup>9</sup>

«Die Griechen standen jedoch nicht allein mit ihrer Hochachtung für eine höhere Gattung von Menschen, die allein der Ehre lebten. ... Eine Epoche, für die das Streben nach Ehre Glaubensartikel war, mußte natürlich den Wunsch haben, seine Bewunderung in einer Dichtung zum Ausdruck zu bringen, die den Kampf und das Abenteuer, kühnen Wagemut und edle Vorbilder besang.»<sup>10</sup>

- 8 Vgl. dazu O.G. Oexle, Das Mittelalter und das Unbehagen an der Moderne. Mittelalterbeschwörungen in der Weimarer Republik und danach, und: Das Mittelalter als Waffe. Ernst H. Kantorowicz' «Kaiser Friedrich der Zweite» in den politischen Kontroversen der Weimarer Republik, in: ders., Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus, Göttingen 1996, 137–162 bzw. 163–215; O.G. Oexle, Die Moderne und ihr Mittelalter. Eine folgenreiche Problemgeschichte, in: P. Segl (Hg.), Mittelalter und Moderne. Entdeckung und Rekonstruktion der mittelalterlichen Welt, Sigmaringen 1997, 307–364.
- 9 Dazu K. von See, Was ist Heldenliteratur?, in: ders. (Hg.), Europäische Heldenliteratur, Darmstadt 1978, 5–9.
- 10 Bowra (wie Anm. 4).

*Heldenepik ist mündliche Dichtung*

Die schon erwähnte, von Christian Gottlob Heyne formulierte Vorstellung, daß der Mythos einer vor der Geschichte liegenden Zeit entstamme, prägte sehr früh das Bild über die Art der Tradierung von Epik. Heyne sah im Mythos ein «unwillkürliches, angeborenes Reden über alles, was dem primitiven Menschen zustieß und begegnete».<sup>11</sup> Da seiner Meinung nach im Epos Mythen als ‹Stoffe› verarbeitet worden waren und weil die von Heyne noch gezogene Trennung zwischen Mythos und Epos bzw. Sage schon bald durch seinen Schüler Karl Otfried Müller aufgeweicht wurde, war es naheliegend, das Bild des Redens auch auf das Epos zu übertragen. Das Epos wurde als ganzes zu einer poetischen Produktion, das von Sängern ‹im Volk› mündlich an spätere Zeiten weitergegeben wurde.<sup>12</sup> Das ist der Rahmen, in dem Karl Lachmann das *Nibelungenlied* – so wie Friedrich August Wolf die homerischen Epen – als Sammlung und redaktionelle Bearbeitung von mündlich umlaufenden Liedern definierte. Homer war so aus der bis dahin für selbstverständlich erachteten Verbindung mit den schriftlich arbeitenden Dichtern wie Vergil, Dante oder Milton herausgelöst worden. Er wurde in eine ferne, in eine vorgeschichtliche Vergangenheit gerückt; er wurde zu einem Barden, der vor der Erfindung der Schrift gelebt haben soll.<sup>13</sup>

Seither wurden und werden die Epen bis in die Gegenwart auf in ihnen enthaltene Spuren von Mündlichkeit überprüft und diese Spuren gleichzeitig für den Beweis gehalten, daß direkte Informationen aus der «Zeit der Kindheit» in die historische Zeit gelangt seien. Barbara Patzek hat in diesem Band den Gang und wesentliche theoretische Voraussetzungen dieser Argumentation nachgezeichnet.

<sup>11</sup> F. Graf, Die Entstehung des Mythosbegriffs bei Christian Gottlob Heyne, in F. Graf (Hg.), *Mythos in mythenloser Gesellschaft. Das Paradigma Roms*, Stuttgart/Leipzig 1993, 284–294, Zitat 288.

<sup>12</sup> Zur (späteren) Geschichte dieser Annahme und ihrem partiellen Wandel vgl. Patzek (wie Anm. 5) 61–68, und ihren Beitrag in diesem Band.

<sup>13</sup> Vgl. F. Graf, Religion und Mythologie im Zusammenhang mit Homer: Forschung und Ausblick, in: J. Latacz (Hg.), *Zweihundert Jahre Homer-Forschung, Rückblick und Ausblick*, Stuttgart/Leipzig 1991, 333ff.; Lohse (wie Anm. 6).

## 2. Unklarheiten und Widersprüche im traditionellen Bild

Es ist auffällig, daß es trotz intensiver Bemühungen bis heute nicht gelungen ist, eine allgemein akzeptierte Theorie der Heldenepik zu formulieren.<sup>14</sup> Das ist ohne Zweifel ein deutliches Indiz dafür, daß die traditionelle Auffassung von Heldenepik keine innere Geschlossenheit aufweisen kann. Einige der hierfür verantwortlichen Unklarheiten und Widersprüche werden im folgenden kurz umrissen.

### *Produzenten und Adressaten: Volk oder Adel?*

Mit der zunehmenden Verfeinerung der historischen Quellenkritik im Laufe des 19. Jahrhunderts ging die Sicherheit verloren, daß Mythen direkte Überlieferungen aus der Frühzeit der Völker seien, die *»im Volk«* bzw. von *»Volksdichtern«* aufbewahrt worden wären. Denn Mythen können offensichtlich zu allen Zeiten geschaffen werden und sind auch nicht bloß *»unbewußte«*, sondern mit Bedacht geschaffene Texte.<sup>15</sup> Wenn es aber nicht das Volk ist, wer ist dann für die Produktion dieser Texte verantwortlich, die gemeinsam mit den Sagen den Stoff für die Heldenepik bilden sollen?

Der Ansatzpunkt für die notwendig gewordene Adaptierung der Vorstellung, daß Heldenepik *»aus dem Volk«* gedichtet worden sei, fand sich in der oben erwähnten Gleichsetzung der geschichtlichen Phase der Jugend mit der Heroenzeit. Denn so konnte man die bisherige Annahme, daß Heldenepik Volkspoesie sei, durch die andere Annahme ersetzen, daß Heldenepik die Dichtung von adligen Helden sei. Joachim Latacz baut im folgenden Zitat darauf auf:

*«Der stärkste Krieger, der sich aus der Beute nicht das beste Schwert, sondern die Leier nimmt, und der zu ihr dasselbe – nur zeitverschoben – wie der Iliasdichter singt: die Rubmestaten früherer Helden, konnte nur*

<sup>14</sup> Vgl. z.B. A. Th. Hatto, Eine allgemeine Theorie der Heldenepik (Rheinisch-westfälische Akademie der Wissenschaften: Geisteswissenschaften: G 307), Opladen 1991, oder J. B. Hainsworth, The Idea of Epic, Berkeley/Los Angeles/Oxford 1991. Dem ist der nach wie vor grundlegende Überblick von See (wie Anm. 9) gegenüberzustellen, mit Hinweisen auf die zu einem guten Teil zirkulären Argumentationen.

<sup>15</sup> Vgl. z.B. W. Burkert, Mythos – Begriff, Struktur, Funktionen, in: Graf (wie Anm. 11), 9–23; L. Edmunds, Myth in Homer, in: I. Morris/B. Powell (Hg.), A New Companion to Homer, Leiden/New York/Köln 1997, 415–441, und besonders Gehrke in diesem Band.

*für ein Publikum akzeptabel sein, das in dieser Kombination von Krieger- und Künstlertum das eigene Ideal höchster Selbstverwirklichung gespiegelt sah.»<sup>16</sup>*

Obwohl nicht mehr vom Volk als Träger der Tradition die Rede ist, wird ein wichtiger Gedanke, der sich aus der Annahme einer Volkspoesie herleitet, jedoch nicht aufgegeben. Die Texte der Gattung ‹Heldenepik› sollen nach wie vor wie ein «Gedächtnis an eine ferne Vergangenheit»<sup>17</sup> funktionieren. Obwohl das Volk durch adlige Heroen ersetzt wurde, wird es gewissermaßen durch die Hintertür wieder eingeschleust. In der oben zitierten Sammlung von Merkmalen findet sich auch, daß Heldenepik Bedeutung in «möglichst ‹nationalen› bis ‹internationalen› Dimensionen» anstrebe. Das wirkt wie ein Austausch von Etiketten, bei dem der Begriff der Nation den Volksbegriff ersetzt. Denn so wie das Volk als eine seit jeher bestehende Größe einfach vorausgesetzt wurde, bleibt ungeklärt, woher denn die (griechische) «Nation» stammen soll.

*Mündliche Tradition versus  
hohe literarische Qualität*

Es ist eine von niemandem bestrittene Tatsache, daß sich bis heute kein in einem oralen Umfeld entstandener und mündlich tradierteter Text hat finden lassen, der in Umfang und Qualität den homerischen Texten gleichzusetzen wäre.<sup>18</sup> Barbara Patzek hat das in ihrem Beitrag klar beschrieben.

Unter dem Eindruck dieses Sachverhalts sind auch jene, welche von der Mündlichkeit der homerischen Epen ausgehen, von dem Gedanken einer bloßen mündlichen Dichtung ein Stück abgerückt. Der Besonderheit von *Ilias* und *Odyssee* wird zuerst dadurch Rechnung getragen, daß ein ganz außergewöhnlicher Sänger für die Qualität der beiden Epen verantwortlich gewesen sein soll. Weil aber auch der beste Sänger keine derart komplexen Dichtungen schaffen kann, wurde das Bild durch eine Art Hilfskonstruktion erweitert. Die Texte seien von dem Sänger einem Schreiber diktirt worden. Doch ist diese Annahme

<sup>16</sup> J. Latacz, Homer. Der erste Dichter des Abendlandes, München/Zürich 1989, 44.

<sup>17</sup> Patzek (wie Anm. 5) 61.

<sup>18</sup> Das wird gut durch die von D. L. Cairns (Hg.), Oxford Readings in Homer's *Iliad*, Cambridge 2002, zusammengestellten und mit einer lesenswerten Einleitung versehenen Studien demonstriert.

für Heldenepik nicht nur schwer zu belegen,<sup>19</sup> sie löst auch das grund-sätzliche Problem nicht, wie die komplexe Struktur zustande kommt und was die Motivation für sie ist.

Wie wenig Klarheit in diesen Fragen besteht, zeigt auch eine andere, keineswegs abgeschlossene Diskussion. Es ist nach wie vor umstritten, in welchem Ausmaß und in welcher Weise Mündlichkeit für die Entstehung und die Tradierung der Epen verantwortlich sein soll. In den Beiträgen von Barbara Patzek und Meier-Brügger wird auf die alte Debatte darüber eingegangen, inwieweit die homerische Sprache formelhaft ist. Ivo Hajnal zeigt sich gegenüber dem jüngsten Argument von Joachim Latacz, daß der griechische Hexameter schon im Linear B geschaffen worden sei, aus linguistischen Gründen und solchen der Verstechnik skeptisch. Das ist von Bedeutung, weil gerade diese Hypothese als eindeutiges Indiz dafür behandelt wurde, daß die homeri-schen Epen eine kollektive «Rückerinnerung» der Griechen an alte Zeiten darstellen würden.<sup>20</sup>

### *Die schwimmende Datierung der Heroenzeit*

Ehe noch die Hinterlassenschaft der mykenischen Kultur archäologisch analysiert worden war, hatte man – den griechischen Mythen folgend – die Mauern der mykenischen Burgen als eine Leistung der Lapithen und Kentauren bzw. einer vorgriechischen Bevölkerung angesehen. Die mit dem Epos verknüpfte heroische Zeit ließ sich auf diese Weise chronologisch nicht klar festlegen. Erst ab den 70er Jahren des 19. Jahr-hunderts wurde unter Hinweis auf die mykenische Topographie der Mythos und die Heldenage in die Zeit der mykenischen Kultur datiert und daraus die Herkunft des Heldenepos aus der Welt der mykeni-schen Paläste abgeleitet.

- 19 Diese Vorstellung des Diktats ist nicht mit dem in der gesamten Antike für Textproduktion üblichen Diktieren zu verwechseln; dazu T. Dorandi, Zwischen Autographie und Diktat: Momente der Textualität in der antiken Welt, in: W. Kullmann/J. Althoff (Hg.), Vermittlung und Tradierung von Wissen in der griechischen Kultur (*ScriptOralia 61*), Tübingen 1993, 71–83.
- 20 Der vom offen «völkisch» denkenden F. Schachermeyr, *Die griechische Rück-erinnerung im Lichte neuester Forschung*, Wien 1983, geprägte Ausdruck wird auch noch in jüngerer Zeit immer wieder verwendet; vgl. G. A. Lehmann, Archaische und Klassische Zeit, in: H.-G. Nesselrath (Hg.), Einleitung in die griechische Philologie, Stuttgart/Leipzig 1997, 368; E. Visser, Formale Typolo-gien im Schiffskatalog der Ilias, in: H. C. L. Tristram (Hg.), Neue Methoden der Epenforschung, Tübingen 1998, 25–44.

Beim Versuch des Nachweises für den mykenischen Heldengesang stößt man jedoch auf die grundsätzliche Schwierigkeit, daß von der mykenischen Schriftkultur keine, zumindest keine erhaltenen literarischen Texte produziert worden sind. Erklärt man diesen Umstand häufig mit vergänglichen und daher nicht erhaltenen Beschreibstoffen, so glaubt man doch Indizien für eine – dann gleichzeitig mit der schriftlichen existierende – mündliche Dichtung in der Hand zu haben. Die Abbildungen einer Lyra sollen ein Indiz für eine in den mykenischen Palästen angesiedelte – mittelalterlich-höfisch ausgedeutete – adelige Heldenepik sein.<sup>21</sup> Doch bleiben hier zwei Probleme ungelöst: Erstens ist es keineswegs sicher, daß die mykenische Palastkultur mit einer mittelalterlich-höfischen Adelskultur direkt gleichzusetzen ist. Und zweitens bleibt es völlig unbeantwortbar, zu welchem Zweck die Lyra in der mykenischen Welt verwendet wurde. Daß sie zum Vortrag von Heldenepik benutzt worden sei, setzt in der Selbstverständlichkeit, mit der diese Auffassung vertreten wird, Vermutetes einfach als erwiesen voraus.

Die Frage der Datierung der heroischen Zeit leidet neben den im Beitrag von R. Bichler behandelten grundsätzlichen Problemen noch an einem anderen Widerspruch. Da der sprachwissenschaftliche Begriff ‹Indogermanisch› völkisch ausgedeutet wurde, wurde das Volk der Griechen zu einem Teilvolk der Indogermanen. Die Geschichte des griechischen Volks wurde auf diese Weise über seine ‹Anfänge› zurück verlängert. Weil aber den Indogermanen wie jedem anderen Volk auch ein Heldengesang zugesprochen wurde, bekam nicht nur der zu *Ilias* und *Odyssee* hinführende Heldengesang eine zweite Anfangszeit, sondern es wurde gleichzeitig auch eine zweite, eben eine indogermanische Heroenzeit postuliert. Wie konkret dabei gedacht werden kann, zeigt, daß für die indogermanische Heldenepik schon alle die Elemente angenommen werden, welche für die mykenische und die griechische Heldenepik als Charakteristika angegeben werden: mündliche Helden-dichtung mit einem improvisierenden Sänger, die Ruhm-Ideologie einer Adelswelt und eine panindogermanische Wirkung der Sängertradition.<sup>22</sup>

<sup>21</sup> Auf derartige Abbildungen verweisen S. Deger-Jalkotzy, Die Erforschung des Zusammenbruchs der sogenannten mykenischen Kultur und der sogenannten dunklen Jahrhunderte, in: Latacz (wie Anm. 13) 148, und Meier-Brügger oben S. 233.

<sup>22</sup> Vgl. das Résumé bei J. Latacz (wie Anm. 3) 13ff. Zur Problematik der Konstruktion einer indogermanischen Dichtersprache vgl. Von See (wie Anm. 9)

Im Banne eines postulierten, derart hohen Alters des Heldenepos kann die Zeit, in der *Ilias* und *Odyssee* in der vorliegenden Form schriftlich fixiert wurden, nur mehr eine untergeordnete Rolle spielen. Sie kann nicht mehr als die Zeit der «Rückerinnerung» eines Volkes sein, das über eine lange Zeit und über die verschiedensten Veränderungen, Umwälzungen und Brüche hinweg einen konstanten Wesenskern besessen habe.<sup>23</sup> Der Widerspruch von Volks- und Adelstradition stört diese Vorstellung gravierend, bleibt aber als solcher unbeachtet.<sup>24</sup> Auch das als Bestätigung betrachtete Verhalten, daß am Beginn der archaischen Zeit in mykenischen Gräbern Heroengräber gesehen wurden, bleibt umstritten. Denn es ist keineswegs eindeutig beantwortbar, was die Motivation dafür war.<sup>25</sup>

*Der ‹historische Kern› –  
ein (zu) flexibler Begriff*

Die Unklarheit, wann das postulierte heroische Zeitalter anzusetzen sein soll, läßt natürlich auch keine eindeutige Datierung der angeblich durch Mythos und Sage überlieferten Ereignisse zu. So kann auch nicht klar sein, wie die angenommene Weitergabe einer kollektiven Tradition

2f.; H. Humbach, Indogermanische Dichtersprache?, in: Europäische Helden-dichtung (wie Anm. 9) 45–52, bes. 50f., auch L. Edmunds, Myth in Homer, in: Companion to Homer (wie Anm. 15) 43ff.

23 Davon geht J. Latacz, Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels, München/Berlin 2001, 201, ganz offen aus: «Das Grundfaktum der Geschichte des griechischen Volkes vom 2. Jahrtausend bis zur Zeit Homers im 8. Jahrhundert v. Chr. ist demnach die Kontinuität.»

24 J. Latacz, Homer. Der erste Dichter des Abendlandes, München/Zürich 1989, 59: «Nachdem die zeitweise vorherrschende Mode, die Griechen der Nach-Katastrophenzeit beim Punkte Null beginnen zu lassen, allmählich wieder ab-kommt ... darf und muß man die Frage stellen, wer eigentlich der Träger der Traditionen war. Es kann wohl kein Zweifel daran sein, daß nur der Adel in Frage kommt. In vielen Fällen muß hier Familien-Kontinuität bestanden haben, und dies nicht nur an Orten, wo die Ausgrabungen dies nahelegen ... sondern auch gerade dort, wo es die Ausgrabungen nie werden nahelegen können, weil keine Ortskontinuität vorhanden war.»

25 So J. R. Farnell, Greek Hero Cults and Ideas of Immortality, Oxford 1921; J. N. Coldstream, Hero-Cults in the Age of Homer, in: Journal of Hellenic Studies 96 (1976) 8–17. Dazu Patzek (wie Anm. 5) bes. 170f.; G. Lorenz, Die griechische Heroenvorstellung in früharchaischer Zeit zwischen Tradition und Neuerung, in: Ch. Ulf (Hg.), Wege zur Genese griechischer Identität. Die Bedeutung der früharchaischen Zeit, Berlin 1996, 20–58; D. Boehringer, Heroenkulte in Griechenland von der geometrischen bis zur klassischen Zeit, Berlin 2001, 13ff.

vor sich gegangen ist. Der geschlossene Überlieferungsstrang verwandelt sich zu einem flexiblen, der einzelne Elemente verlieren, aber auch neue dazugewinnen kann. Doch entsprechend dem alten Postulat, daß Heldenepik alt sein müsse, hält man an einem ursprünglichen Ereignis als dem Ausgangspunkt für die Dichtung fest. Der hierfür verwendete Begriff heißt ‹Historischer Kern›. Natürlich gilt so wie für das heroische Zeitalter auch für ihn die simple methodische Forderung, daß er solange unbestimmbar bleibt, als nicht die in der Dichtung thematisierten ‹Ereignisse› durch für sich unabhängige und historisch glaubwürdige Quellen als historisch reale Vorgänge erwiesen werden. Das kann die Verbindung von archäologischem Befund und Dichtung, wie Justus Cobet und Kurt Raafaub in diesem Band ausführen, nicht leisten, so verlockend der Gedanke auch sein mag.<sup>26</sup> Der diesem unabweisbaren methodischen Grundsatz gegenüber beinahe trotzig anmutende Versuch, dennoch die Entdeckung «des historischen Kerns» zu behaupten, hängt offenkundig mit außerwissenschaftlichen Motivationen zusammen: mit einem emotionalen Beweggrund, die griechische Geschicke weit über die Abfassungszeit der homerischen Epen zurück mit historischem Leben erfüllen zu können; oder auch mit der von politischen Intentionen nicht freien Absicht, zuerst Mykene und dann auch Anatolien zu Bestandteilen der europäischen Geschichte zu machen.<sup>27</sup>

*Die politisch-soziale Welt der Epen:  
Monarchie oder Demokratie?*

Die Parallelisierung der homerischen Texte und des Umfeldes, in dem sie entstanden sein sollen, mit dem romantisch interpretierten und politisch konservativ ausgestalteten europäischen Mittelalter beeinflußte auch die historisch-philologische Analyse von *Ilias* und *Odysssee*. Obwohl noch in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts umstritten,<sup>28</sup> wurde

<sup>26</sup> Vgl. dazu schon F. Hampl, Die ‹Ilias› ist kein Geschichtsbuch, in: F. Hampl, Geschichte als kritische Wissenschaft, Bd. 2, hg. v. I. Weiler, Darmstadt 1975, 51–99.

<sup>27</sup> Vgl. Tristram (wie Anm. 20) 23: «Es scheint, daß, je stärker der Nationalismus erkenntnisbestimmend ist, die Unreflektiertheit im Umgang mit dem Epos um so größer ist, d.h. daß die analytische Distanz selbst in der Forschung um so schwächer ist.» Vgl. dazu auch den Beitrag von Kolb in diesem Band.

<sup>28</sup> Auf eine «demokratische» Grundstruktur verwiesen E. Platner, *Notiones iuris et iustitiae: ex Homeri et Hesiodi Carminibus*, Marburg 1819; F. W. Tittmann, *Die Darstellung der griechischen Staatsverfassungen*, Leipzig 1822.

das Bild eines griechischen Heldenepos, das von Sängern am Hof von Königen und Adligen vorgetragen wurde und das den Ehrenkodex einer im Wettkampf zu beweisenden individuellen Ehre als Botschaft vermittelte, dominant. An dem Terminus ‹Heros› soll angedeutet werden, wie sehr dieses ‹Vorurteil› die Lektüre der homerischen Texte bis in die Gegenwart bestimmt.

Es ist eine gängige Auffassung, daß die in den homerischen Epen auftretenden Figuren allgemein ‹Heroen› genannt würden, und daß deshalb die homerischen Epen zur ‹Heroic Poetry› zu rechnen seien. Kürzlich hat aber Johannes Haubold darauf aufmerksam gemacht, daß der Terminus ‹Heros› in den griechischen Texten immer dann verwendet wird, wenn eine weit zurückliegende Welt ohne klare soziale oder politische Gliederung dargestellt werden soll. Sie wird als eine frühe, durch eine ‹dunkle› Phase von der Gegenwart getrennte Zeit gesehen, in der mächtigere Menschen lebten.<sup>29</sup> Daraus ergeben sich jedoch gravierende Schwierigkeiten für die Bezeichnung von *Ilias* und *Odyssee* als ‹heroische Epik›. Denn die Gestalten in den homerischen Epen leben keineswegs in einer politisch und sozial diffusen Welt, wie das für ‹Heroen› erwartet werden müßte. Und: Der ‹heroische› Wertkodex des Wettsstreits um individuelle Ehre, der die Figuren in den Epen leiten und ihre Qualität als Heroen dokumentieren soll, wird gerade aus Passagen des Textes abgeleitet, in denen die homerischen Figuren nicht Heroen, sondern allein und ausdrücklich *basilees*, d. h. ‹Anführer›, genannt werden. Wenn man nicht das aus dem angeblichen Wesen der Gattung abgeleitete Denken ruhmsüchtiger Helden voraussetzt, dann läßt sich das Verhalten und Denken dieser *basilees* mit guten Gründen auch so lesen, daß sie nicht um ihre eigene Ehre als Individuen in einer aristokratischen Eigenwelt kämpfen, sondern darum bemüht sind bzw. sein müssen, ihren Verpflichtung gegenüber den ihnen vertrauenden Männern, Frauen und Kindern nachzukommen.

<sup>29</sup> J. Haubold, Homer's People. Epic Poetry and Social Formation, Cambridge 2000, 3ff. Von dem genannten Wortverständnis wird nur zweimal abgewichen; einmal von dem Scholiasten Istros und einmal von Aristoteles. Für beide Abweichungen gibt es eine einleuchtende Erklärung.

### 3. Moderne Forschungen außerhalb der traditionellen Parameter

#### *Literaturwissenschaft: Die späte ‹Entdeckung literarischer Gattungen*

In der Antike war ein Gattungsbegriff ‹Epos› unbekannt.<sup>30</sup> Mehr noch: Keiner der antiken Theoretiker, die sich mit Literatur beschäftigten, nahm eine systematische Klassifizierung nach literarischen Gattungen vor.<sup>31</sup> Das Interesse der antiken Betrachter von Literatur war seit Platon und Aristoteles nur auf die Beschreibung von existierenden literarischen Ausdrucksformen gerichtet, nicht auf Überlegungen über das ‹Wesen› dieser Formen. Die Distanz zum Gattungsbegriff geht so weit, daß nicht einmal ein Kanon der vorhandenen literarischen Formen erstellt wurde. Dieses Fehlen der Vorstellung literarischer Gattungen wird um so verständlicher, wenn man in Rechnung stellt, daß die der modernen Literaturwissenschaft so geläufigen ‹Gattungen› auch außerhalb der Literaturbetrachtung in der Antike noch nicht entwickelt wurden waren.<sup>32</sup>

Literatur nach Gattungen zu gliedern ist eine Folge der in der deutschen Klassik formulierten Literaturtheorie.<sup>33</sup> Friedrich Schlegel formulierte den Gedanken, daß es drei voneinander «absolut» verschiedene Gattungen gebe, die sich nicht nur formal, sondern auch in ihrem dichterischen Ausdruck voneinander unterscheiden würden. Die epische Dichtung sei objektiv, die lyrische Dichtung subjektiv und die dramatische Dichtung eine Mischung aus beidem. Erst jetzt wurde auf dieser Grundlage ein Kanon der griechischen Literatur erstellt.

Dieses Bemühen um eine Gliederung nach Gattungen, die ihrem ‹Wesen› nach voneinander abzuheben scien, ist nicht ganz zufällig. Das liegt jedoch nicht daran, daß durch die Gattungen Wesenseinheiten der

<sup>30</sup> Zum Folgenden vgl. bes. Schwinge (wie Anm. 1), und Th. G. Rosenmeyer, Ancient Literary Genres: A Mirage?, in: Yearbook of Comparative and General Literature 34 (1985) 74–84; D. Schaller, Das mittelalterliche Epos im Gattungssystem, in: W. Erzgräber (Hg.), Kontinuität und Transformation der Antike im Mittelalter, Sigmaringen 1989, 355–371.

<sup>31</sup> A. Ford, Epic as Genre, in: Companion to Homer (wie Anm. 15) 396–414; M. Fuhrmann, Einführung in die antique Dichtungstheorie, Darmstadt 1973.

<sup>32</sup> Vgl. H. M. Baumgartner, Gattung, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie 3 (1974) 26.

<sup>33</sup> Vgl. Schwinge (wie Anm. 1) bes. 132ff.

griechischen Literatur abgebildet würden. Die in diesem Zeitraum neu entdeckte Bildung des Bürgers benötigte zu ihrer Orientierung die Kanonisierung der Tradition, um Tradierenswertes von anderem scheiden zu können.<sup>34</sup> Das hatte zur Folge, daß die vorhandenen Überlieferungen historische Bedeutungen bekamen, die sie vorher nicht hatten. Ihnen wurden jetzt unterschiedlicher Wert für die Gegenwart und die Zukunft beigemessen. Traditionen wurden, wie Koselleck formuliert, «nicht mehr weitergereicht, sondern rückwärts gewandt gestiftet». Diese Aufgabe erfüllte die neue wissenschaftliche Literaturgeschichte mit den von ihr zu diesem Zweck entwickelten Gattungen. Weil aber durch die Neuproduktion von literarischer Überlieferung die Kanonisierung der schon vorhandenen Literatur stets von neuem gleichsam überholt wurde, wurde es notwendig, die literarischen Gattungen immer wieder von neuem zu konstituieren. Die anhaltende Diskussion darüber, was denn eine literarische Gattung *«eigentlich»* ausmache, ist daher mit diesem wesensmäßig verstandenen Gattungsbegriff untrennbar verbunden.

Diesem ontologischen Verständnis von literarischen Gattungen steht der ohne metaphysische Annahmen operierende Gattungsbegriff entgegen.<sup>35</sup> Demnach sind Gattungen nichts anderes als der Versuch, die Vielfalt der Erscheinungen mit Hilfe der menschlichen Vernunft zu ordnen.<sup>36</sup> Nur mittels solcher Begriffe, nicht über Wesensbegriffe, scheint ein wissenschaftlich transparentes Gespräch möglich. Das Scheitern der unter ontologischem Aspekt geführten Diskussion darüber, was Heldenepik *«eigentlich»* sei, ist dafür ein klares Indiz.

#### *Mediävistik: Ethnogenese statt Volk*

«Volk» als von *«Anfang»* an gegebene blutsmäßige Einheit ist – ausgelöst durch die grundlegende Untersuchung von Reinhard Wenskus – als wissenschaftliche Kategorie beinahe unbrauchbar geworden.<sup>37</sup> Daher

34 R. Koselleck, Einleitung – Zur anthropologischen und semantischen Struktur der Bildung, in: R. Koselleck (Hg.), *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil II: Bildungsgüter und Bildungswissen*, Stuttgart 1990.

35 Baumgartner (wie Anm. 32) 25.

36 Vgl. hierzu K. W. Hempfer, *Gattungstheorie. Information und Synthese*, München 1973, bes. Kap. 3, in dem er auf das *«Realismus-Nominalismus-Problem»* eingeht; auch W. Raible, *Was sind Gattungen? Eine Antwort aus semiotischer und textlinguistischer Sicht*, in: *Poetica* 12 (1980) 320–349.

37 R. Wenskus, *Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes*, Köln/Wien 1977; ein Überblick über die Diskussion von W.

hat sich die jüngere historische Forschung der Analyse der Entstehung der Einheiten zugewandt, die im nachhinein als Völker bezeichnet werden. Bei der Untersuchung der ‹Ethnogenese› kann man erkennen, daß sich als ethnische Einheit definierende Gruppen aus verschiedenen Wurzeln herleiten und daß sie in ihrer Abgrenzung und Einschätzung keineswegs konstant bleiben. Aus diesem Grund ist auch davor zu warnen, den Volksbegriff einfach durch den der Kultur zu ersetzen. Denn einerseits ist ‹Kultur› ebensowenig wie ‹Volk› ein klar bestimmbarer Begriff und andererseits besteht die Gefahr, daß der eine Begriff nichts anderes als eine Variation des anderen darstellt.<sup>38</sup>

### *Anthropologie: Oral Tradition statt Oral Poetry*

Die Vorstellung der *Oral Poetry* setzt eine abgrenzbare Periode einer Heroenzeit voraus. Von ihr soll durch mündliche Tradition – im Volk oder durch (adlige) Sänger – zumindest der Kern realen historischen Geschehens über alle politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Veränderungen überliefert worden sein. Die Erkenntnisse nicht nur der Anthropologie zeigen anderes:<sup>39</sup> Die in mündlichen Gesellschaften weitergegebenen Traditionen dienen der eigenen Selbstvergewisserung, weshalb sie sich auch gemeinsam mit dem gesellschaftlichen Wandel verändern. Der Bedeutungswandel sprachlicher Ausdrücke ist hierfür nur ein einfaches Beispiel.<sup>40</sup> Mündliche Traditionen fungieren somit nicht als eine Art von Langzeitgedächtnis für vergangene konkrete Ereignisse, sondern unterliegen der sogenannten Drei-Generationen-Regel: ohne parallele schriftliche Überlieferung werden historische Begebenheiten mit brauchbarer Genauigkeit über keinen längeren

Pohl, Ethnicity, Theory, and Tradition: A Response, in: A. Gillett (Hg.), *On Barbarian Identity. Critical Approaches to Ethnicity in the Early Middle Ages*, Turnhout 2002, 221–239.

<sup>38</sup> J. Hall, Culture, Cultures and Acculturation?, in: R. Rollinger/Ch. Ulf (Hg.), *Griechische Archaik: Interne Entwicklungen – externe Impulse*, Berlin 2003, 35–50 (im Druck); I. Malkin (Hg.), *Greek Perceptions of Greek Ethnicity*, Cambridge, Mass. 2001.

<sup>39</sup> Vgl. die Beiträge von Patzek und Gehrke und die Kritik von R. Thomas, *Literacy and Orality in Ancient Greece*, Cambridge 1992, 6f., an der romantischen Vorstellung, daß *oral poetry* mit «the pure manifestation of a people's character» gleichzusetzen sei.

<sup>40</sup> Patzek (wie Anm. 5) 57f.; I. Hajnal, *Mykenisches und homerisches Lexikon. Übereinstimmungen, Divergenzen und der Versuch einer Typologie*, Innsbruck 1998.

Zeitraum bewahrt. Barbara Patzek hat in ihrem Beitrag die wichtigen Zusammenhänge präzise dargestellt.

### *Mediävistik: Ein Mittelalter ohne Helden*

Daraus, daß die Anfänge der Mediävistik unter dem Eindruck der Romantik standen, erklären sich die oben schon erwähnten Vorgaben für die wissenschaftliche Analyse des Mittelalters: Volk und Staat, ständische Gliederung und Monarchie, gleichzeitig auch die Aufnahme einer ethisch akzeptablen Wettbewerbsethik. Im Reflexionsprozeß der letzten Jahrzehnte hat sich die Mediävistik von diesem zeitpolitisch bedingten Ballast befreit. Das hat auch zur Folge, daß von der Vorbildhaftigkeit der europäischen Geschichte abgerückt wurde und für die Analyse des Mittelalters anthropologische Kategorien und Modelle vermehrt nutzbar gemacht werden.<sup>41</sup> Dabei hat sich das romantische Bild einer realen Heldenzeit verflüchtigt. Verschwunden sind auch die zu ihm gehörenden vorbildhaften Helden und die bloß dazu stilisierten gewaltigen Kämpfe zwischen ihnen.

### *Alte Geschichte und Archäologie: Die Welt Homers – eine Zeit im Umbruch*

Aufbauend auf der Erkenntnis ethnogenetischer Prozesse wurde der Blick frei für die Vielfältigkeit der Gesellschaftsformen in der Zeit nach dem Ende der mykenischen Periode. Von der Archäologie werden Zonen unterschiedlichen Charakters und Entwicklungspotentials im griechisch besiedelten Raum abgegrenzt.<sup>42</sup> Deren Analyse weist auf parallel existierende Gesellschaften, die sich am besten mit den aus der Anthropologie bezogenen Termini *big-men*-Gesellschaften und *chiefdoms* benennen lassen. Die historische und philologische Analyse der homerischen Epen und der archaischen Texte liefert hierfür die Bestätigung.<sup>43</sup> Es gewinnt zunehmend an Wahrscheinlichkeit, daß sich nir-

<sup>41</sup> Literatur dazu in Anm. 7 und 8.

<sup>42</sup> Vgl. I. Morris, in: Archaeology and archaic Greek history, in: N. Fisher/H. van Wees (Hg.), Archaic Greece. New Approaches and New Evidence, London 1998, 1–91; I. Morris, Archaeology as Cultural History. Words and Things in Iron Age Greece, Malden 2000.

<sup>43</sup> Vgl. den Überblick von H. van Wees, Homer and Early Greece, in: Colby Quarterly 38 (2002) 94–117, zudem Ch. Ulf, Die homerische Gesellschaft, München 1990; H. van Wees, Status Warriors. War, Violence, and Society in Homer and History, Amsterdam 1992; W. Donlan, The Aristocratic Ideal and Selected Papers, Wauconda 1999; D. W. Tandy, Warriors into Traders: the Power of the Market in Early Greece, Berkeley 1997; Ch. Ulf, Gemeinschaftsbezug, soziale

gendwo die alte, aus mykenischer Zeit stammende Elite halten konnte, sondern daß die im 1. Jahrtausend neu entstandenen Gesellschaften erst im Laufe der Dark Ages und der archaischen Zeit eine sich abgrenzende Oberschicht ausbildeten, die man Adel nennen kann.

#### 4. Heldenepik: ein literarisches Produkt mit Zukunftsperspektive

Aus der jüngeren Beschäftigung mit der europäischen Heldenepik haben sich Einsichten ergeben, die sich auch für die Einschätzung von *Ilias* und *Odyssee* nutzbar machen lassen. Vor mehr als zwanzig Jahren hat Klaus von See die Notwendigkeit des Paradigmenwechsels gegenüber der traditionellen Sicht klar formuliert:

«*Heldendichtung [ist] weniger die zeitlose Erinnerung eines völkischen Kollektivs als vielmehr der Reflex einer bestimmten geschichtlichen Konstellation, dargestellt mit den Mitteln, die die literarische Tradition zu ebendieser Zeit zur Verfügung stellt.*»<sup>44</sup>

Hier wird die Verbindung von Heldendichtung und Volk aufgehoben. Damit wird die Heldendichtung auch aus ihrer angeblich langen literarischen Tradition gelöst und in den Rahmen der zur Zeit der Abfassung der Dichtung aktuell abrufbaren literarischen Möglichkeiten gestellt.

In einem im Rahmen des Freiburger Sonderforschungsbereichs 321 zu Mündlichkeit und Schriftlichkeit entstandenen Buch ist Alois Wolf auf die spezielle geschichtliche Konstellation näher eingegangen. Sein Ergebnis lautet:

«*Es wäre also als ‹Normalfall› anzunehmen, daß bei der Entstehung volkssprachlicher Epen im germanisch geprägten Europa mit Anstößen von außen und mit einer bestimmten kulturpolitischen Situation zu rechnen ist.*»<sup>45</sup>

Stratifizierung, Polis – drei Bedingungen für das Entstehen aristokratischer und demokratischer Mentalität in Griechenland, in: D. Papenfuß/V. M. Strocka (Hg.), Gab es das griechische Wunder?, Mainz 2001, 163–186; K. Raaflaub, Homeric Society, in: Companion to Homer (wie Anm. 15) 624–648.

<sup>44</sup> Von See (wie Anm. 9) 10.

<sup>45</sup> A. Wolf, Heldenage und Epos. Zur Konstituierung einer mittelalterlichen volkssprachlichen Gattung im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit (ScriptOralia 68), Tübingen 1995, 10.

Diese Feststellung beruht auf Überlegungen, die hier nur kurz skizziert werden können.

Wolf hebt mündlich konzipierte und vorgetragene Heldenlieder radikal vom Heldenepos ab. Denn es scheint innerhalb der (volkssprachlichen) mündlichen Dichtung *keine größeren* epischen Dichtungen gegeben zu haben.<sup>46</sup> Die einfachen mündlichen Heldenlieder beziehen sich nur auf einen engen Raum und auf die in ihm lebenden kleinen Gesellschaften; sie sind auch nur kurzlebige Erzählungen ‹heroischer› Taten. Ihre Absicht ist die Legitimierung von einzelnen Personen innerhalb von Familienverbänden.<sup>47</sup>

Das Epos ist – anders als man häufig meinte – keine bloße Erweiterung derartiger Heldenlieder. Es ist eben keine ‹naive› Erzähldichtung, sondern eine komplexe literarische Kunstform. Es weist gegenüber dem mündlichen Heldenlied nicht nur eine qualitativ andere Struktur, sondern auch einen qualitativ veränderten Inhalt auf. Wolf nennt unter anderem die folgenden für das Epos charakteristischen Elemente, die auch in den homerischen Epen nachzuweisen sind; sie werden aber – gleichsam unter dem Bann des Gattungsbegriffs ‹Heldenepik› – in ihrer Bedeutung nicht ausreichend gewürdigt.<sup>48</sup>

Das markanteste Kennzeichen für ein Epos ist sein weiter Spannungsbogen. Es sind nicht nur Anfang und Ende zusammengebunden, sondern die Erzählung besitzt eine durchgehende Struktur. Durch sie erhalten alte Stoffe eine neue Funktion. Zudem wird den übernommenen Figuren neues, d. h. auch neu konstruiertes sagenhistorisches Personal an die Seite gestellt. Die auf diese Weise erzielte «Episierung» des Textes bedeutet gleichzeitig auch seine «Poetisierung».<sup>49</sup>

Der Vorgang der Poetisierung steht in Verbindung mit einer gegenüber dem Heldenlied veränderten Intention. Die für das Epos verwendeten Erzählungen der Heldenlieder werden durch die Heroisierung

46 Wolf (wie Anm. 45) 10f., 139.

47 Das entspricht völlig den Ergebnissen der jüngeren anthropologischen Forschung; vgl. D. Lombard, *Das Preisen bei den Zulus – Transformationen innerhalb einer mündlichen Tradition*. Lehrt diese Tradition etwas für Homer?, in: W. Kullmann/J. Althoff (Hg.), *Vermittlung und Tradierung von Wissen in der griechischen Kultur* (ScriptOralia 61), Tübingen 1993, 87–109.

48 Wolf (wie Anm. 45) 342ff.

49 Die von der Narratologie und ihren Vorläufern ins Spiel gebrachte Funktion der die Haupterzählung begleitenden und kommentierenden Erzählungen fügt sich gut in dieses Bild; dazu I. de Jong, *Homer and Narratology*, in: *Companion to Homer* (wie Anm. 15) 305–325.

der Vergangenheit aus dem Zusammenhang mit der realen Geschichte gelöst. So wird es möglich, sie in den Horizont der eigenen politischen Gegenwart einzupassen. Im Bestreben, mit dem Text Aufmerksamkeit zu erreichen, wird durch die Integration von Modischem und auch durch bewußtes Archaisieren versucht, die auf das Heldenlied gerichtete Hörererwartung – von der Exposition des Textes an – zu sprengen. Zum Gestaltungsspielraum des Epenrichters gehört es zudem, die Diktion mündlicher Dichtung bewußt einzusetzen; er kann so Freiräume zur Gestaltung seines schriftlich konzipierten Textes gewinnen bzw. sich erhalten. Dadurch löst sich die Opposition «mündlich – schriftlich» auf, die Züge mündlicher Dichtung im Epos werden zu einer «sekundären Mündlichkeit».<sup>50</sup>

Mit all diesen Mitteln soll die Akzeptanz für die neue Richtung der – stets auch politischen – Aussage erhöht werden. Das Epos will in bewußtem Anschreiben gegen sagenhistorische Tendenzen eine neue Norm fixieren.<sup>51</sup> Die Berufung darauf – etwa durch den Musenanruf – eine «authorized version» zu schaffen, soll das Vorhaben absichern. Insgesamt stellt somit der epische Text eine regelrechte Neuschöpfung dar, eine «oral composition» für den Schreibtisch, ein «Gattungsexperiment».<sup>52</sup>

Aus dieser Charakteristik von Heldenepik ergeben sich weitreichende Konsequenzen für seine historisch-philologische Auswertung.

Die heroisierte Vergangenheit stellt eine von der Gegenwart des Autors aus betriebene poetische Fiktion dar. Das Interesse des Textes also ist nicht auf ein rückwärtsorientiertes Bewahren gerichtet. Um das zu erreichen, hätten die mündlichen Heldenlieder ausgereicht.<sup>53</sup> Versuche, die Anknüpfungspunkte für das Textgeschehen tief in der Vergangenheit anzusetzen; müssen daher völlig in die Irre führen.<sup>54</sup>

<sup>50</sup> Wolf (wie Anm. 45) 162, 274. Vgl. zu diesem Aspekt die Überlegungen zum Nachwirken bzw. der Parallelität von Mündlichkeit und Schriftlichkeit bei Thomas (wie Anm. 39), und die Hinweise auf die in den Epen nachzuweisenden ‹Erfindungen›; dazu M. M. Willcock, Mythological Paradeigma in the *Iliad*, in: Cairns (wie Anm. 18), 435–455.

<sup>51</sup> Wolf (wie Anm. 45) 337.

<sup>52</sup> Wolf (wie Anm. 45) 13, 246, 270ff.

<sup>53</sup> So Wolf (wie Anm. 45) 326.

<sup>54</sup> Wolf (wie Anm. 45) 320. Zur Problematik vgl. auch W. Kullmann, Homer und das Troia der späten Bronzezeit, in: W. Kullmann, Realität, Imagination und Theorie. Kleine Schriften zu Epos und Tragödie in der Antike, hg. v. A. Rengakos, Stuttgart 2002, 97–138.

Diese Feststellung beruht auf Überlegungen, die hier nur kurz skizziert werden können.

Wolf hebt mündlich konzipierte und vorgetragene Heldenlieder radikal vom Heldenepos ab. Denn es scheint innerhalb der (volkssprachlichen) mündlichen Dichtung *keine größeren* epischen Dichtungen gegeben zu haben.<sup>46</sup> Die einfachen mündlichen Heldenlieder beziehen sich nur auf einen engen Raum und auf die in ihm lebenden kleinen Gesellschaften; sie sind auch nur kurzlebige Erzählungen ‹heroischer› Taten. Ihre Absicht ist die Legitimierung von einzelnen Personen innerhalb von Familienverbänden.<sup>47</sup>

Das Epos ist – anders als man häufig meinte – keine bloße Erweiterung derartiger Heldenlieder. Es ist eben keine ‹naive› Erzähldichtung, sondern eine komplexe literarische Kunstform. Es weist gegenüber dem mündlichen Heldenlied nicht nur eine qualitativ andere Struktur, sondern auch einen qualitativ veränderten Inhalt auf. Wolf nennt unter anderem die folgenden für das Epos charakteristischen Elemente, die auch in den homerischen Epen nachzuweisen sind; sie werden aber – gleichsam unter dem Bann des Gattungsbegriffs ‹Heldenepik› – in ihrer Bedeutung nicht ausreichend gewürdigt.<sup>48</sup>

Das markanteste Kennzeichen für ein Epos ist sein weiter Spannungsbogen. Es sind nicht nur Anfang und Ende zusammengebunden, sondern die Erzählung besitzt eine durchgehende Struktur. Durch sie erhalten alte Stoffe eine neue Funktion. Zudem wird den übernommenen Figuren neues, d. h. auch neu konstruiertes sagenhistorisches Personal an die Seite gestellt. Die auf diese Weise erzielte «Episierung» des Textes bedeutet gleichzeitig auch seine «Poetisierung».<sup>49</sup>

Der Vorgang der Poetisierung steht in Verbindung mit einer gegenüber dem Heldenlied veränderten Intention. Die für das Epos verwendeten Erzählungen der Heldenlieder werden durch die Heroisierung

<sup>46</sup> Wolf (wie Anm. 45) 10f., 139.

<sup>47</sup> Das entspricht völlig den Ergebnissen der jüngeren anthropologischen Forschung; vgl. D. Lombard, *Das Preisen bei den Zulus – Transformationen innerhalb einer mündlichen Tradition. Lehrt diese Tradition etwas für Homer?*, in: W. Kullmann/J. Althoff (Hg.), *Vermittlung und Tradierung von Wissen in der griechischen Kultur (ScriptOralia 61)*, Tübingen 1993, 87–109.

<sup>48</sup> Wolf (wie Anm. 45) 342ff.

<sup>49</sup> Die von der Narratologie und ihren Vorläufern ins Spiel gebrachte Funktion der die Haupterzählung begleitenden und kommentierenden Erzählungen fügt sich gut in dieses Bild; dazu I. de Jong, *Homer and Narratology*, in: *Companion to Homer* (wie Anm. 15) 305–325.

der Vergangenheit aus dem Zusammenhang mit der realen Geschichte gelöst. So wird es möglich, sie in den Horizont der eigenen politischen Gegenwart einzupassen. Im Bestreben, mit dem Text Aufmerksamkeit zu erreichen, wird durch die Integration von Modischem und auch durch bewußtes Archaisieren versucht, die auf das Heldenlied gerichtete Hörererwartung – von der Exposition des Textes an – zu sprengen. Zum Gestaltungsspielraum des Epenrichters gehört es zudem, die Diktion mündlicher Dichtung bewußt einzusetzen; er kann so Freiräume zur Gestaltung seines schriftlich konzipierten Textes gewinnen bzw. sich erhalten. Dadurch löst sich die Opposition «mündlich – schriftlich» auf, die Züge mündlicher Dichtung im Epos werden zu einer «sekundären Mündlichkeit».<sup>50</sup>

Mit all diesen Mitteln soll die Akzeptanz für die neue Richtung der – stets auch politischen – Aussage erhöht werden. Das Epos will in bewußtem Anschreiben gegen sagenhistorische Tendenzen eine neue Norm fixieren.<sup>51</sup> Die Berufung darauf – etwa durch den Musenanruf – eine «authorized version» zu schaffen, soll das Vorhaben absichern. Insgesamt stellt somit der epische Text eine regelrechte Neuschöpfung dar, eine «oral composition» für den Schreibtisch, ein «Gattungsexperiment».<sup>52</sup>

Aus dieser Charakteristik von Heldenepik ergeben sich weitreichende Konsequenzen für seine historisch-philologische Auswertung.

Die heroisierte Vergangenheit stellt eine von der Gegenwart des Autors aus betriebene poetische Fiktion dar. Das Interesse des Textes also ist nicht auf ein rückwärtsorientiertes Bewahren gerichtet. Um das zu erreichen, hätten die mündlichen Heldenlieder ausgereicht.<sup>53</sup> Versuche, die Anknüpfungspunkte für das Textgeschehen tief in der Vergangenheit anzusetzen; müssen daher völlig in die Irre führen.<sup>54</sup>

<sup>50</sup> Wolf (wie Anm. 45) 162, 274. Vgl. zu diesem Aspekt die Überlegungen zum Nachwirken bzw. der Parallelität von Mündlichkeit und Schriftlichkeit bei Thomas (wie Anm. 39), und die Hinweise auf die in den Epen nachzuweisenden ‹Erfindungen›; dazu M. M. Willcock, Mythological Paradeigma in the *Iliad*, in: Cairns (wie Anm. 18), 435–455.

<sup>51</sup> Wolf (wie Anm. 45) 337.

<sup>52</sup> Wolf (wie Anm. 45) 13, 246, 270ff.

<sup>53</sup> So Wolf (wie Anm. 45) 326.

<sup>54</sup> Wolf (wie Anm. 45) 320. Zur Problematik vgl. auch W. Kullmann, Homer und das Troia der späten Bronzezeit, in: W. Kullmann, Realität, Imagination und Theorie. Kleine Schriften zu Epos und Tragödie in der Antike, hg. v. A. Ren-gakos, Stuttgart 2002, 97–138.

Im Hinblick auf das Verhältnis zwischen Heldenlied und Heldenepos lässt sich das so charakterisierte Epos als eine literarische Metaaussage verstehen. Unter dem Blickwinkel der Sprechakt-Theorie erscheint das Epos als ein Text, mit dem die traditionale Erzählung des Mythos – bzw. des Heldenlieds – kommentiert und damit an die eigene Situation adaptiert wird.<sup>55</sup> Eine derartige Kommentierung setzt Zeitschichten voraus. Solche existieren nicht nur in den mittelalterlichen Epen, die Wolf analysiert hat, sondern in hinreichendem Maß auch in *Ilias* und *Odyssee*.<sup>56</sup>

Der für die Poetisierung des Textes notwendige Aufwand ist natürlich nicht auf einen in einer wesensmäßig definierten Gattung «Heldenepik» angelegten, inneren Prozeß zurückzuführen. Der Aufwand findet seine plausible Erklärung in bestimmten Notwendigkeiten und Bedingungen, die sich in der durch die Poetisierung des Textes angestrebten Funktion, der Vermittlung einer durchaus politisch zu verstehenden Botschaft spiegeln. Konkrete Hinweise darauf lassen sich aus der Analyse der Textintention, aber auch aus der Bestimmung des politisch-sozialen Umfelds zur Zeit der Entstehung des Epos und auch seiner Rezeption gewinnen. In diesem Zusammenhang hat Wolf eindringlich auf äußere Impulse innerhalb einer «bestimmten kulturpolitischen Situation» aufmerksam gemacht.<sup>57</sup> Das ist eben das, was in Verbindung mit der Frage der Entstehung der homerischen Epen schon seit einiger Zeit mit zunehmender Intensität in den Vordergrund der historischen Analyse getreten ist.

So wie die Ergebnisse der Mündlichkeitsforschung ist auch der Sachverhalt in der Geschichtswissenschaft seit längerem zu akzeptiertem Wissen geworden, daß ein Geschichtsbewußtsein im modernen Sinn erst mit dem Historismus entstanden ist. Umgekehrt ist für Texte

<sup>55</sup> Vgl. L. Edmunds, Myth in Homer, in: Companion to Homer (wie Anm. 15) 415–441. Zu den Argumenten dafür, daß die homerischen Epen als «special speech» aufzufassen sind, vgl. R.P. Martin, The Language of Heroes. Speech and Performance in the *Iliad*, Ithaca/London 1989; E. Bakker, The Study of Homeric Discourse, in: Companion to Homer (wie Anm. 15) 284–304.

<sup>56</sup> W. Kullmann, Vergangenheit und Zukunft in der *Ilias*, in: ders., Homerische Motive. Beiträge zur Entstehung, Eigenart und Wirkung von *Ilias* und *Odyssee*, Stuttgart 1992, 219–242; Cairns (wie Anm. 18) 35ff.; R. Bichler/W. Sieberer, Die Welt in Raum und Zeit im literarischen Reflex der episch-früharchaischen Ära, in: Ulf (wie Anm. 25) 116–155, und Gehrke in diesem Band.

<sup>57</sup> Wolf (wie Anm. 45) 17, 274, 327f., 338, 424. Zur Forderung, den Entstehungsort von Epik zu bestimmen, vgl. Gehrke in diesem Band.

wie die homerischen Epen mit dem zu rechnen, wofür Hans-Joachim Gehrke den Ausdruck «intentionale Geschichte» geprägt hat: Vergangenheit wird bewußt im Hinblick auf aktuelle Interessen und Bedürfnisse gestaltet, ohne Vergangenheit ‹richtig› wiedergeben zu wollen. Es ist also nicht bloß aus literaturhistorischen Erwägungen völlig verkehrt, von einer jemals real existierenden «Heroenzeit» als der Grundlage für die Gestaltung von Heldenepik auszugehen. Auch können die als Erzählung über die Vergangenheit angelegten Texte, wie Mythen und auch Epen, keine ehemals gültige Ethik oder eine frühere ‹Ordnung› tradieren, sondern spiegeln die Projektion aktueller Wünsche einer bestimmten sozialen und/oder politischen Gruppe in eine konstruierte Vergangenheit wider.

Mit dem Hinweis auf eine derartige Gruppe ist der Ort beschrieben, von dem her die Frage nach der Motivation und den Bedingungen der Produktion eines Textes und seiner Weitergabe zu klären ist. Das Auffinden dieses Ortes bietet den Ausweg aus der Sackgasse, in welche der ontologisch fundierte Gattungsbegriff ‹Heldenepos› geführt hat.

Die jüngeren Forschungen zu den Dark Ages und zur griechischen Archaik haben gezeigt, daß diese historische Situation insofern dem von Wolf beschriebenen Umfeld der Entstehung der mittelalterlichen Epen analog ist, als da wie dort gravierende demographische, soziale und politische Veränderungen stattgefunden haben. Wenn wir also nach den für die Entstehung des Epos zu erwartenden Impulsen «von außen» suchen, dann fällt der Blick sofort auf die immer deutlicher werdenden Kontakte zwischen dem von Griechen besiedelten Mittelmeerraum und dem Vorderen Orient und Ägypten. In diesem Umfeld finden die homerischen Epen ihren Sinn als die Produkte realer politischer Interessen in einer sich rasch wandelnden politisch-sozialen Welt.<sup>58</sup> Diese Interessen führten dazu, daß aus den existierenden mündlichen Traditionen in Verbindung mit den bekannt gewordenen literarischen Möglichkeiten der Kulturen des Alten Orients eine neue literarische Form, eben die homerischen Epen geschaffen wurden – mit dem Zweck, eine neue Ordnung des Zusammenhalts in der problematisch gewordenen Gegenwart zu propagieren.<sup>59</sup> Dafür kann es

<sup>58</sup> Vgl. Rollinger und Patzek in diesem Band mit Hinweisen auf die Literatur.

<sup>59</sup> Vgl. hierzu Ch. Ulf, Die Abwehr von internem Streit als Teil des ‹politischen› Programms der homerischen Epen, in: Grazer Beiträge 17 (1990) 1–25; W. Nicolai, Gefolgschaftsverweigerung als politisches Druckmittel in der Ilias, in: K. Raaflaub (Hg.), Anfänge des politischen Denkens in der Antike (Schriften des Historischen Kollegs 24), München 1993, 317–341; D. L. Cairns, Affronts and

natürlich – uns nicht bekannte – Vorläufer gegeben haben. Es spricht jedenfalls für die besondere Wirkungsmacht der neuen literarischen Form des Epos, daß diese möglichen Vorläufer weder an seine literarische Qualität noch an die politische Aktualität von *Ilias* und *Odyssee* herangekommen sind.

Quarrels in the Iliad, in: ders. (wie Anm. 18) 203–219; D. Hammer, *Iliad* as Politics. The Performance of Political Thought, Norman 2002; siehe jetzt auch B. Patzek, Homer und seine Zeit (C. H. Beck Wissen), München 2003.

TROIA UND ‹HOMER›  
IN DER GESCHICHTE ‹DER GRIECHEN›



## Noch einmal: der homerische Schiffskatalog\*

BIRGITTA EDER

Der Schiffskatalog im 2. Buch der *Ilias* (Verse 484–759) bietet eine Aufstellung der griechischen Heeres- bzw. Flottenkontingente vor Troia. Die griechische Streitmacht wird nach geographischen Gesichtspunkten geordnet präsentiert und einem anschließenden, kürzeren Katalog der troianischen Einheiten gegenübergestellt. Mannschaften aus 29 verschiedenen griechischen Landschaften werden durch die Nennung von Orten, der Anführer und des jeweiligen Aufgebots von Schiffen dem Publikum vorgestellt.

Auf diese Weise entwirft der Dichter der *Ilias* eine Landkarte der griechischen Welt, die von Thessalien im Norden über Mittel- und Westgriechenland, die Peloponnes und die Ionischen Inseln bis nach Kreta reicht und sogar die Inseln der Dodekanes in der südöstlichen Ägäis einschließt; die Inseln der Kykladen und das kleinasiatische Festland sind nicht berücksichtigt. Nicht die Nennung des größten Kontingents, das vom Oberbefehlshaber des griechischen Heeres, Agamemnon von Mykene, angeführt wird, eröffnet die Aufzählung, sondern der Katalog beginnt mit der Schilderung der griechischen Mannschaften in Mittelgriechenland.

Der Schiffskatalog wirft eine Reihe von Fragen auf, die in der Forschung unterschiedlich beantwortet wurden. Die folgende Diskussion versucht eine Skizze der verschiedenen aktuellen Standpunkte mit ihren wichtigsten Argumenten zu bieten, ohne daß alle Probleme umfassend angesprochen werden können.

\* Christoph Ulf danke ich herzlich für seine Einladung, am vorliegenden Band mitzuarbeiten. Ganz besonders möchte ich auch Georg Danek und Reinhard Jung für eingehende Diskussionen und kompetenten Ratschlag danken. Literaturangaben sind vor allem auf jüngere Arbeiten beschränkt, die aber den Zugang zu älteren, z. T. bedeutenden Beiträgen zum vorliegenden Thema ermöglichen.

Position (Verse in der <i>Ilias</i> )	Landschaft	Anführer	Schiffe
(494–510)	Boiotien	Peneleos, Leitos, Arkesilaos, Prothoenor, Klonios	50
(511–516)	Minyer-Gebiet um Orchomenos	Askalaphos, Ialmenos	30
(517–526)	Phokis	Schedios, Epistrophos	40
(527–535)	Lokris	Aias der Lokrer	40
(536–545)	Euboia	Elephenor	40
(546–556)	Athen	Menestheus	50
(557–558)	Salamis	Aias der Telamonier	12
(559–568)	Argolis außer Mykene	Diomedes, Sthenelos, Euryalos	80
(569–580)	Mykene, Korinthia, Achaia	Agamemnon	100
(581–590)	Lakonien	Menelaos	60
(591–602)	Triphylien (NW-Messenien)	Nestor	90
(603–614)	Arkadien	Agapenor	60
(615–624)	Elis	Amphimachos, Thalpios, Diores, Polyxeinos	40
(625–630)	Dulichion	Meges	40
(631–637)	Ithaka und Ionische Inseln	Odysseus	12
(638–644)	Aitolien	Thoas	40
(645–652)	Kreta	Idomeneus, Meriones	80
(653–670)	Rhodos	Tlepolemos	9
(671–675)	Syme	Nireus	3
(676–680)	Kos und Inseln der Sporaden	Pheidippes, Antiphos	30
(681–694)	Phthia (Spercheiostal)	Achilleus	50
(695–710)	Phylake (Phthiotis)	(Protesilaos), Podarkes	40
(711–715)	Pherai (Pelasgiotis)	Eumelos	11
(716–728)	Methone, Thaumakia (Magnesia)	(Philoktet), Medon	7
(729–733)	Trikka, Ithome (Hestiaiotis)	Podaleirios, Machaon	30
(734–737)	Ormenion (Thessaliotis oder Tymphaia?)	Eurypylos	40
(738–747)	Argissa, Gyrtone (Perrhaibia)	Polypoites, Leonteus	40
(748–755)	Kyphos (Pindosgebiet)	Guneus	22
(756–759)	Peneiostal/Peliongebirge	Prothoos	40
Gesamt			1186

### 1. Der Schiffskatalog in der *Ilias*

Es ist schon lange erkannt worden, daß der Schiffskatalog nicht homogen in das Handlungsgefüge der *Ilias* eingebunden ist: Die Gelegenheit für die Präsentation der griechischen Heereskontingente bietet der Aufmarsch der Griechen und Troianer zu einer Feldschlacht im 10. Kriegsjahr. Die Aufzählung der griechischen Streitmacht mit ihren

Schiffen gehört vom erzählerischen Standpunkt aus hingegen an den Beginn der Expedition, als die Sammlung und der Aufbruch der griechischen Flotte von Aulis in Boiotien stattfanden. Eine Reihe weiterer Beobachtungen bestätigen diesen Eindruck. Der Schiffskatalog paßt die Schilderung einiger Kontingente nur oberflächlich an die Handlungssituation der *Ilias* an. Einige Helden finden nur im Schiffskatalog Erwähnung, spielen aber in der weiteren Handlung der *Ilias* keine Rolle mehr. So nennt der Vers 698 Protesilaos als Anführer der Mannschaft aus Phylake; in den unmittelbar anschließenden Versen wird aber darauf verwiesen, daß dieser ja schon tot sei, da er als erster Grieche bei der Landung vor Troia getötet wurde. Ähnlich ist Philoktetes in den Katalog namentlich einbezogen, aber seine Abwesenheit vor Troia mit dem Hinweis auf die Geschichte seiner Aussetzung auf der Insel Lemnos durch die Griechen begründet. Bei der Einschiffung der griechischen Flotte vor Aulis im 1. Kriegsjahr hätte die Erwähnung dieser beiden Helden freilich ihren sinnvollen Platz. So scheint es, daß der Schiffskatalog in seinem Konzept nicht eigens für die *Ilias* erfunden und komponiert wurde, sondern in seinem Kern mit gewissen Änderungen einer älteren Tradition folgte. Diese Tradition bildete Teil einer umfassenden vorhomerischen Troiaepik, die eben älter als Homer war und die Ereignisse des gesamten Troiamythos behandelte.<sup>1</sup>

Die ältere Forschung rechnete in diesem Zusammenhang damit, daß der Schiffskatalog aus einer anderen Quelle in das homerische Epos eingefügt sei,<sup>2</sup> doch haben W. Kullmann und zuletzt E. Visser sich nachdrücklich dafür ausgesprochen, daß Sprache, Stil und Technik der Versbildung mit dem Rest der *Ilias* übereinstimmen und daß der Katalog insofern vom Dichter der *Ilias* stammt.<sup>3</sup> Der Schiffskatalog ist daher ursprünglicher Teil der *Ilias*, und er ist für die Erzählung von

<sup>1</sup> W. Kullmann, Die Quellen der *Ilias* (Troischer Sagenkreis), Wiesbaden 1960 (Hermes Einzelschriften H. 14) 63–68, 157–167; ders., Festgehaltene Kenntnisse im Schiffskatalog und im Troerkatalog der *Ilias*, in: W. Kullmann/J. Althoff (Hg.), Vermittlung und Tradierung von Wissen in der griechischen Kultur, Tübingen 1993, 131f.; ders., *Gnomon* 73, 2001, 659. Ähnlich E. Visser, Formale Typologien im Schiffskatalog der *Ilias*: Befunde und Konsequenzen, in: H. L. C. Tristram (Hg.), New Methods in the Research of Epic/ Neue Methoden der Epenforschung, Tübingen 1998, 39f.; J. Latacz, Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels, München – Berlin 2001, 269–273.

<sup>2</sup> Vgl. E. Visser, Homers Katalog der Schiffe, Stuttgart – Leipzig 1997, 36–48; Kullmann 1960 (wie Anm. 1) 63–66.

<sup>3</sup> Kullmann 1960 (wie Anm. 1) 157–167; Kullmann 1993 (wie Anm. 1), 131f.; Visser 1997 (wie Anm. 2) 51–238.

integrativer Bedeutung, da er die Gelegenheit bietet, die Helden und ihre Herkunftsorte dem Publikum der *Ilias* vorzustellen.<sup>4</sup> Dies ist deshalb wichtig, da ja das Publikum des homerischen Epos zu großen Teilen in jenen Regionen Griechenlands beheimatet war, aus welchen die Helden des Epos stammten. So konnte der Schiffskatalog den Zuhörern mit der konkreten Schilderung eines geographischen Raums eine Identifikationsebene bieten.

Das Stichwort Publikum führt zu einem weiteren Argument für die Gestaltung des Schiffskatalogs in der uns vorliegenden Form in der *Ilias*. Der Stoff der Troiaepik, aber auch andere mythologische Traditionen, von denen uns heute nur ein kleiner Teil aus einem ursprünglich viel größeren Sagenschatz überliefert ist, waren dem Publikum des homerischen Epos nicht unbekannt, sondern konnten als Vorwissen vorausgesetzt werden.<sup>5</sup> So bedeuten kurze Anspielungen und Namensnennungen oft Verweise auf größere mythische Erzählkomplexe, die das Publikum aufgrund seines Vorwissens assoziieren konnte. Dadurch gewinnt die Erzählung an Tiefenschärfe, da auf Ereignisse vor- und zurückverwiesen wird, die chronologisch außerhalb des eigentlichen Handlungszeitraums liegen. Obwohl sich die *Ilias* auf einen kurzen zeitlichen Ausschnitt aus dem Trojanischen Krieg – 51 Tage im 10. Kriegsjahr der Griechen vor Troia – beschränkt, vermag sie in Vor- und Rückblenden den gesamten 10jährigen Krieg zu spiegeln.<sup>6</sup> Wenn im Schiffskatalog daher die Namen von Philoktetes oder Protesilaos genannt werden, dann wurde beim Publikum die Erinnerung an Ereignisse des ersten Kriegsjahres wachgerufen, die mit diesen beiden Helden verbunden sind.

Die *Ilias* selbst steht am Ende einer Tradition, in welcher epische Sänger die Geschichte von der Belagerung Troias mündlich vorgetragen und in verschiedenen Varianten kontinuierlich aufs neue gestaltet haben. Somit scheint einiges darauf hinzudeuten, daß der Schiffskatalog

4 Kullmann 1960 (wie Anm. 1) 157; Kullmann 1993 (wie Anm. 1) 131.

5 G. Danek, Epos und Zitat. Studien zu den Quellen der Odyssee, Wien 1998 (Wiener Studien, Beiheft 22) 1–28 und passim; Visser 1997 (wie Anm. 2) 241 Anm. 2; J. Latacz, Homer: Der erste Dichter des Abendlandes, München/Zürich 1989, 91–95; Latacz 2001 (wie Anm. 1) 225–231; W. Kullmann, Ergebnisse der motivgeschichtlichen Forschung zu Homer (Neoanalyse), in: W. Kullmann, Homerische Motive. Beiträge zur Entstehung, Eigenart und Wirkung von Ilias und Odyssee, hg. v. R.J. Müller, Stuttgart 1992, 100–134.

6 Latacz 1989 (wie Anm. 5) 163–168; B. Patzek, Homer und seine Zeit, München 2003, 29f.

als Teil der Geschichte vom Kampf um Troia ein altes, traditionelles Element der Erzählung war und nicht erst vom Dichter der *Ilias* erfunden und gestaltet wurde. Wenn man daraus schließt, daß ältere, vorhomerische Fassungen eines Schiffskatalogs existierten, ergibt sich daraus allerdings noch keine Information über das tatsächliche Alter und die Ausgestaltung solcher Ur-Schiffskataloge. Im wesentlichen haben hier zwei extreme Standpunkte die Diskussion bestimmt. Für die einen ist der Schiffskatalog ein Reflex der zeitgenössischen Lebenswelt Homers im 8./7. Jh.; den anderen bietet er ein Bild der mykenischen Welt des 14./13. Jhs. v. Chr. Diese gegensätzlichen Positionen haben ihren Hintergrund in der Quellenlage, die durch die Existenz von schriftlichen Zeugnissen der mykenischen Verwaltung aus dem 2. Jt. einerseits und die viel jüngeren literarischen Texte von *Ilias* und *Odyssee* andererseits charakterisiert ist. In der Forschung ist die Periode zwischen 1200 und 700 für das Verständnis der homerischen Epen – mit wenigen Ausnahmen<sup>7</sup> – viel zu wenig beachtet worden, weil aus dieser Zeit keine schriftlichen Quellen vorliegen und wir ausnahmslos auf die Interpretation archäologischer Zeugnisse angewiesen sind.

Das Alter des Schiffskatalogs und damit das Alter der Troiaerzählung überhaupt hat man in der Forschung traditionell über die historische Geographie des Schiffskatalogs zu erschließen versucht. Diese Diskussion soll uns im folgenden beschäftigen.

## 2. Zur Geographie des homerischen Schiffskatalogs

Der Schiffskatalog zeichnet ein bestimmtes Bild von der politischen Geographie Griechenlands und wirft dadurch eine Reihe von Problemen auf. Eine zentrale Frage, welche die Forschung in diesem Zusammenhang immer wieder beschäftigt hat, betrifft das Alter dieser geographischen Darstellung Griechenlands. Spiegelt der Katalog die Zeit der mykenischen Paläste (ca. 1400–1200 v. Chr.) oder die zeitgenössische Welt des Dichters im ausgehenden 8. bzw. frühen 7. Jh. v. Chr. wider? Die Antwort auf diese Frage ist mit dem Problem der Histo-

<sup>7</sup> M.I. Finley, Die Welt des Odysseus, München 1979; O.T.P.K. Dickinson, Homer, the Poet of the Dark Age, in: I. McAuslan/P. Walcot (Hg.), Homer (Greece & Rome Studies 4) Oxford 1998, 19–37; S. Deger-Jalkotzy, Diskontinuität und Kontinuität: Aspekte politischer und sozialer Organisation in mykenischer Zeit und in der Welt der Homerischen Epen, in: D. Musti et al. (Hg.), La transizione dal miceneo all’ alto arcaismo: Dal palazzo alla città, Atti del Convegno Internazionale, Roma, 14–19 marzo 1988, Rom 1991, 53–66.

rizität des Trojanischen Krieges eng verknüpft. Die Vorstellung, daß der Schiffskatalog in mykenischer Zeit entstanden sei, bestimmt die Position all jener, die an eine mykenische Kriegsexpedition gegen Troia und die Historizität des Trojanischen Kriegs glauben: Als wichtiger Teil der Erzählung vom Trojanischen Krieg deute der Schiffskatalog darauf hin, daß diese Geschichte bereits in mykenischer Zeit erdacht worden sei und vielleicht auf ein historisches Ereignis dieser Zeit zurückgehe. Auf der anderen Seite stehen die Vertreter der Ansicht, daß der Schiffskatalog einen, wie auch immer schattenhaften, Reflex der griechischen Geographie des 8./7. Jhs. biete. Selbst wenn dieser auf älteren Traditionen beruhen und möglicherweise sogar bis in die mykenische Palastzeit zurückreichen sollte, habe er im Lauf der langen Zeit von fünf Jahrhunderten entscheidende Veränderungen erlebt, bis er in schriftlicher Form gefaßt worden sei. Echte Erinnerungen an die mykenische Zeit und an einen Trojanischen Krieg seien demnach selten und vage oder gar nicht vorhanden.<sup>8</sup>

Wichtige Informationen über die Geographie des mykenischen Griechenland bieten die Linear B-Texte, die in größerem Ausmaß in den mykenischen Palästen von Pylos in Messenien und Knossos auf Kreta, aber auch in Mykene, Tiryns und Theben auf dem griechischen Festland und in Chania auf Kreta gefunden wurden. Brandkatastrophen, von denen die meisten in die Zeit um 1200 v. Chr. gehören, zerstörten die Anlagen mykenischer Herrschaft und Verwaltung, gewährleisteten aber, daß die Tontafeln aus den Archiven dieser Paläste im Feuer gebrannt und somit für die Nachwelt konserviert wurden. Es handelt sich um für den unmittelbaren Gebrauch bestimmte Notizen der mykenischen Palastverwaltung, die in der Silbenschrift Linear B abgefaßt waren. Die Enzifferung dieser Schrift im Jahr 1952 erwies, daß die Sprache von Linear B einer alttümlichen Form des Griechischen entspricht. Trotz aller Schwierigkeiten bei der Lesung und Interpretation bieten die Tontafeln einen wichtigen Einblick in die soziale und ökonomische Welt des 14. und 13. Jhs. Es sind in erster Linie Listen und Abrechnungen, die der Organisation der Einkünfte und Ausgaben der Paläste dienten. In diesem Zusammenhang erscheinen auch die geographischen Angaben, welche in den Linear B-Texten enthalten sind. So kennen wir eine Vielzahl von Orten, die zum Territorium der Paläste von Pylos, Theben und Knossos gehörten. Manche Ortsnamen

8 Forschungsüberblick bei Visser 1997 (wie Anm. 2) 16–48; Visser 1998 (wie Anm. 1) 26–31.

finden sich wiederholt in derselben Reihenfolge aufgelistet. Auf diese Weise lassen sich wenigstens teilweise verwaltungstechnische und geographische Zusammenhänge erschließen und die Geographie mykenischer Herrschaftsbereiche ansatzweise rekonstruieren.<sup>9</sup>

Die Angaben des Schiffskatalogs können einerseits diesen Zeugnissen vom Ende des 2. Jahrtausends gegenübergestellt werden, andererseits mit der nachmykenischen Geographie Griechenlands, wie sie die archäologische Forschung und schriftliche Überlieferung antiker Schriftsteller, Historiker und Geographen vermittelt, verglichen werden. Dies soll anhand einiger Landschaften exemplarisch erfolgen, um den Charakter der geographischen Angaben im homerischen Schiffskatalog besser einschätzen zu können. Die Landschaften Messenien/Triphylien, Boiotien/Euboia und Argolis/Korinthia/Achaia bieten sich für eine derartige Diskussion an, da hier reiche Informationen schriftlicher und archäologischer Natur vorhanden sind, um die politische Geographie des 2. Jts. wie auch des 8./7. Jhs. zu beurteilen und mit den geographischen Angaben im Schiffskatalog zu vergleichen.

Einige grundsätzliche Überlegungen seien vorangestellt. Eine Reihe von Bedingungen muß erfüllt sein, um die Identifizierung einer archäologisch erfaßten Siedlungsstätte der mykenischen Zeit mit einem Ortsnamen des homerischen Schiffskatalogs einigermaßen sicher vornehmen zu können. Eine Voraussetzung ist, daß der Ortsname bis in historische Zeit an dieser Stelle überlebte, die zweite, daß er bereits in Linear B-Texten erwähnt wird. Diese ideale Situation, wo drei Informationen zusammentreffen und ein Linear B-Name mit einer archäologischen Stätte der Bronzezeit zu identifizieren ist, für die wir auch die historische Bezeichnung kennen, ist allerdings sehr selten. Ein Beweis für einen mykenischen Ursprung des Schiffskatalogs ist aber selbst in diesem Fall nicht gegeben. Wenn der Ortsname von der Bronzezeit bis in die historische Epoche überlebte, war er kontinuierlich seit der Bronzezeit in Gebrauch. Ein Beispiel ist Mykene, das seit der Bronzezeit eben Mykene hieß. Dies konnte man im 13. Jh. ebenso wissen wie in der Zeit vom 12. bis ins 8. Jh.<sup>10</sup>

9 J. Chadwick, *The Mycenaean World*, Cambridge 1976, 35–60; S. Hiller/O. Panagl, *Die frühgriechischen Texte aus mykenischer Zeit*, Darmstadt 1976, 261–277; R. Treuil/P. Darcque/J.-C. Poursat/G. Touchais, *Les civilisations égéennes du Néolithique et de l'Age du Bronze* (*Nouvelle Clio* 1) Paris 1989, 494–496; L. Godart/A. Sacconi, *La géographie des États mycéniens*, *Comptes rendus de l'Académie des Inscriptions & Belles-Lettres* 1999, 527–546.

10 Ähnliches gilt für die Bezeichnung der Griechen als Achaioi und Danaoi oder

Im Schiffskatalog angeführte Orte, deren Namen auch für die mykenische Zeit in den Linear B-Tafeln nachweisbar sind, können daher nicht für den mykenischen Ursprung des Schiffskatalogs ins Treffen geführt werden. Dazu müßten mykenische und homerische Geographie von ihrer strukturellen Gliederung und ihrem Ortsnamenmaterial her schon weitgehend übereinstimmen. Das Argument, daß sich das im Schiffskatalog angesprochene Siedlungsgebiet mit dem Verbreitungsgebiet der mykenischen Palastkultur des 14. und 13. Jhs. ungefähr zur Deckung bringen läßt,<sup>11</sup> zielt ins Leere, da dieser Umstand ebenso für die nachpalatiale Periode des 12. und frühen 11. Jhs. sowie für die nachfolgenden Jahrhunderte der frühen Eisenzeit gilt.

Viele der Orte des Schiffskatalogs waren schon in der Antike nicht mehr lokalisierbar. J. Latacz, der hier der Linie von D. Page (1959) folgt, erkennt in dieser Sachlage einen Hinweis darauf, daß sich die geographischen Informationen des Schiffskatalogs in ihrem Grundbestand auf die mykenische Epoche beziehen. Das könnte, so lautet die Argumentation, «nur bedeuten, daß diese Orte im 8. Jahrhundert keine Besiedlung mehr aufwiesen. Wären sie nämlich im 8. Jahrhundert besiedelt gewesen und deswegen von einem Dichter des 8. Jahrhunderts in einen von ihm selbst zusammengestellten Katalog aufgenommen worden, dann hätten sie angesichts der Bedeutung der *Ilias* für die griechische Kultur der folgenden Zeit entweder ihren Namen niemals mehr aufgegeben oder, falls sie nach ihrer Aufnahme in den Katalog irgendwann einmal verlassen worden wären, dann wären die Stellen, wo sie zuvor gelegen hatten, niemals mehr vergessen worden. (...) Die wahrscheinlichste Lösung des Problems besteht demnach in der Annahme, daß es diese Ortsnamen und Orte zwar im *achten* Jahrhundert (oder später) nicht mehr gab, daß es sie aber einst gegeben hatte und daß sie einst groß genug gewesen waren, Mannschaften für eine Schiffsexpedition abzustellen. Um dazu in der Lage zu sein, mußten sie zu ihrer Zeit einigermaßen bedeutend oder jedenfalls bekannt gewesen sein. Diese

auch der Stadt Troia in den homerischen Epen. Es ist durchaus plausibel, daß bronzezeitliche Namen im homerischen Epos ein Kontinuum bis in das 8./7. Jh. aufwiesen, ohne daß damit gewährleistet ist, daß etwa die *Ilias* in der mykenischen Zeit entstanden ist oder die Verhältnisse dieser Zeit widerspiegelt. Vgl. Latacz 2001 (wie Anm. 1) 95–128, 150–168, 250–254.

II Latacz 2001 (wie Anm. 1) 274f.; Latacz on Kullmann (*Gnomon* 73, 2001, 657–663), Brywn Mawr Classical Review 2002.02.15, in der Diskussion des Schiffskatalogs (<http://ccat.sas.upenn.edu/bmcr/2002/2002-02-15.html>; Abfrage am 15.02.2002); Visser 1998 (wie Anm. 1) 35.

Zeit kann nach Lage der Dinge nicht die der ‹Dunklen Jahrhunderte› gewesen sein, sondern nur die mykenische. Die Ortsnamen müssen infolgedessen wegen der einstigen Bedeutung der betreffenden Orte während der mykenischen Epoche in der Überlieferung erhalten geblieben sein.»<sup>12</sup>

Wir wollen zugestehen, daß die meisten im Schiffskatalog genannten Orte wirklich einmal existierten oder zumindest keine reinen dichterischen Erfindungen waren, auch wenn das nicht durchgängig zu beweisen ist. Methodisch ist es aber äußerst bedenklich, von der Nennung eines Ortes im Schiffskatalogs, über den keine zusätzlichen Informationen zur Verfügung stehen, ohne weiteres auf die Existenz dieses Ortes in der mykenischen Palastzeit zu schließen. Denn es ist sehr wohl auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß Orte angeführt wurden, die in der Palastzeit noch nicht, aber im 8. Jh. bereits nicht mehr besiedelt waren.

Der Grund für die Erwähnung eines Ortes im Schiffskatalog muß vor allem nicht in seiner tatsächlichen Bedeutung für die Ausrüstung einer Schiffsexpedition zu suchen sein. Schließlich ist der Schiffskatalog Teil einer erzählten Geschichte und kein tatsächliches Truppenregister. Auch ganz andere Motive können die Nennung eines Ortes begründet haben. Für die Erzählung der Geschichte war es entscheidend, daß es für wichtig erachtet wurde, bestimmte Ortschaften namentlich anzuführen. Dazu gehören auch Orte, die in der Gegenwart oder unmittelbaren Vergangenheit des Dichters und des Publikums eine politische Rolle spielten. In der Tradition des Heldenliedes bildete ein Katalog der Teilnehmer ein ganz geläufiges Erzählelement frei nach dem Motto «Dabeisein ist alles». Insofern erklärt sich das gesamtgriechische Aufgebot durch das Bedürfnis, an einem bedeutenden mythisch-historischen Ereignis teilgenommen zu haben, in erster Linie aus der Perspektive der Zuhörerschaft.

E. Visser hat in seiner Monographie über den Schiffskatalog betont, daß auch Orte des griechischen Heroenmythos eine wichtige Rolle für die Gestaltung des Schiffskatalogs spielten. Stätten von mythologischer Bedeutung, wie Mykene als Sitz des Atridenhauses, Pylos als Sitz des Neleidengeschlechts, Iolkos als Ausgangspunkt der Argonautensage, Orchomenos, das mit den mythischen Minyern verbunden war, oder

<sup>12</sup> Latacz 2001 (wie Anm. 1) 275f.; dagegen W. Kullmann, Homer und das Troia der späten Bronzezeit, in: Realität, Imagination und Theorie, Stuttgart 2002, 97–138, bes. 114–116.

Kalydon in Aitolien als Ort der sagenhaften Eberjagd, wurden in die Beschreibung der griechischen Landschaften ebenso integriert wie im 8./7. Jh. politisch bedeutsame Orte wie Korinth, Argos und Sparta. Die mythisch-historische und die aktuelle politisch-historische Wichtigkeit von Orten bildeten hier wichtige Faktoren bei der Nennung von Ortsnamen.<sup>13</sup>

Die gesamte Argumentation von J. Latacz ist nur dann schlüssig, wenn die historische Realität einer gesamtgriechischen Schiffsexpedition gegen Troia als gegeben vorausgesetzt wird. Nur während der mykenischen Palastzeit konnte nämlich ein solches Unternehmen theoretisch und praktisch organisiert werden, sofern man die Existenz eines weite Teile Griechenlands umfassenden mykenischen Königreiches annimmt.<sup>14</sup> Hinweise auf ein solches bieten hethitische Zeugnisse der zweiten Hälfte des 2. Jts. Sie erwähnen mehrmals ein Reich von Achijawa, das sich geographisch wahrscheinlich auf das Gebiet des mykenischen Griechenland bezieht und dessen Herrscher dem hethitischen Großkönig bedingt gleichgestellt war und mit ihm militärisch in Konflikt geriet.<sup>15</sup> Es kann also nicht ausgeschlossen werden, daß die wiederholten Auseinandersetzungen zwischen den Hethitern bzw. deren Vasallen im westlichen Kleinasiens und dem Reich von Achijawa den historischen Kern des Troiamythos bildeten.<sup>16</sup> Dies ist aber nur eine von mehreren Erklärungsmöglichkeiten.

Selbst wenn man nicht bestreiten will, daß der Sage vom Troianischen Krieg möglicherweise ein historisches Ereignis zugrunde liegt, kann es nicht als sicher gelten, daß es sich dabei um eine große gemeinsame militärische Unternehmung aller Griechen für die Dauer von zehn Jahren handelte. Eine kleine Auseinandersetzung von lokaler Bedeutung kann in der dichterischen Gestaltung zu einem überregionalen

13 Visser 1997 (wie Anm. 2) *passim*, zusammenfassend 744ff.

14 Latacz 2001 (wie Anm. 1) 277f.; ähnlich Visser 1998 (wie Anm. 1) 41–43, der hier seine Argumente deutlich anders gewichtet als in seiner Monographie, Visser 1997 (wie Anm. 2).

15 J.D. Hawkins, Tarkasnawa King of Mira: ‚Tarkondemos‘, Bogazköy Sealings and Karabel, Anatolian Studies 48, 1998 (1999) 1–31, bes. 30f.; W.-D. Niemeier, Hattusa und Ahhijawa im Konflikt um Millawanda/Milet. Die politische und kulturelle Rolle des mykenischen Griechenland in Westkleinasien, in: Die Hethiter und ihr Reich. Das Volk der 1000 Götter, Katalog der Ausstellung, 18. Januar bis 28. April 2002 in der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland in Bonn, Stuttgart 2002, 294–299. Vgl. Heinhold-Krahmer in diesem Band.

16 Latacz 2001 (wie Anm. 1) 151–166, 338–341.

Großereignis mit zahllosen Beteiligten werden. Solche Geschehnisse sind aber nicht nur während der mykenischen Palastzeit denkbar, sondern auch im Rahmen der Nachpalastzeit des 12. und frühen 11. Jhs. oder den anschließenden Jahrhunderten der frühen Eisenzeit.<sup>17</sup>

Viele Beispiele lehren, daß die mythische Ausgestaltung eines historischen Ereignisses in einer Weise erfolgen kann, daß ohne zusätzliche unabhängige Quellen die historischen Tatsachen nicht mehr zu rekonstruieren sind. Das französische Rolandslied, das germanische Nibelungenlied oder der Kosovo-Mythos in der Südslawischen Epik bieten Anschauungsmaterial dafür, wie die Bedeutung einer Schlacht und sowohl die Identität als auch die Anzahl der handelnden Personen uncharakteristisch verzeichnet und völlig übertrieben werden können.<sup>18</sup> Es gibt also gute Gründe, die mythische Tradition nicht unkritisch als authentische, historische Überlieferung zu betrachten, sondern sich zu überlegen, welche Rahmenbedingungen zur Gestaltung des Mythos in der vorliegenden Weise geführt haben.

Anhand einiger konkreter Beispiele können wir vielleicht ein Bild davon gewinnen, wie weit die Angaben des Schiffskatalogs tatsächlich mit der mykenischen Geographie Griechenlands übereinstimmen und ob es daher wahrscheinlich ist, «daß die geographischen Daten unseres *<Ilia>-Schiffskatalogs* in letzter Instanz aus der mykenischen Epoche der griechischen Geschichte herrühren».<sup>19</sup>

#### *Messenien/Triphylia*

Das Kontingent des Nestor umfaßt 90 Schiffe und ist damit das zweitstärkste nach jenem des Agamemnon. Pylos, Arene, Thryon, Aipy, Kyparisseeis, Amphygeenia, Pteleon, Helos und Dorion sind die Herkunftsorte der messenischen Truppen. Von diesen Stätten lassen sich nur wenige lokalisieren, und die Lage des homerischen Pylos war schon in der Antike umstritten. Strabon (8,3,7) zitiert den Dichtervers «Es gibt ein Pylos vor Pylos, und dann gibt es noch ein anderes Pylos» und bezieht ihn auf ein Pylos in Elis, ein triphylisches Pylos und ein messenisches Pylos, von denen das letztere in der Antike am Kap Koraphasion lag. Aufgrund der Ortsangaben von Thryon als Furt am

<sup>17</sup> Vgl. Deger-Jalkotzy (wie Anm. 7) 63ff.; Dickinson 1998 (wie Anm. 7).

<sup>18</sup> Finley (wie Anm. 7) 23; G. Danek, Der Mythos vom Trojanischen Krieg, Bemerkungen eines Komparatisten, Vortrag anlässlich der Verleihung des Ausoniushauses der Universität Trier am 3. Mai 2002 (Manuskript). Vgl. auch Latacz 1989 (wie Anm. 5) 108.

<sup>19</sup> Latacz 2001 (wie Anm. 1) 285.

Alpheios und Kyparisseis, welches wahrscheinlich beim heutigen Ort Kyparissia südlich des Flusses Neda zu lokalisieren ist, war das Reich des Nestor in der *Ilias* im nordwestlichen Messenien gedacht und umfaßte vor allem die antike Landschaft Triphylien. Auf diese Gegend beziehen sich auch die Angaben der Nestorerzählung (Il. 11, 670–761), die von Kämpfen mit den Epeichern im benachbarten Elis handelt, und der Hinweis in Vers Il. 5, 545, daß der Alpheios «breit sich gießt durch der Pylier Erde». Wie zuletzt E. Meyer mit Nachdruck betont hat, ist gerade dieser Landstrich zwischen Elis und dem eigentlichen Messenien für seine weitläufigen Sandstrände und Dünen bemerkenswert, und die homerische Beschreibung von Pylos als «sandig» ist für diese Gegend besonders zutreffend.<sup>20</sup>

Wenn Nestor in Triphylien angesiedelt ist, bleibt in der *Ilias* das eigentliche Messenien zwischen der Bucht von Navarino und dem Taygetos-Gebirge nahezu unberücksichtigt. Hingegen gehören sieben Städte am messenischen Golf zum Reich des Agamemnon bzw. stehen in dessen Verfügungsgewalt. Als der griechische Oberkommandant in Il. 9, 149–154 (= 291–296) Achilleus Genugtuung für die ihm zugefügte Schmach anbietet, befinden sich unter den Geschenken und Gütern sieben Städte: Kardamyle, Enope, Hire, Pherai, Antheia, Aipeia und Pedasos «liegen nahe der Salzflut, am äußersten Rande der sandigen Pylos». Auch wenn die genaue Lokalisierung der Ortschaften diskutiert wird, deutet die Lage zweier von ihnen am Ostufer des messenischen Golfs (Pherai, Kardamyle) den geographischen Bereich der sieben Städte an.

Völlig anders stellt sich die geographische Situation des mykenischen Reiches von Pylos dar. 1939 wurde bei Ano Englianos im westlichen Messenien das mykenische Herrschaftszentrum der Region entdeckt. Aufgrund der Linear B-Tafeln aus der letzten Phase dieses Palastes wissen wir nicht nur, daß dieser Ort *pu-ro /Pylos/* genannt wurde, sondern gewinnen auch eine Vorstellung von der politischen und verwaltungstechnischen Geographie des mykenischen Reiches von Pylos. Das Land reichte wahrscheinlich vom Fluss Neda im Norden bis zum Kap Akritas im Süden und im Osten bis zum Taygetos-Gebirge. Es war in eine diesseitige und eine jenseitige Provinz beiderseits des Höhenzuges Aigaleon eingeteilt. Zentrum der diesseitigen Provinz bildete Pylos, während der Ort *re-u-ko-to-ro /Leuktron/* das

<sup>20</sup> E. Meyer, s.v. Pylos, in: RE XIII, 1959, 2135–2161; ders., Messenien, in: RE Suppl. XV, 1978, 227–230.

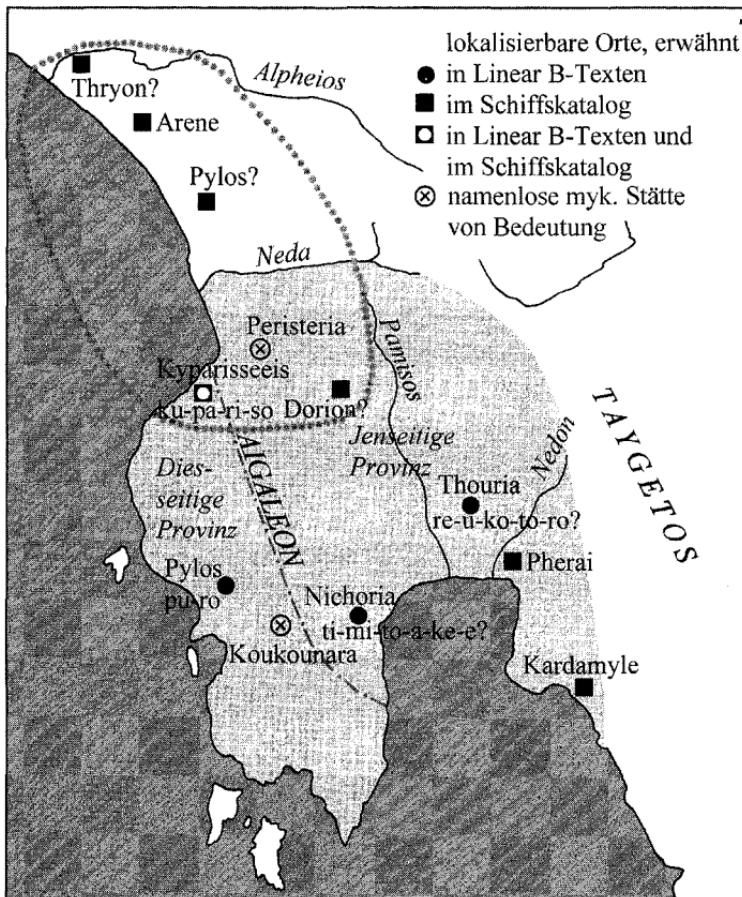


Abb. 1: Die Ausdehnung des mykenischen Reiches von Pylos (grau schattiert) und das Herrschaftsgebiet des Nestor im homerischen Schiffskatalog (gepunktete Linien). Kardamyle und Pherai gehören zu den sieben Städten, die Il. 9,149–152 Agamemnon Achilleus zur Versöhnung anbietet.

Land jenseits des Aigaleon kontrollierte. Neun bzw. sieben Verwaltungsbezirke untergliederten diese beiden Provinzen. Eine große Zahl von Ortsnamen ist in diesem Zusammenhang überliefert.<sup>21</sup>

<sup>21</sup> J. Bennet, The Linear B Archives and the Kingdom of Nestor, in: J. L. Davis (Hg.), Sandy Pylos. An Archaeological History from Nestor to Navarino, Austin/Texas 1998, III–133; ders., *Re-u-ko-to-ro za-we-te*. Leuktron as a Secondary Capital in the Pylos Kingdom?, in: J. Bennet/J. Driessen (Hg.), A-NA-QO-TA. Studies presented to J. T. Killen, Salamanca 1998–1999 (= Minos 33–34) II–30.

Im homerischen Schiffskatalog findet man keine Spur dieser Verwaltungsbezirke und kaum eine Entsprechung zu den mehr als 300 geographischen Namen aus den Linear B-Texten von Pylos.<sup>22</sup> Das homerische Pylos des Nestor hat mit dem mykenischen Reich von Pylos in erster Linie den Namen gemein; geographisch überschneiden sich diese Herrschaftsbereiche gerade in der Gegend um Kyperissia. Damit ist klar, daß die Beschreibung des Kontingents von Pylos im homerischen Schiffskatalog nicht auf mykenische Zustände und Verhältnisse zurückgeht.<sup>23</sup>

E. Meyer bietet eine einleuchtende Erklärung dafür, daß das in mykenischer Zeit so bedeutende Messeniens im homerischen Epos topographisch nicht berücksichtigt ist. Dieses Land wurde in den Messenischen Kriegen von Sparta erobert und stand seit Ende des 8. Jhs. wenigstens teilweise unter spartanischer Kontrolle. Der weiße Fleck auf der griechischen Landkarte des homerischen Schiffskatalogs läßt vermuten, daß diese politische Situation bereits vorausgesetzt war. In die gleiche Richtung weisen die sieben Städte am messenischen Golf, die Agamemnon Achilleus zur Versöhnung anbietet. Sie gehören zum Herrschaftsgebiet des Agamemnon, der hier als König über Lakonien gedacht erscheint. Das Fehlen Messeniens im Schiffskatalog spricht somit deutlich gegen eine Datierung des Schiffskatalogs in mykenische Zeit, denn hier hätte Messeniens sicher nicht fehlen dürfen.<sup>24</sup>

Die Kenntnis eines Herrschersitzes namens Pylos und die Bedeutung Nestors und der Neleidenfamilie im gesamten homerischen Epos darf man aber ohne übertriebenen Optimismus für eine Reminiszenz an die tatsächliche Bedeutung des Herrschaftszentrums des mykenischen Messeniens halten. Echte historische Erinnerung an die mykenische Palastzeit spiegelt sich hier allerdings nicht, denn die Lage des

22 Pylos, Kyperissia und Helos bilden die Ausnahmen.

23 A. Heubeck, Geschichte bei Homer, *Studi Micenei ed Egeo-Anatolici* 20, 1979, 228–250; O. T. P. K. Dickinson, The Catalogue of Ships and all that, in: P. P. Betancourt/V. Karageorghis/R. Laffineur/W.-D. Niemeier (Hg.), *Meletemata. Studies in Aegean Archaeology presented to M. H. Wiener as he enters his 65<sup>th</sup> Year*, Liège 1999 (*Aegaeum* 20) 208. Latacz 2001 (wie Anm. 1) 290 diskutiert diesen Befund, der seiner Argumentation widerspricht, unter dem Hinweis nicht, daß Pylos und die anderen Linear B-Archive aus den mykenischen Zentren von Mykene, Tiryns und Knossos «für unsere Frage nichts Weiterführendes zu bieten haben».

24 Meyer 1978 (wie Anm. 20) 230, 238–240; Kullmann 1993 (wie Anm. 1) 140–143. Zum Datum des 1. Messenischen Kriegs ca. 700/690–680/70: V. Parker, The Dates of the Messenian Wars, *Chiron* 21, 1991, 25–47.

mykenischen Palastes war in der Tat vergessen und wurde anschließend auch nicht über die vorhandenen Ruinen erschlossen.<sup>25</sup> Dies ist ein anschauliches Beispiel für die These Vissers, daß Reflexe mykenischer Zeit im Schiffskatalog vor allem über den Mythos tradiert wurden; in diesem Fall vermittelte der Mythos des Neleidenhauses den schattenhaften Glanz vergangener Tage.<sup>26</sup>

### *Boiotien und Euboia*

Peneleos, Leitos, Arkesilaos, Prothoenor und Klonios führten die Boioter an; sie kamen aus Hyrie, Aulis, Schoinos, Skolos, Eteonos, Thespeia, Graia, Mykalessos, Harma, Eileson, Erythrai, Eleon, Hyle, Peteon, Okalea, Medeon, Kopai, Eutresis, Thisbe, Koroneia, Haliartos,

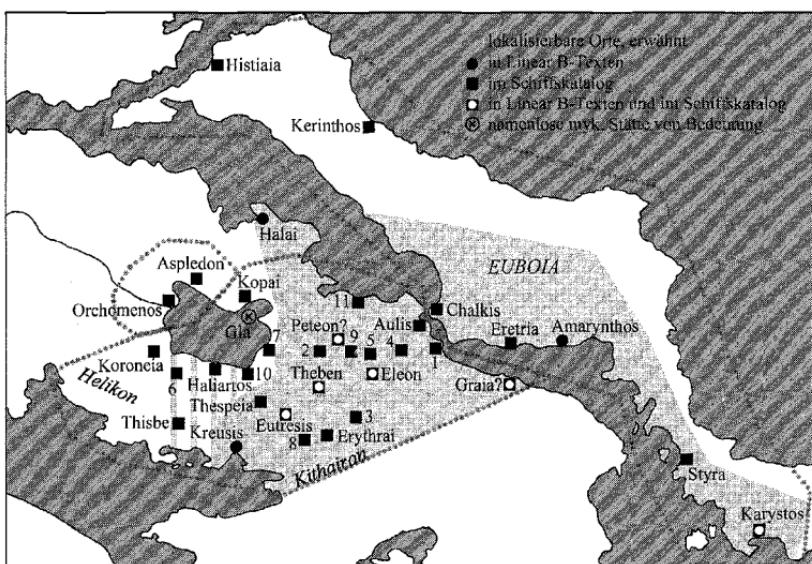


Abb. 2: Hypothetische Ausdehnung des Herrschaftsgebiets des mykenischen Palastes von Theben (grau schattiert; mögliche weitere Ausdehnung schraffiert) und die Herkunftsregionen der boiotischen und euboischen Kontingente im homerischen Schiffskatalog (gepunktete Linien).

i. Hyrie; 2. Schoinos?; 3. Skolos; 4. Mykalessos; 5. Harma; 6. Okalea?; 7. Medeon?; 8. Plataia; 9. Glisas; 10. Onchestos; 11. Anthedon.

25 Nachbesiedlung des Palastareals: Ch. Griebel/M. C. Nelson, The Ano Englianos Hilltop After the Palace, in: Davis (wie Anm. 2) 97–100.

26 Visser 1997 (wie Anm. 2) 147–150, 508–531.

Plataia, Glisas, Hypothebai, Onchestos, Arne, Mideia, Nise und Anthedon mit 50 Schiffen.

Der Bezug auf ein «unteres Theben» (Hypothebai) dürfte eine Konzession an das historische Zentrum Boiotiens bilden,<sup>27</sup> das aufgrund der Sagenchronologie am Troianischen Krieg gar nicht teilnehmen konnte. So ist hier Hypothebai als Nachfolgesiedlung des mythischen Theben zu verstehen, das im Zuge seiner dramatischen mythischen Vorgeschichte rund um Oidipus und seine Söhne bereits durch die Epigonoi zerstört worden war.<sup>28</sup>

Ausgrabungen in Theben haben den Nachweis geliefert, daß Theben die Stätte eines großen mykenischen Palastes war, der weitreichende Verbindungen bis nach Kleinasiens und in den Nahen Osten unterhielt. Bedeutende Neufunde von Linear B-Tafeln in jüngerer Zeit veranschaulichen außerdem, daß Theben ein weites Territorium in Zentralgriechenland kontrollierte.<sup>29</sup> Die nordwestliche Grenze des Reichs von Theben reichte von Halai am Golf von Euboia über Ptoion, Thespiai bis Kreusis am Korinthischen Golf. Während der westliche Teil des mykenischen Boiotien wahrscheinlich von einem palatialen Zentrum in Orchomenos kontrolliert wurde, gehörte wenigstens das südliche Euboia zum Einflußgebiet des Palastes von Theben. Die Orte Amarynthos und Karystos auf Euboia sind auf Tonplomben inschriftlich als Herkunftsorte von wahrscheinlich lebenden Tieren genannt, die an den Palast geliefert wurden. Einige Ortsnamen bzw. Herkunftsbezeichnungen in den Linear B-Tafeln finden im Schiffskatalog ihre Entsprechungen und beziehen sich auf Eutresis, Eleon, (Graia?), Peteon und Hyle.

Latacz mißt der Erwähnung dieser Orte in den Linear B-Texten eine entscheidende Bedeutung zu, das Alter eines ursprünglichen Schiffs-

27 Theben im 8. und 7. Jh.: S. Symeonoglou, *The Topography of Thebes from the Bronze Age to Modern Times*, Princeton 1985, 91–104.

28 Visser 1997 (wie Anm. 2) 274–276. Nach den neuesten Ausgrabungsergebnissen existierte der mykenische Palast von Theben bis an das Ende des 13. Jh. (SH IIIB<sub>2</sub>).

29 C. Piteros/J. P. Olivier/J. L. Melena, *Les inscriptions en linéaire B des nодules de Thèbes*, 1982. La fouille, les documents, les possibilités d'interprétation, *Bulletin de la Correspondance Hellénique* 114, 1990, 103–184, 153 zu den Toponymen *a-ma-ru-to* (Amarynthos) und *ka-ru-to* (Karystos); V. Aravantinos/L. Godart/A. Sacconi, *Thèbes. Fouilles de la Cadmée I: Les tablettes en Linéaire B de la Odos Pelopidou*, édition et commentaire, Pisa – Roma 2001, 355–358; Godart/Sacconi (wie Anm. 9).

katalogs zu bestimmen.<sup>30</sup> Die nachweisliche Existenz der Orte in mykenischer Zeit spricht seiner Meinung nach für die Entstehung des Schiffskatalogs in mykenischer Zeit. Wie allerdings bereits ausgeführt, können Orte mit Namenskontinuität von der Bronzezeit bis in die historische Epoche zu einem für uns nicht mehr bestimmhbaren Zeitpunkt in der mündlichen Dichtertradition des Epos in den (Ur)-Schiffskatalog aufgenommen worden sein. Und dies gilt für alle vier genannten Orte. Peteon, Eleon, Hyle und Eutresis sind auch in historischer Zeit existente Orte, selbst wenn sich nicht viel über sie berichten ließ. Wie die Vermittlung des Ortsnamens im einzelnen erfolgte, ist für uns nicht immer nachvollziehbar. Tatsächliche Siedlungskontinuität von der Bronze- in die Eisenzeit und/oder die Bedeutung eines Ortes im Mythos – die Sage von Amphion und Zethos ist etwa mit Eutresis verbunden – sind hier denkbare Alternativen zu der Annahme, daß das Wissen über diese Orte aus einem in mykenischer Zeit entstandenen Schiffskatalog stamme.<sup>31</sup>

Die Insel Euboea ist im Schiffskatalog mit einem eigenen Kontingent unter Elephenor vertreten, unter dessen Führung 40 Schiffe aus Chalkis, Eretria, Histiaia, Kerinthos, Dion, Karystos und Styra nach Troia kamen. In mykenischer Zeit kontrollierte jedoch im Gegensatz dazu anscheinend der Palast von Theben Teile der Insel Euboea: Aus Amarynthos und Karystos werden Tiere nach Theben geliefert.<sup>32</sup> Karystos, im Süden Euboeias gelegen, erscheint im Schiffskatalog bei der Aufzählung der Kontingente aus Euboea. Amarynthos, das aufgrund der Bodenfunde und der Erwähnung in den Linear B-Tafeln von Theben als bedeutender Ort der mykenischen Zeit gelten kann, fehlt im Schiffskatalog überhaupt. Hingegen entsprechen die hier genannten Orte Euboeas, Chalkis und Eretria, genau jenen der historischen Zeit und verfügen über ein eigenes Schiffskontingent, sind also nicht wie in mykenischer Zeit Teil des Herrschaftsgebiets von Theben.<sup>33</sup>

Westlich von Theben lag Orchomenos, das im Schiffskatalog ein relativ kleines Gebiet umfaßt. Neben Orchomenos wird nur noch Aspledon genannt, die Anführer der 30 Schiffe sind Askalaphos und

<sup>30</sup> Latacz 2001 (wie Anm. 1) 291–294; Latacz 2002 (wie Anm. 11) in Paragraph 5 der Diskussion des Schiffskatalogs.

<sup>31</sup> Kullmann 2001 (wie Anm. 1) 66f.; Kullmann 2002 (wie Anm. 12) 118–123; dagegen Latacz 2002 (wie Anm. 11) in der Diskussion des Schiffskatalogs. Siehe Visser 1997 (wie Anm. 2) 261–266 zu Eleon, Hyle und Peteon, 269f. zu Eutresis.

<sup>32</sup> Siehe oben Anm. 29.

<sup>33</sup> Dickinson 1999 (wie Anm. 23) 209.

Ialmenos. In mykenischer Zeit war Orchomenos eine bedeutende Stätte, auch wenn deren archäologische Hinterlassenschaft nur unzureichend erforscht ist. Zum Herrschaftsgebiet des Palastes von Orchomenos gehörte wahrscheinlich die Festung von Gla, welche das Kopaisbecken mit seinem landwirtschaftlichen Ertrag kontrollierte. Gla seinerseits, dessen antiker Name unbekannt ist, ist im Schiffskatalog nicht erwähnt, obwohl sein kyklopischer Mauerring sicher auch im 8. Jh. sichtbar und die Stätte dementsprechend bekannt war. Dies ist auffällig, da diese bedeutende Burg in einem mykenischen Schiffskatalog wohl auf jeden Fall ihren Platz gehabt hätte.<sup>34</sup>

### *Argolis/Korinthia/Achaia*

Die Beschreibung der Kontingente des Agamemnon und des Diomedes im Schiffskatalog hat der Forschung schon immer Probleme bereitet, da sich die Aufteilung der Argolis in zwei Herrschaftsbereiche mit keiner historisch bekannten Situation in der Landschaftsgeschichte verbinden lässt. Diomedes führt Mannschaften aus Argos, Tiryns, Hermione, Asine, Troizen, Eiones, Epidauros, Aigina und Mases mit 80 Schiffen an. Das Kontingent des Agamemnon mit 100 Schiffen umfasst Mannschaften aus Mykene, Korinth, Kleonai, Orneiai, Araithyrea, Sikyon, Hyperesia, Gonoessa, Pellene, Aigion und Helike. Nach dieser Gliederung gehört der größte Teil der Argolis zum Herrschaftsbereich des Diomedes. Von den sieben Ortsnamen, die im Kontingent des Diomedes nach Argos und Tiryns aufgelistet werden, liegen fünf bis sechs im Gebiet der Akte in der südöstlichen Argolis zwischen Epidauros und Hermione. Der Anführer des griechischen Kontingents vor Troia, Agamemnon, erhält Mykene im Nordostwinkel der Argolis und eine Reihe von Städten nördlich davon in der Korinthia und in Achaia am Korinthischen Golf zugewiesen.

Auch wenn uns im Fall der Argolis keine reichen schriftlichen Zeugnisse aus den Archiven mykenischer Paläste zur Verfügung stehen, vermittelt die archäologische Erforschung der Landschaft eine ungefähre Vorstellung von der Bedeutung der verschiedenen Stätten der mykenischen und nachmykenischen Zeit. Die bedeutende Stellung von Argos in der Argolis, wie sie im Schiffskatalog erscheint und wie der synonyme Gebrauch des Namens für die Stadt wie für die Landschaft in *Ilias* und *Odyssee* andeutet, entspricht einer Zeit, als Argos bereits das politische Zentrum der Landschaft bildete und seinen Einflußbereich

34 Dickinson 1999 (wie Anm. 23) 209.

über die Ebene auszudehnen begann, d.h. etwa dem 8. Jh. Außerdem wird in beiden zur Diskussion stehenden Herrschaftsbereichen eine Reihe von Orten angeführt, die ebenfalls politisch bedeutende Orte der historischen Zeit sind. Korinth als politisch und wirtschaftlich maßgebliches Zentrum des 8./7. Jhs. am Isthmos ist hier das beste Beispiel.<sup>35</sup>

Eine Wiedergabe mykenischer Verhältnisse müßte hingegen anders aussehen: Die mykenischen Burgen von Mykene, Tiryns und Midea bestimmten die bronzezeitliche Landschaft, wobei man im allgemeinen Mykene eine führende Rolle einräumt. Die politische und wirtschaftliche Position Mykenes in der Späten Bronzezeit setzt die Kontrolle der argivischen Ebene und den Zugang zum Golf von Argos voraus; in der Nachpalastzeit des 12. Jhs. war anscheinend Tiryns das tonangebende Zentrum der Landschaft. Wenn man mit Latacz annimmt, daß sich die Informationen, die der Schiffskatalog unserer *Ilias* enthält, in ihrem Grundbestand nur auf die mykenische Epoche Griechenlands beziehen können,<sup>36</sup> muß man fragen, warum bedeutende mykenische Orte, die groß genug gewesen wären, um Mannschaften für eine Schiffsexpedition abzustellen, im Schiffskatalog nicht erwähnt sind. So ist die mykenische Festung von Midea, die nach Ausweis der jüngsten archäologischen Ergebnisse einen bedeutenden Platz innerhalb des mykenischen Verwaltungssystems der Argolis einnahm, ebenso wie die Festung von Gla in Boiotien, nicht genannt. Die Stätten von Nauplia und Prosymna, die in mykenischer Zeit wohl kaum weniger wichtig waren als Argos und Asine, hätten ebenfalls einen Eintrag in einem mykenischen Schiffskatalog verdient.

So reflektiert das Reich des Diomedes im Schiffskatalog einerseits die historische Bedeutung von Argos, andererseits auch die Prominenz dieser Stadt in der Mythologie, die sie u.a. mit dem Zug der Sieben gegen Theben verband. Der eigenständige sagengeschichtliche Hintergrund von Mykene und dessen Bedeutung als Sitz des Atridenhauses standen dazu in Konkurrenz und verlangten die Abtrennung Mykenes von der Argolis und die Schaffung eines eigenen Herrschaftsgebiets für Agamemnon. Die Beschreibung der Argolis im Schiffskatalog veranschaulicht damit den großen Einfluß der mythischen Tradition auf die

<sup>35</sup> Dickinson 1998 (wie Anm. 7) 31; Dickinson 1999 (wie Anm. 23) 209. Argolis/Korinthia/Achaia umfassend besprochen bei Visser 1997 (wie Anm. 2) 151–213, 455–478.

<sup>36</sup> So Latacz 2001 (wie Anm. 1) 276.

geographische Darstellung Griechenlands, die aber auch die aktuelle politischer Situation des 8./7. Jhs. widerspiegelt.<sup>37</sup>

Es hat sich somit gezeigt, daß die Darstellung von Messenien, Boiotien und der Argolis im Schiffskatalog keineswegs den Verhältnissen des mykenischen Griechenland entspricht und kein Argument bietet, die Entstehung des Schiffskatalogs und damit die Geschichte vom Troianischen Krieg in der mykenischen Palastzeit anzusetzen. Ähnliches ließe sich anhand weiterer Landschaften des Schiffskatalogs ausführen, seien es Lakonien, Kreta oder die Dodekanes. Auch gibt es keinen Grund, das Fehlen der Landschaften des griechisch besiedelten Festlands in Kleinasiens im Schiffskatalog auf die mykenische Entstehungszeit der Troigeschichte zurückzuführen. Hier hat W. Kullmann überzeugend erklärt, daß die Gründungsmythen der kleinasiatischen Städte die Siedlungsnahme der Griechen konsequent nach dem Trojanischen Krieg ansetzten, und daß Homer diese Sagen berücksichtigte, indem er die kleinasiatischen Siedlungen im Schiffskatalog nicht anführte.<sup>38</sup>

### 3. Zusammenfassung

Die Besprechung einzelner Regionen Griechenlands zeigt, daß der Schiffskatalog in seiner Auflistung der griechischen Kontingente Rückicht auf die politische Geographie des ausgehenden 8. bis frühen 7. Jhs. v. Chr. nimmt. Sparta, Argos, Korinth, Athen, Chalkis und Eretria bestimmten damals die politische Landschaft. Der Schiffskatalog bietet allerdings keine exakte Landkarte Griechenlands dieser Zeit, sondern integriert in seine Darstellung auch Orte, die von mythologischer Bedeutung waren. Auf diese Weise verwob und verband er aktuelle politische Verhältnisse mit jenen einer mythischen Vergangenheit. In den Fällen, da der Schiffskatalog auf die mykenische Zeit verweist, wie etwa anschaulich im Falle von Pylos, sind entsprechende Traditionen über den Mythos zu vermuten.

Auch der Schiffskatalog der *Ilias* ist Teil der mündlichen Dichtertradition, in welcher die homerischen Epen entstanden sind. Ethnologische Forschungen zu mündlicher Überlieferung und mündlicher Dichtung legen nahe, daß mündliche Überlieferung fortlaufend an die

37 Visser 1997 (wie Anm. 2) 455–478.

38 Kullmann 1993 (wie Anm. 1) 144; Kullmann 2001 (wie Anm. 1) 660 versus Latacz 2001 (wie Anm. 1) 278–282.

sich wandelnde Gesellschaft angepaßt wird, wobei immer Relikte älterer Zeit vorhanden sind, die durch die Hinzufügung von gegenwartsbezogenen Elementen verändert und erweitert werden. Mündliche Dichtung orientiert sich kontinuierlich an den Bedürfnissen und am Verständnishorizont eines jeweils zeitgenössischen Publikums. In der Tradition der mündlichen Dichtung sind *Ilias* und *Odyssee* und die Darstellung des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Hintergrunds in den Epen demzufolge aufgrund der Erfahrung des 8./7. Jhs. v. Chr. entscheidend geprägt.<sup>39</sup> Allerdings ist ergänzend zu bemerken, daß das in der mündlichen Zuhörertradition geschulte Publikum des homerischen Epos sein Vorwissen um mythische Stoffe, Personen und Orte einbringen und dadurch die Kontinuität einer allgemein verbindlichen Mythentradition (gegenüber reiner Fiktion) gewährleisten konnte.<sup>40</sup>

Die geographischen Kenntnisse im Schiffskatalog stammen daher weder unmittelbar aus einer unveränderten Tradition der mykenischen Zeit noch aus einer schriftlich fixierten Liste von Ortsnamen des 8./7. Jhs. Sie repräsentieren vielmehr eine Mischung aus mythischer Geographie und geographischer Realität. Die Informationen über die politische Geographie Griechenlands bezog Homer entweder aus eigener, persönlicher Anschauung, oder er bediente sich der geographischen Kenntnisse anderer Zeitgenossen, seien diese nun wandernde Sänger, Kauf- und Seeleute oder Handwerker gewesen.<sup>41</sup>

Wenn im Katalog Ortsnamen vorkommen, die auch in mykenischer Zeit bezeugt sind, beweist dies nicht, daß dieser in mykenischer Zeit geschaffen wurde. Eine ganze Anzahl von Orten Griechenlands weist Namens- und Siedlungskontinuität von der Bronzezeit in die historische Epoche auf. Ein Ort, der im 8. Jh. bewohnt war, konnte schon in der Bronzezeit besiedelt sein. Die Verwendung eines bronzezeitlichen Ortsnamens im Schiffskatalog bedeutet daher nicht, daß der Schiffskatalog in der Bronzezeit erdichtet wurde.

Die Frage, ob der homerische Schiffskatalog in seinem Ursprung mykenische Wurzeln hat oder erst in einer späteren Zeit entstanden ist,

<sup>39</sup> W. Kullmann, Homer and Historical Memory, in: E. A. Mackay (Hg.), *Signs of Orality. The Oral Tradition and its Influence in the Greek and Roman World* (Mnemosyne Suppl. 188) Leiden 1999, 95–113; K. A. Raaflaub, A Historian's Headache: How to Read 'Homeric Society'?, in: N. Fisher/H. van Wees (Hg.), *Archaic Greece: New Approaches and New Evidence*, London 1998, 169–193 mit weiterer Literatur.

<sup>40</sup> Siehe dazu oben Anm. 5.

<sup>41</sup> Visser 1997 (wie Anm. 2) 750.

lässt sich nicht eindeutig beantworten. Diese Frage betrifft nicht nur den Schiffskatalog, sondern den gesamten Mythos vom Trojanischen Krieg. Selbst wenn diese epische Tradition tatsächlich in der mykenischen Palastzeit ihren Anfang hatte, war die Geschichte vom Trojanischen Krieg und damit der Schiffskatalog im Laufe der Jahrhunderte kontinuierlichen Veränderungen unterworfen. Authentische Erinnerung an die mykenische Palastzeit kann das homerische Epos somit nicht bieten, und es ist als historische Quelle für Zustände und Ereignisse aus jener Epoche nicht geeignet.

Der Schiffskatalog ist aber auch ein Beispiel dafür, welche Bedeutung dem Epos für die ethnische Identität der Griechen des ausgehenden 8. bzw. des 7. Jhs. zukam. Er reflektiert einerseits die politische Geographie der Gegenwart und bestätigt sie andererseits, indem er aktuelle Verhältnisse in eine mythische Vergangenheit einbettet und ihnen dadurch Legitimation verschaffte. Denken wir etwa an den Konflikt zwischen Athen und Megara am Anfang des 6. Jhs., der um den Besitz der Insel Salamis ging. Unter Hinweis auf die Verse 557f. des Schiffskatalogs beanspruchten die Athener Salamis für sich, während die Megarer die Athener der Fälschung und Abänderung der Verse beschuldigten und ihrerseits eine andere Fassung des Textes in ihrem Sinne boten.<sup>42</sup>

Als griechisches Gemeinschaftsunternehmen vermittelte die mythische Kriegsexpedition gegen Troia eine panhellenische Identität, die im Schiffskatalog exemplarisch vorgeführt wird. Andererseits erhielten gerade die verschiedenen Regionen Griechenlands über den Mythos durch die Aufzählung Landschaft für Landschaft im Schiffskatalog auch eine regionale Identität.<sup>43</sup> Nahezu jede griechische Landschaft war stolz, in diesem mythischen Krieg repräsentiert zu sein, und bis zu den Perserkriegen gab es in der griechischen Geschichte keinen Mythos von vergleichbarer integrativer und identitätsstiftender Bedeutung.

<sup>42</sup> J. M. Wickersham, *Myth and Identity in the Archaic Polis*, in: D. C. Pozzi/J. M. Wickersham (Hg.), *Myth and the Polis*, Ithaca/London 1991, 16–31; Visser 1997 (wie Anm. 2) 17f.

<sup>43</sup> Identität und Mythos: J. M. Hall, *Ethnic Identity in Greek Antiquity*, Cambridge 1997, 34–107; K. Dowden, *The Uses of Greek Mythology*, London/New York 1992, 74–92.

# Die Bedeutung der Dark Ages: Mykene, Troia und die Griechen

KURT RAAFLAUB

Die Debatte über die Interpretation der neuen Ausgrabungsbefunde von Troia und anderer Quellen zur Geschichte des bronzezeitlichen Anatolien dauert an. Umstritten sind offenbar vor allem zwei Probleme: die Größe und Funktion Troias<sup>1</sup> und die Bedeutung der neuen Befunde für die Frage der Historizität des Trojanischen Krieges, in den die *Ilias*-Handlung eingebettet ist. Beim zweiten Problem, das hier diskutiert werden soll, geht es vor allem um die historische Interpretation einer besonderen Gattung von Überlieferung und Literatur, dem aus mündlicher Dichtung entstandenen homerischen Epos.

Deutung und Historizität der in den Epen geschilderten oder vorausgesetzten Ereignisse und gesellschaftlichen Verhältnisse gehören zu den umstrittensten Themen der Altertumswissenschaft.<sup>2</sup> In der Interpretation der ‹homerischen Gesellschaft› (im weitesten Sinne des Wortes) hat die Forschung wichtige Fortschritte gemacht.<sup>3</sup> Die Frage nach der Geschichtlichkeit der *Ereignisse* stellt uns vor weit schwierigere Probleme. Darum aber geht es hier.

<sup>1</sup> Dazu M. Korfmann, in *Troia – Traum und Wirklichkeit*, Begleitband zur Ausstellung. Stuttgart 2001, 65–76; J. Latacz, *Troia und Homer*, München 2001, bes. 37ff.; s. dazu die Rez. von W. Kullmann, *Gnomon* 73, 2001, 657–63 und Latacz' Entgegnung, *BMCR* 2002, 02, 15, sowie die Kap. von D. Hertel, F. Kolb und B. Hänsel im vorliegenden Band. Insgesamt J. Cobet und H.-J. Gehrke, Warum um Troia immer wieder streiten?, *GWU* 53, 2002, 290–325 (mit Lit.).

<sup>2</sup> Siehe das Kap. von J. Cobet.

<sup>3</sup> Bes. M. I. Finley, *Die Welt des Odysseus*, Darmstadt 1974; C. Ulf, *Die homerische Gesellschaft*, München 1990; H. van Wees, *Status Warriors: War, Violence and Society in Homer and History*, Amsterdam 1992; K. Raflaub, in I. Morris und B. Powell (Hgg.), *A New Companion to Homer*, Leiden 1997, 624–48; W. Donlan, *The Aristocratic Ideal and Selected Papers*, Wauconda (Illinois) 1999.

Auch das Problem der Identifikation von Troia hat zwei Seiten. Daß das homerische *Ilios*, einer der Namen für Troia, und das in hethitischen Quellen bezeugte Wilusa identisch sind,<sup>4</sup> ist möglich, aber – wie andere Kapitel diese Bandes zeigen – umstritten. Daß der Hügel von Hisarlik das homerische Troia ist und daß Homer die Gegend aus eigener Anschauung kannte, steht m.E. fest.<sup>5</sup> Können diese beiden Identifikationen jedoch verknüpft werden? Welche Beziehung besteht zwischen Wilusa mit seinen aus hethitischen Quellen rekonstruierbaren Zusammenhängen und den in den Epen erwähnten Vorgängen um Ilios/Troia? Hat Homer (durch Generationen seiner singenden Vorgänger) nicht nur den oder die Namen des ihm bekannten Ruinenhügels, sondern auch von dessen Bedeutung und den kriegerischen Ereignissen erfahren, in die er verwickelt war?

Joachim Latacz beantwortet diese Fragen wie folgt: Ilios/Wilusa wurde um 950 aufgegeben. Griechen wanderten in diese Gegend erst ab etwa 700 ein. Die Erinnerung an die große Zeit der Stadt wurde deshalb kaum am Ort selbst bewahrt. Der Überlieferungsweg verließ vielmehr über die Hexameterdichtung, die bereits seit dem 16. Jh. als mündlich improvisierter Gesang gepflegt wurde. Ihr Gegenstand waren große Taten, die die Sänger rasch aufgriffen. «In einer Zeit, die keine anderen Medien kannte, war der Hexametergesang die ‹Zeitung.›» Dies betraf gerade auch kriegerische Großunternehmen der mykenischen Herren nach Übersee.

*Konflikte zwischen Hattusa und Achijawa, wie sie im hethitischen Material etwa 200 Jahre lang (1400–1200) belegt sind, können an der mykenischen Hexameterdichtung nicht spurlos vorgegangen sein. Sie werden den Kern der Troia-Geschichte gebildet haben. Dieser Kern ist dank der Konservativität des Genres und dank dem Normierungszwang des fest gefügten Transportmittels ‹Hexameter mit seiner metrischen Unveränderbarkeit von Namen – und an den Namen hängen die Geschichten – durch die Jahrhunderte hindurchgewandert – kondensiert, erweitert, modifiziert, um je Zeitgemäßes neu bereichert usw. Als die Griechen um 1050 v. Chr. erneut nach Kleinasien hinübergingen..., nahmen sie ... auch die Troia-Geschichte mit.*

Dort wurde sie von Generation zu Generation weiterbesungen. «Am Ende stand die Form, in der wir die Geschichte vom Krieg um Troia/ (W)Ilios noch heute lesen: die ‹(W)Ilias› Homers.»<sup>6</sup>

4 Latacz (Anm. 1) 95ff.

5 Korfmann (Anm. 1).

Möglich ist dies, aber ist es wahrscheinlich? Latacz' Annahmen über Form und Konservativität der Hexameterdichtung werden in andern Kapiteln dieses Bandes durchleuchtet. Ich stelle hier lediglich fest, daß die Troia-Sage mythengeschichtlich wie ein Magnet wirkte und viele Figuren integrierte, die ursprünglich anderswo beheimatet waren. Außerdem, betont Peter Haider, waren «sowohl der Stammesname ‹Troes› als auch ‹Ilos› und ‹Ilion› ursprünglich im griechischen Mutterland zuhause.»<sup>7</sup> Die Nibelungensage lehrt, daß Namen sich in mündlicher epischer Überlieferung wohl erhalten, aber im Laufe weniger Jahrhunderte in völlig willkürlicher Weise neu kombiniert werden können.<sup>8</sup> Das Rolandslied zeigt, wie historische Ereignisse im Lauf der Sagenüberlieferung in ihrer sozialen Einbettung *und* in ihrem historischen Kern völlig entstellt, geradezu in ihr Gegenteil verkehrt werden können.<sup>9</sup> Vermochte der Hexameter solche Verformungen wirklich zu verhindern? Außerdem wird sich zumindest der Name des Ortes in der Gegend selbst erhalten haben. Diese war ja kaum völlig entvölkert, ein Heiligtum bestand am Ort weiter (allenfalls mit kurzen Unterbrechungen), an (freilich schwachen) Indizien für Siedlungskontinuität fehlt es nicht,<sup>10</sup> und Toponyme sind in der Regel dauerhaft. Der Ruinenhügel, der mit seinen gewaltigen Mauerresten auch viel später noch von der ehemaligen Bedeutung des Ortes zeugte, war Homer gut bekannt.

Um diese Ilios/Troia-Ruine und ihr griechisches Gegenstück in Mykene könnte sich im Lauf von einigen Generationen vor Homer das Sagengebäude gebildet haben, das schließlich zur Troia-Geschichte wurde. Trotz möglicher Namens-Identifikationen und des eindrucksvollen Zuwachses an Kenntnissen über die anatolisch-ägyptisch-mykenische Geschichte ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Troia-Geschichte (und damit auch die *Ilias*) nicht nur im Erzählungsdetail, sondern auch im Ereigniskern nichts mit der Bronzezeit zu tun haben. Wichtige Argumente, die diese These stützen, bleiben bei Latacz unerwähnt. Es geht nicht an, sie mit dem Bild des vor Troia auf einem Stein

6 Latacz, in *Troia – Traum und Wirklichkeit* (Anm. 1) 29f.; *Troia und Homer* (Anm. 1) 297ff.

7 In H. D. Galter (Hg.), *Troia. Mythen und Archäologie*, Graz 1997, 120 mit Lit. Magnet: F. Hampl, *Geschichte als kritische Wissenschaft II*, Darmstadt 1975, 51ff.

8 M. I. Finley, *JHS* 84, 1964, 2f.

9 Finley (Anm. 3) 40f.

10 R. Catling u. a., *Studia Troica* 8, 1998, 151ff., 189ff.; D. Hertel, *Troia: Archäologie, Geschichte, Mythos*, München 2001, 81ff.

sitzenden Dichters abzutun, der doch unmöglich diese ganze komplexe Geschichte erfunden haben könne!<sup>11</sup>

Um wesentliche Unterschiede zu illustrieren, werde ich hier zunächst festhalten, was wir über Kriege und Kriegsführung im jeweiligen sozialen Kontext der Bronzezeit, der homerischen Gesellschaft und archaischen Zeit, und der dazwischenliegenden Epoche der Dark Ages ausmachen können. Danach werde ich auf die Frage eingehen, ob und wie sich nach gegenwärtigem Verständnis eine in der Bronzezeit entstandene Überlieferung über einen Krieg um Troia über viele Jahrhunderte hinweg hätte erhalten können und wie sich tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen auf eine solche Überlieferung ausgewirkt hätten.

## I. Kriege und Kampfweise in der griechischen Bronzezeit

Palastruinen, Gräber, Bilder und die Linear B-Texte informieren uns über manche militärische Aspekte des bronzezeitlichen Griechenland: die Bewaffnung der Krieger, Streitwagen, Soldaten auf dem Marsch, Kampf- und Belagerungsszenen, sogar eine Seeschlacht. Die Paläste von Mykene und Tiryns beeindrucken durch ihre massiven Mauern, aber Pylos und diejenigen auf Kreta waren unbefestigt. Die Palastinventare geben uns Listen von Ausrüstung, Waffen und Streitwagen, aber auch die Disposition von Regimentern des Küstenschutzes.<sup>12</sup>

Diese Tontäfelchen, kurz vor der Zerstörung der Paläste (der sie ihre Bewährung verdanken) beschriftet, enthalten Hinweise auf Notmaßnahmen und damit vielleicht auf eine Bedrohung, die zu der Katastrophe beitrug. Sonst ist uns, weil sich keine Berichte oder Briefe erhalten haben, jeder Einblick in die Ereignisgeschichte verwehrt. Was wir wirklich wissen, ist wenig genug und oft verschieden interpretierbar. Plünderungszüge, besonders zur See, gehörten zum Alltag. Städte

11 Latacz, in *Troia – Traum und Wirklichkeit* (Anm. 1) 26f. Siehe dazu den letzten Teil dieses Kapitels. Zu Latacz' «Beschweigen, was im Streit um Troia die Form der Immunisierung gegen ganze Forschungsrichtungen, Fragestellungen und Zugriffswisen annimmt», s. Cobet und Gehrke (Ann. 1) 293.

12 J. Chadwick, *The Mycenaean World*, Cambridge 1976, 159–76; P. Ducrey, *Guerre et guerriers dans la Grèce antique*, Fribourg 1985, 14–32; O. Dickinson, *The Aegean Bronze Age*, Cambridge 1994, 197–207; R. Laffineur (Hg.), *Polemos: Le contexte guerrier en Egée à l'âge du Bronze*, 2 Bde., Lüttich etc. 1999. Fresken: L. Morgan, *The Miniature Wall Paintings from Thera*, Cambridge 1988.

wurden belagert und erobert. Infanteristen waren mit verschiedenen Formen von Schilden, Helmen, Schwertern und Speeren ausgerüstet. Streitwagen waren offenbar wichtig, dienten aber wegen des ungünstigen Geländes eher als Transport- denn als Kampfmittel.<sup>13</sup> Vieles andere ist offen: Waren die schweren Brustpanzer vor allem für die Besatzung der Streitwagen bestimmt? Wenn diese vor allem der Führungsschicht entstammten, stellten sie auch die Pferde? War neben dem relativ kleinen Korps von Spezialisten, die dem Küstenschutz zugeteilt waren, auch eine Bürgermiliz verfügbar, wie dies der Titel des zweithöchsten Würdenträgers (*lawagetas*, Führer des *laos*, des Heervolkes) anzudeuten scheint, und hatte diese sich selber auszurüsten?<sup>14</sup>

Mit der Eroberung Kretas um die Jahrtausendmitte begann der Aufstieg der Festlandgriechen zu einer zumindest ägäischen Macht. Aber es fehlt jede Information über Kriege, die allenfalls zwischen verschiedenen Palaststaaten um die Vormacht in Griechenland geführt wurden – wenn es denn eine solche Vormacht gab.<sup>15</sup> Zwischen Ägypten, Vorderasien und Anatolien einerseits und griechischen Staaten andererseits bestanden zweifellos diplomatische und Handelsbeziehungen.<sup>16</sup> Die Linear B-Texte geben freilich weder dazu noch zu militärischen Unternehmungen jenseits der Ägäis konkrete Hinweise; sie bestätigen lediglich, daß den Griechen die Westküste Anatoliens und die vorgelagerten Inseln vertraut waren.<sup>17</sup>

Was hat dies mit der *Ilias* zu tun? Alles und nichts! Waffen, Soldaten auf dem Marsch in die Schlacht, Plünderungszüge, Belagerungen: All dies kehrt in den Epen wieder, und es fehlt nicht an Versuchen, die

<sup>13</sup> Darin ist man sich (mit der Ausnahme von R. Drews, *The End of the Bronze Age*, Princeton 1993) einig; s. auch J. H. Crowell, *Chariots and Other Means of Land Transport in Bronze Age Greece*, Amsterdam 1981.

<sup>14</sup> F. Gschmitzter, *Kleine Schriften zum griechischen und römischen Altertum I*, Stuttgart 2001, 99ff., beantwortet die meisten dieser Fragen positiv.

<sup>15</sup> Für eine Vormacht von Mykene gibt es weder in den Linear B-Tafeln noch in ägyptischen oder hethitischen Quellen klare Hinweise. Zu ägyptischen Quellen über ein Land Tanaja (Danaoi?), s. P. Haider, *Griechenland – Nordafrika: ihre Beziehungen zwischen 1500 und 600 v. Chr.*, Darmstadt 1988, 1ff. Eine gewisse Vorherrschaft Thebens zumindest im 13. Jh. scheinen neue Textfunde in Theben anzudeuten: Latacz (Anm. 1) 285–91.

<sup>16</sup> W. Helck, *Die Beziehungen Ägyptens und Vorderasiens zur Ägäis bis ins 7. Jh. v. Chr.*, 2. Aufl. Darmstadt 1995; Haider (Anm. 15).

<sup>17</sup> V. Parker, in S. Deger-Jalkotzy u. a. (Hgg.), *Floreat Studia Mycenaea II*, Wien 1999, 495–502.

epischen mit den bronzezeitlichen Befunden zu verbinden.<sup>18</sup> Aber dies sind, abgesehen von wenigen Erinnerungen, die wohl auch durch Funde in bronzezeitlichen Gräbern oder die Kenntnis von Sitten in andern Ländern bestärkt wurden, vage, nicht spezifische Übereinstimmungen.<sup>19</sup> Die in den Miniaturfresken von Thera dargestellten Szenen des täglichen Lebens im Frieden und Krieg sind typisch für eine ägäische Gesellschaft und gehörten als solche zur Erfahrungswirklichkeit vieler Zeiten, auch der Homers. Die Beziehung ist wiederum unspezifisch. Wie, weshalb und mit welchen Zielen ein Staat seine Kriege führt und wie sich seine Gesellschaft darauf vorbereitet – diese Aspekte waren zu allen Zeiten durch die politischen und sozialen Strukturen bedingt und lassen sich nur unter diesem Blickwinkel klären. Die mit nahöstlichen Staatsformen verwandten Strukturen der mykenischen ‹Königtümer› drückten mit Sicherheit auch deren Kriegen ihren Stempel auf.

In hethitischen Dokumenten finden sich Indizien, daß Millawanda/Milet in der zweiten Hälfte des 2. Jts. als Außenposten eines (offenbar griechischen) Reiches Achijawa diente und von dort aus kriegerische Aktionen und Plünderungszüge durchgeführt wurden, auf die auch der Hethiterkönig zu reagieren hatte.<sup>20</sup> Ein im frühen 13. Jh. geschriebener Brief an den hethitischen Großkönig erwähnt Aktivitäten eines Pijamaradu, der unter anderem die Insel Lesbos überfallen und von dort Leute nach Milet verschleppt hatte.<sup>21</sup> Pylische Texte verzeichnen zahlreiche in der Textilherstellung beschäftigte und von der Palastverwaltung versorgte Frauen, die in der Forschung wegen ihrer auf die Ostägis weisenden Ethnika meist als Beutesklavinnen kategorisiert werden. Victor Parker und Latacz folgern daraus, in Verbindung mit jener Nachricht über Pijamaradu, daß es offensichtlich mykenische Raubzüge quer über die Ägäis gegeben habe.<sup>22</sup> Dies ist durchaus wahr-

18 S.P. Morris, AJA 93, 1989, 511–35; I.M. Shear, *Tales of Heroes: The Origins of the Homeric Texts*, New York 2000.

19 Bronzewaffen und -geräte oder der Eberzahnhelm bzw. der Gebrauch des Streitwagens in Anatolien und Mesopotamien im 1. Jt.: J.K. Anderson, AJA 79, 1975, 175–87.

20 W.-D. Niemeier, in Laffineur (Anm. 12) I, 141–55; ders., in *Die Hethiter und ihr Reich, Ausstellungskatalog*, Bonn 2002, 294–99; T. Bryce, *The Kingdom of the Hittites*, Oxford 1998, Reg. s.v. Ahhiyawa.

21 P.H.J. Houwink ten Cate, Jaarbericht ... «Ex Oriente Lux» 28, 1983–84, 33–79; F. Starke, *Studia Troica* 7, 1997, 453; Niemeier (Anm. 20) 151f.

22 Parker (Anm. 17); Latacz (Anm. 1) 335–6; S. Hiller und O. Panagl, *Die früh-griechischen Texte aus mykenischer Zeit*, Darmstadt 1976, 105ff.; J. Chadwick, in J.-P. Olivier and T.G. Palaima (Hgg.), *Texts, Tablets and Scribes. Studies in*

scheinlich, aber nicht mit diesen Zeugnissen zu beweisen. Frauen in einer ähnlichen Liste aus Knossos stammen aufgrund ihrer Ethnika durchweg aus Kreta, sind also kaum Beutesklavinnen.<sup>23</sup>

Dennoch: außergriechische Quellen werfen wichtiges neues Licht auf die bronzezeitlichen griechischen Staaten und ihre kriegerischen Aktivitäten. Ägyptische Dokumente der zweiten Hälfte des 2. Jts. nennen einen König, ein Land und ein Volk der Tanaja, Danaya oder Danuna (Danaer), offenbar in der Peloponnes, sowie ein Volk der Ek-wesh, die vielleicht mit den Achäern Homers identisch sind. Die Korrespondenz der Hethiterkönige erwähnt Kämpfe an der Ägäisküste, in die Millawanda/Milet und ein König der Achijawa (Achäer) verwickelt waren, und Namen von Personen (Alaksandus) und Orten (Wilusa, Taruwisa), die ähnlich klingen wie solche in der Troia-Sage (Alexandros, Ilios, Troia). Solche möglichen Analogien wie auch die Frage der Lokalisierung von Wilusa und des Reiches der Achijawa werden in andern Kapiteln dieses Bandes erörtert.

Wenn die Achijawa mit den Danaya identisch und in der Peloponnes anzusiedeln sind – was nicht unbestritten ist<sup>24</sup> – und wenn Millawanda griechisch und Teil des Reiches der Achijawa war, liefern diese Dokumente eine bronzezeitliche Bestätigung für die homerische Gleichsetzung von Danaern und Achäern, eine Ausdehnung der achäischen Machtphäre nach Kleinasien und Kämpfe zwischen diesen Achäern und anatolischen Mächten. Andererseits erwähnen offenbar die Texte, die auf hethitische Beziehungen mit Wilusa hinweisen, die Achijawa nicht, und diejenigen, die die Achijawa erwähnen, sagen nichts über Wilusa. Die einzige Ausnahme ist ein (beschädigter) Brief eines Hethiterkönigs (vielleicht Hattusilis III., der um 1255–1230 v. Chr. regierte) an einen Großkönig von Achijawa. Nach Hans Güterbocks Lesung wird der König von Achijawa gebeten, eine dritte Person daran zu erinnern, daß die beiden Könige «in der Frage von Wilusa uneinig waren; er überzeugte mich in dieser Sache, und wir schlossen Frieden»<sup>25</sup>. Hier handelte es sich jedenfalls um eine Konfrontation

mycenean epigraphy and economy: offered to E. L. Bennett, Salamanca 1988, 43–95.

<sup>23</sup> F. J. Tritsch, in E. Grumach (Hg.), *Minoica: Festschrift J. Sundwall*, Berlin 1958, 406ff., denkt bei den pylischen Frauen an Flüchtlinge; dagegen z. B. Hiller und Panagl (Anm. 22) III–13. Knossos: Parker (Anm. 17) 496.

<sup>24</sup> M. Benzi, in F. Montanari (Hg.), *Omero tremila anni dopo*, Rom 2002, 343–405, plädiert erneut für Rhodos und die Dodekanes.

<sup>25</sup> In M. Mellink (Hg.), *Troy and the Trojan War*, Bryn Mawr 1986, 37 (meine

zwischen Hethitern und Achijawa. Wilusa spielte darin nur deshalb eine Rolle, weil es seit einiger Zeit unter der Schutzherrschaft der Hethiter stand.

Welche Szenarien man sich auch aufgrund dieser Dokumente vorstellt,<sup>26</sup> diese Kriege waren jedenfalls völlig verschieden von dem, den Homer beschreibt. Über die Kriegsführung der Hethiter sind wir wenigstens grob informiert.<sup>27</sup> Streitwagen bildeten zwei der sechs Armeekorps. Nach ägyptischen Schätzungen waren an der Schlacht von Kadesch (1275) auf hethitischer Seite nicht weniger als 3500 Streitwagen beteiligt, dazu zwei große Infanteriedivisionen. Die Streitwagen waren mit Wagenlenker, Bogenschützen und Speerkämpfer bemannt. Sie stellten ein hochentwickeltes und spezialisiertes Kampfmittel dar, dessen Wirksamkeit gerade auf der Masse und der Zusammenarbeit der Kämpfer beruhte. Von diesen mobilen Plattformen aus wurden die gegnerischen Streitwagen bekämpft und die Infanterieeinheiten beschossen, in Verwirrung gebracht und auf der Flucht niedergemacht. Die Hethiter setzten auch in ihren Kriegen mit westanatolischen Staaten und den Achijawa Streitwagenkorps ein. Auch wenn diese Kampfweise im griechischen Mutterland undenkbar war, vermochten sich die Achijawa von ihrer Basis Millawanda aus dieser militärischen Herausforderung teilweise anzupassen und in einer (wohl ins späte 15. Jh. zu datierenden) Schlacht gegen eine hethitische Armee wenigstens hundert Streitwagen aufzubieten. Freilich blieben die Hethiter auch hier siegreich.<sup>28</sup>

Insgesamt hätte Homer bei dem allem nur den Kopf schütteln können. Unter den vielen Verbündeten der Troianer erwähnt er gerade die Hethiter nicht, von einem griechischen Außenposten in Kleinasien weiß er nichts, und Agamemnon ist in seiner Darstellung der Anführer der Griechen, weil er über die größte Hausmacht verfügt und die andern Helden ihm persönlich verpflichtet sind, nicht weil er ein großes Reich auf dem griechischen Festland und den Inseln beherrscht. Die von Ägyptern und Hethitern dokumentierten Königtümer der Danaya

Übers. seiner engl. Übers.); vgl. S. Heinhold-Krahmer, *Orientalia* 52, 1983, 81–97; 55, 1986, 47–62; Starke (Anm. 21) 452–56; Niemeier (Anm. 20) 145–52.

26 Z.B. D. Easton, in L. Foxhall und J. K. Davies (Hgg.), *The Trojan War: Its Historicity and Its Context*, Bristol 1984, 23–44; E. Vermeule, in Mellink (Anm. 25) 77–92.

27 R. H. Beal, *The Organization of the Hittite Military*, Heidelberg 1992. Zum Streitwagenkampf auch Drews (Anm. 13) Kap. 10.

28 Niemeier (Anm. 20) 145–47 mit Lit.

und Achijawa finden bei Homer keine Entsprechung. Außerdem lässt dieser die vereinigte Flotte vom böotischen Aulis und nicht von einem Hafenort der Argolis auslaufen. Wenn Mykene Sitz des Achäerkönigs war und dieser einen Kriegszug gegen Troia unternahm, ist dies wenig sinnvoll. In der Endphase der Bronzezeit war möglicherweise Theben der mächtigste Staat.<sup>29</sup> Dies würde zwar die Wahl von Aulis erklären, aber nicht, weshalb in der epischen Überlieferung (wenn es sich denn darum handelt) weiterhin der König von Mykene der Oberanführer der Achäer ist. Wie immer man es dreht, hier ist offenbar in das von Latacz postulierte, fest in der Hexameterdichtung verankerte Faktengerüst eine Bresche geschlagen worden.

## 2. Von der Bronzezeit zur Archaischen Epoche

Am Ende des 13. Jh. wurden in einer weite Teile des östlichen Mittelmeeres erfassenden Welle von Katastrophen auch die meisten mykenischen Paläste und die auf ihnen beruhenden staatlichen Strukturen zerstört.<sup>30</sup> Unser Verständnis der darauffolgenden Jahrhunderte hat sich dank intensiver archäologischer Forschung und verfeinerter Interpretationsmethoden verbessert. Die ‹Dunklen Jahrhunderte› haben sich etwas aufgehellt. Die Diskussion darüber, wie man die Veränderungen während dieser für die spätere Kulturentwicklung grundlegenden Periode zu interpretieren hat, geht freilich unvermindert weiter.<sup>31</sup>

Die Zerstörung der Paläste als der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Zentren war ein traumatischer Vorgang mit irreversiblen Konsequenzen. Alles, was für das Bestehen und Funktionieren dieser Zentren wesentlich war (z. B. die Schrift und Monumentalarchitektur), verschwand. Kontakte mit der Außenwelt verringerten sich massiv; zahlreiche Siedlungen wurden verlassen, der Bevölkerungsschwund war gewaltig. Selbst als sich nach einigen Jahrzehnten mancherorts die Lage konsolidierte und in einer «Phase relativer Prosperität» «Fürsten-

<sup>29</sup> Siehe Anm. 15.

<sup>30</sup> Siehe etwa Drews (Anm. 13); Dickinson (Anm. 12) 306–8; W. Ward und M. S. Joukowsky (Hgg.), *The Crisis Years: The 12<sup>th</sup> Century B.C. from the Danube to the Tigris*, Dubuque (Iowa) 1992.

<sup>31</sup> S. Deger-Jalkotzy, in J. Latacz (Hg.), *Zweihundert Jahre Homer-Forschung*, Stuttgart 1991, 127–54; R. Osborne, *Greece in the Making 1200–479 BC*, London 1996, 19–51; I. Morris, in Morris und Powell (Anm. 3) 535–57; C. G. Thomas und C. Conant, *Citadel to City-State: Transformation of Greece, 1200–700 B.C.E.*, Bloomington (Indiana) 1999.

tümer» mit befestigten Residenzen und gewissen «höfischen» Lebensformen entstanden, herrschte große Unsicherheit. Im Vergleich zu früher war all dies freilich «sehr bescheiden». Solche Residenzen scheinen «die jeweiligen Zentren kleinräumiger, zuweilen nur lokaler autonomer Gebietsherrschaften gewesen zu sein». <sup>32</sup>

Danach erfolgte ein neuer Einbruch. «Es kam ... zu weiteren Zerstörungen ..., zu einer allgemeinen Verarmung und zum endgültigen Niedergang der materiellen Kultur ... Die Bevölkerung ging offenbar noch einmal zurück, und eine weitere ... Ausdünnung oder Verkleinerung und vielerorts die völlige Aufgabe der Siedlungen war die Folge. Erst jetzt, um 1050 bis 1000, begannen die wirklich ‚Dunklen Jahrhunderte‘.» <sup>33</sup> Ackerbau und die Kultivierung des Olivenbaumes gingen weiträumig zurück. Es dominierte eine «Kultur von Viehzüchtern und Hirten, die von Mobilität und einer zumindest saisonalen, halbnomadischen Transhumanz geprägt war». <sup>34</sup> Gewiß, es gab auch anderes, aber die reichen Grabfunde und das ‚Heron‘ von Lefkandi auf Euböa stellen bisher eher die Ausnahme als die Regel dar.

Die darauffolgende ‚Protogeometrische‘ und ‚Geometrische Periode‘ waren in vielem eine Epoche der neuen Anfänge, und besonders das 8. Jh. sah tiefe und schnelle Veränderungen, eine wahrhaftige ‚strukturelle Revolution‘. <sup>35</sup> Bevölkerung und Siedlungsdichte nahmen zu, Getreide- und Olivenanbau traten in den Vordergrund. Dies «setzt zugleich eine (wieder) zunehmende Bedeutung des Landes, des Besitzes und der Bindung an Grund und Boden voraus ... Diese neue Seßhaftigkeit war ... eine wesentliche Bedingung der Konsolidierung größerer Gruppen als Siedlungsgemeinschaften.» In einem langen Prozeß entwickelte sich die Polis als eine neue, auf die Bürger gestellte Gemeinschaftsform. <sup>36</sup> Die Kontakte zur Außenwelt intensivierten sich, die

32 Weil sich Latacz (Anm. 1) 328f. (sehr selektiv) darauf beruft, folge ich hier ebenfalls K.-J. Hölkeskamp, in H.-J. Gehrke und H. Schneider (Hgg.), Geschichte der Antike, Stuttgart 2000, 17–44 (Zitate: 27–29, 34). Residenzen: G. Weiler, *Domos theiou basileos. Herrschaftsformen und Herrschaftsarchitektur in den Siedlungen der Dark Ages*, München 2001.

33 Vgl. Morris (Anm. 31) 54of.; Osborne (ebd.) bes. 28–32.

34 A. Snodgrass, *An Archaeology of Greece*, Berkeley etc. 1987, Kap. 6.

35 Siehe auch A. Snodgrass, *Archaic Greece: The Age of Experiment*, Berkeley 1980; S. Langdon (Hg.), *New Light on a Dark Age: Exploring the Culture of Geometric Greece*, Columbia (Missouri) 1997; I. Morris, in N. Fisher und H. van Wees (Hg.), *Archaic Greece: New Approaches and New Evidence*, London 1998, 1–91; I. Lemos, *The Protogeometric Aegean: The Archaeology of the Late 11<sup>th</sup> and 10<sup>th</sup> Centuries BC*, Oxford 2003.

36 M. H. Hansen (Hg.), *The Ancient Greek City-State*, Kopenhagen 1993.

Schrift wurde (wieder) eingeführt, aber diesmal in einer Form, die auch zum Festhalten von Nachrichten und Dichtung geeignet war und damit ‹Literatur› überhaupt erst möglich machte.

Selbst wenn in dieser langen Übergangszeit der Anteil gewaltsamer Unterbrechungen im Vergleich zu dem der kontinuierlichen Veränderungsprozesse relativ klein gewesen sein sollte, so war doch die kombinierte Wirkung all dieser Veränderungen umfassend und tief. Innerhalb von wenigen Jahrhunderten durchlief der größte Teil der griechischen Welt zwei massive und die gesamte Gesellschaft erfassende Umwälzungen. Die Welt der frühen Archaik um etwa 750 unterschied sich grundlegend von jener der ‹dunkelsten› Jahrzehnte 250 Jahre zuvor und erst recht von der der Bronzezeit vor 500 Jahren. Am Ende dieser Epoche sang Homer seine Epen.

All dies muß sich auch darauf ausgewirkt haben, wie die Gemeinschaften miteinander verkehrten und ihre Kriege austrugen und wie sie sich für vergangene Zeiten interessierten und sich diese Vergangenheit vorstellten.

### 3. Raubzüge und Kriege in den Dunklen Jahrhunderten und in der archaischen Zeit

K.-J. Hölkeskamp beschreibt die ‹Fürsten› der submykenischen Zeit als ‹Kleinkönige› an der Spitze einer begrenzten Kriegerschicht und an ihre Person gebundener militärischer Gefolgschaften. Später, als sich Siedlungsgröße und -dichte weiter verringerten, wurden daraus vermutlich Anführer („chiefs“), deren Stellung sich auf persönliche Qualitäten und Hausmacht stützte und prekär blieb. Daraus wiederum entstand, als die Bevölkerung zunahm und sich aus benachbarten Dörfern und andern Siedlungskernen die Hauptorte der frühen Poleis entwickelten, die früharchaische Führungsschicht der *basileis*, ein ‹proto-Adel› unter Führung eines ‹Haupt-basileus› (den wir keinesfalls als ‹König› bezeichnen sollten). Dieser Zustand spiegelt sich in den homerischen Epen.<sup>37</sup>

Diesen Verhältnissen entsprechend, müssen sich die ‹Kriege› jener Zeit vor allem in Form von Beutezügen und oft von Rivalität geprägten Fehden zwischen benachbarten Siedlungen abgespielt haben. Die Zahl

<sup>37</sup> Siehe Anm. 3 sowie B. Qviller, SO 56, 1981, 109–55; E. Stein-Hölkeskamp, Adelskultur und Polis-Gesellschaft, Stuttgart 1989; Raaflaub, in Latacz (Anm. 31) 205–56; ders., in Hansen 1993 (Anm. 36) 41–105.

der beteiligten Krieger war wohl klein, und es handelte sich meist um Kriegerbanden, die von einem oder mehreren ‹adligen› Anführer(n) und ihren Gefolgsleuten gestellt wurden. Solche Raubzüge zu Land oder Wasser sind in den Epen vielfach belegt. Wir denken an Achilleus' Züge vom griechischen Heerlager aus in die Umgebung Troias oder an Odysseus' Überfall auf die Kikonenstadt Ismaros zu Beginn seiner Heimfahrt.<sup>38</sup> Achilleus betont denn auch: Ich kam doch «nicht der Troer wegen hierher ..., um mit ihnen zu kämpfen, denn sie haben mir nichts angetan. Nicht haben sie jemals meine Rinder hinweggetrieben oder Pferde, noch haben sie je in Phthia ... die Frucht verwüstet» (Il. 1, 152–57, Übers. W. Schadewaldt). In seiner fiktiven Lebensbeschreibung brüstet sich Odysseus, vor dem Krieg in Troia neun Beutezüge «gegen fremdländische Männer» unternommen zu haben, «und jedesmal fiel mir gar viel zu ..., und schnell mehrte sich mein Hausgut, und ich wurde hernach gewaltig und geachtet bei den Kretern» (Od. 14, 212ff.).

Daneben schildern die Epen auch Kriege zwischen benachbarten Gemeinden. Man denke an die Meleager-Geschichte, die der alte Phönix erzählt, um Achilleus von seinem Groll gegen Agamemnon abzu bringen (Il. 9, 524–605), oder den Schild des Achilleus, auf dem eine Szene mehrere Phasen einer solchen Städtefehde kombiniert (18, 509–40). Nestors Erzählung von der Fehde zwischen Pyliern und Epeieren in seiner Jugend beginnt mit Viehdiebstählen der Epeier, setzt sich in einem Rachezug von Pyliern gegen einen besonders berüchtigten Epeier fort und kulminiert in einer Schlacht zwischen den Armeen beider Gemeinden, nachdem die Epeier zur Vergeltung einen pylischen Grenzort überfallen haben (11, 670–761). Die Geschichte, wie Odysseus zu seinem Bogen kam, illustriert diplomatische Bemühungen, eine solche Eskalation zu verhindern (Od. 21, 11–21).

Ein ähnliches Schema liegt der Interpretation des Troianischen Krieges in der *Ilias* zugrunde. Von einem Zug in die Ferne bringt ein Sohn des Anführers (Paris) eine schöne Frau (Helena) und reiche Beute zurück. Menelaos und Odysseus reisen als Gesandte nach Troia, um Rückerstattung und Genugtuung zu fordern. Sie tragen ihr Anliegen der Versammlung der Troer vor, die sich jedoch für Paris entscheidet

<sup>38</sup> Il. 1, 123–16. 366–69; 2, 690–93; 6, 414–27; Od. 9, 39–61; W. Nowag, Raub und Beute in der archaischen Zeit der Griechen, Frankfurt M. 1983, und die Kap. von A. Jackson und T. Ribll in J. Rich und G. Shipley (Hgg.), War and Society in the Greek World, London 1993, 64–76, 77–107.

und damit für dessen Tat mitverantwortlich wird. Der Konflikt verlagert sich dadurch von der privaten auf die kollektive Ebene. Die Gemeinde des Geschädigten kämpft nun einen Vergeltungskrieg gegen diejenige des Schuldigen, in dem es sofort zum Frieden kommen könnte, wenn entweder das Verdict des Zweikampfes zwischen Verursacher (Paris) und Geschädigtem (Menelaos) eindeutig wäre und akzeptiert würde (3, 67–4, 219) oder es den Trojanern in einer erneuten Versammlung gelänge, die Familie des Anführers zur Annahme der Forderungen der Angreifer zu veranlassen (7, 345–407). Da beides mißlingt, muß der Krieg bis zu seinem bitteren Ende durchgefoughten werden.<sup>39</sup>

Private und gemeinschaftliche Formen der Kriegsführung bestanden auch in der früharchaischen Zeit nebeneinander. Die frühesten Kriege zwischen benachbarten Poleis sind genau für das ausgehende 8. Jh. bezeugt: die Eroberung Messeniens durch Sparta, ein Krieg zwischen Megara und Korinth und manche andere. Mit Raubzügen verbundene Kämpfe erscheinen auf frühen Vasen. Herodot berichtet von Kriegerbanden, die die Küsten des Mittelmeeres unsicher machten, und die ebenfalls im späten 8. Jh. einsetzende sogenannte Kolonisationsbewegung, vor der schon Jahrzehntelang griechische Schiffe das Mittelmeer durchkreuzt hatten, bestand gewiß zum Teil auch aus solchen irregulären Unternehmungen. Noch viel später enthielten die in der Oberschicht üblichen polis-übergreifenden Beziehungen auch eine Verpflichtung zu militärischer Hilfeleistung. Ein solonisches Gesetz erwähnt einen Verein von «Beutemachern». Wie Sally Humphreys betont, lebten in «der den jungen Männern vorbehaltenen Welt inoffizieller Unternehmungen und der ‹Marginalität› ... Ethos und Struktur der homerischen *hetaireia* weiter».<sup>40</sup>

Die epische Darstellung verschiedener Formen von Kriegen und Konflikten und die aus anderen Quellen vom 8. Jh. an rekonstruierbare historische Wirklichkeit stimmen also weitgehend überein. Dies scheint mir bedeutsam. Das Aufkommen des Massenkampfes zwischen Bürgerarmeen benachbarter Poleis entspricht ebenfalls den Herausforderungen jener Periode. In einer Zeit des sich beschleunigenden

<sup>39</sup> Raaflaub, *Antichthon* 31, 1997, 2–8.

<sup>40</sup> S. C. Humphreys, *Anthropology and the Greeks*, London 1978, 165 (meine Übers.); Solon, Fr. 76a Ruschenbusch; Kriege: Raaflaub, in Latacz (Anm. 31) 222–25; Vasen: G. Ahlberg-Cornell, *Fighting on Land and Sea in Greek Geometric Art*, Stockholm 1971; Herodot: z.B. 5, 41–48; Hilfeleistung: z.B. Hdt. 1, 61; Thuk. 1, 126; dazu G. Herman, *Ritualised Friendship and the Greek City*, Cambridge 1987.

Aufschwungs und der Bevölkerungszunahme entstanden die Poleis. Ländereien, die lange Zeit brach gelegen hatten, wurden erneut kultiviert. Die Polisterritorien füllten sich. Land wurde rar und wertvoll, und Konflikte brachen aus um seinen Besitz, innerhalb der und zwischen den Poleis. Die Begriffe der ‹Territorialität› und fester Grenzen kamen auf, sanktioniert von Ritualen und Kulten. Konflikte über umstrittene Ländereien arteten zu regelrechten Kriegen aus. Die Bürger mußten also fähig sein, ihr Land zu verteidigen, kommunale Armeen zu bilden und neue Formen des Massenkampfes zu entwickeln. Je wichtiger solche Kriege um die existentielle Basis der Gemeinde wurden, desto dringender wurde es, die Wirksamkeit der Bürgermiliz zu erhöhen. Technologische und taktische Neuerungen im Verein mit sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen resultierten deshalb, am Ende eines langen Prozesses, in der Hoplitenphalanx, die vom späten 7. Jh. an für mehrere Jahrhunderte die Kriegsschauplätze beherrschten sollte.<sup>41</sup> Bereits ein Jahrhundert zuvor war der Massenkampf zwischen Bürgerarmeen benachbarter Poleis zu einer so normalen Erfahrung geworden, daß Homer sie ganz natürlich seinen Kampfbeschreibungen zugrunde legte.<sup>42</sup>

Die *Ilias* geht jedoch weit darüber hinaus. Sie setzt eine gewaltige panhellenische Flottenexpedition ans andere Ende der Ägäis und die zehnjährige Belagerung einer volkreichen und von einer großen Allianz östlicher Völker verteidigten Stadt voraus. Nach allem, was wir wissen, konnte einem Sänger des späten achten Jahrhunderts und erst recht seinen Vorgängern und ihrem jeweiligen Publikum ein solch gewaltiges Unternehmen aus den Erfahrungen ihrer Zeit konkret gar nicht vorstellbar sein. Weshalb sie überhaupt auf die Idee kamen, den Krieg in einen solchen Rahmen zu stellen, wird später zu erörtern sein. Hier ist lediglich festzustellen, daß Homer sich bei der detaillierten Schilderung dieses Krieges zweier Modelle bediente, die seiner Zeit nun durchaus vertraut waren. Das eine ist der zuvor erwähnte, von Kriegerbanden unter Führung adliger Herren unternommene Raub- oder Vergeltungszug. Um eine Dimension (die des mykenischen Oberfeldherrn)

<sup>41</sup> Ich habe dies in L. Mitchell und P.J. Rhodes (Hgg.), *The Development of the Polis in Archaic Greece*, London 1997, 52f. skizziert. Zur Hoplitenphalanx ebd. 50 mit Lit.; H. van Wees, in ders. (Hg.), *War and Violence in Ancient Greece*, London 2000, 125–66.

<sup>42</sup> J. Latacz, Kampfparänese, Kampfdarstellung und Kampfwirklichkeit ..., München 1977; Raaflaub (Anm. 41) 50f. mit Lit.; H. van Wees, in Morris und Powell (Anm. 3) 668–93.

erweitert und (zeitlich wie materiell) ins Gigantische gesteigert, mag diese Vorstellung auch der achäischen Flottenexpedition nach Troia zugrunde liegen. Aber diese Expedition baut ihren Brückenkopf am Rande der troischen Ebene zu einem festen Lager aus, das zuletzt sogar ummauert wird. Es wird zu einer Stadt, die zwar improvisiert, zeitlich befristet und durch das Fehlen von Familien auch irregulär ist,<sup>43</sup> aber sonst die meisten für den Hauptort einer Polis konstitutiven Merkmale aufweist. Der Krieg zwischen ‹Achäa› und Troia verwandelt sich dadurch zur erbitterten Auseinandersetzung zwischen zwei benachbarten, an den Enden einer fruchtbaren Ebene gelegenen Poleis. Dies entspricht einem zeitgenössisch gut bezeugten Muster. In solchen Zusammenhängen ging es um die Kontrolle von Ackerland, aber damit waren auch Rivalitäten verbunden, die oft weit zurückreichten und ihre eigene Dynamik entwickelt hatten. Selbst das Motiv des Frauenraubes mag nicht nur heroisch und weit hergeholt gewesen sein.<sup>44</sup>

#### 4. Der Mythos vom Trojanischen Krieg

Wir können also davon ausgehen, daß in den Epen Heeresorganisation, Kampfweise, Kriegsführung, Form und Funktionieren der Gemeinwesen (nebst vielem anderen, das den Hintergrund für die vordergründige und heroisch übersteigerte Handlung bildet), auch der Anlaß des großen Krieges und, wie längst erkannt ist, die zwischenmenschlichen und gemeinschaftlichen Probleme, die die Handlung der *Ilias* bestimmen, der zeitgenössischen Erfahrung entnommen und höchstens durch eine archaisierende Patina etwas verfremdet sind.<sup>45</sup>

Auch anderes stammt in etwa aus dieser Zeit, wenngleich aus einem anderen Bereich. Belagerungsszenen sind auf mykenischen Gefäßen dargestellt. Solche Themen waren den kleinasiatischen und nahöstlichen Zeitgenossen Homers aus eigener Erfahrung nur zu gut vertraut. Dies ist nun genau die («Orientalisierende») Epoche, in der zwischen Mesopotamien, der Levante und Ägypten einerseits, dem Ägäisraum

<sup>43</sup> In der Gründungsphase mancher Kolonien konnte dies freilich eine Parallel haben. Außerdem begründet der Dichter sorgfältig, weshalb von dieser Stadt, im Gegensatz zu Troia, zu seiner Zeit nichts mehr zu sehen war: *Il.* 7,442–64; 12,17–33; dazu M. L. West, MH 52, 1995, 203–19.

<sup>44</sup> Siehe auch M. L. West, The Trojan War (unpubliziertes Ms.). Zwei Modelle: Raafaub, in Latacz (Anm. 31) 222f.

<sup>45</sup> Dazu Raafaub, HZ 248, 1989, 1–32; D. L. Cairns, in ders. (Hg.), Oxford Readings in Homer's Iliad, Oxford 2001, 203–19.

und westlichen Mittelmeer andererseits ein reger Austausch stattfand und die Griechen ein Menge fremder Impulse in ihre eigene Kultur integrierten. Auch Homer und die weitere Troiageschichte zeigen davon zahlreiche Spuren.<sup>46</sup> Sarah Morris argumentiert zum Beispiel dafür, daß das Motiv des Trojanischen Pferdes durch Kenntnis von Belagerungsmaschinen auf Rädern angeregt sein könnte, wie wir sie auf assyrischen Reliefs des 9. bis 7. Jh. sehen.<sup>47</sup>

Wenn nun Handlung und Motive der *Ilias* so fest in oder nahe der Zeit ihrer Entstehung verwurzelt waren, wäre es dann nicht auch zu erwarten, daß sogar der Erzählhintergrund selbst, der Krieg um Troia, nicht ein aus fernster Vergangenheit überliefertes Relikt, sondern in zeitnahen Erfahrungen und Denkweisen verhaftet war?

Ich näherte mich diesem Problem von zwei Seiten. Als erstes gehe ich von Latacz' eingangs erwähntem Postulat aus, daß sich die Erinnerung an einen großen griechisch-troianischen Krieg in der Bronzezeit im Rahmen von Hexameterdichtung fast zwingend bis in die archaische Zeit hätte erhalten müssen. Die Mykenologin Emily Vermeule möchte einen solchen Krieg am ehesten ins 15. Jh. v. Chr. legen.<sup>48</sup> Zu fragen ist, welchen Einflüssen und Veränderungs- oder Anpassungszwängen eine solche Überlieferung im Lauf der Jahrhunderte ausgesetzt gewesen wäre. Latacz geht darauf nicht ein, sondern nimmt an, daß an den ‹Fürstenhöfen› der nunmehr ausreichend ‹aufgehellten› Dunklen Jahrhunderte stetes Interesse an diesen selben Erzählungen bestanden hätte. Man kann dies freilich auch ganz anders sehen.<sup>49</sup>

In einer ersten Phase wäre der angenommene Troiakrieg bald zum Gegenstand von heroischen Gesängen geworden, die in den Sälen der mykenischen Paläste regelmäßig vorgetragen wurden. Schon vor der Zerstörung dieser Paläste hätte diese Überlieferung starke Veränderungen erfahren. Außerdem wären andere Großereignisse, an denen es in dieser kriegerischen Gesellschaft kaum fehlte, von der Latacz'schen ‹Sängerzeitung› aufgegriffen worden und neben den Troiakrieg getreten, hätten ihn vielleicht sogar überschattet.

46 Siehe R. Rollingers Kap. im vorliegenden Band; W. Burkert, The Orientalizing Revolution, Cambridge (Mass.) 1992; S. P. Morris, Daidalos and the Origins of Greek Art, Princeton 1992; M. L. West, The East Face of Helicon: West Asiatic Elements in Greek Poetry and Myth, Oxford 1997. Belagerungen: W. Gauer, Gymnasium 103, 1996, 507–34.

47 In J. B. Carter und dies. (Hg.), The Ages of Homer: A Tribute to Emily Townsend Vermeule, Austin (Texas) 1995, 221–45.

48 In Mellink (Anm. 25) 77–92.

49 Raaflaub, CW 91, 1997/98, 397–98.

Dann brach die Palastwelt mit ihrer raffinierten Kultur zusammen. Da der epische Gesang überlebte, muß die Kunst der Sänger an den Höfen lokaler ‹Aristokraten› und ‹Fürsten› der nachmykenischen Zeit weiterhin gefragt gewesen sein. Die alten Themen wurden nun zu einer nostalgischen Erinnerung an große Zeiten, die in immer größere Ferne entrückten. (Dies gilt natürlich auch, wenn der Troiakrieg erst in der mykenischen Spätphase stattgefunden hätte.) Umwelt und soziale Bedingungen veränderten sich rasch. Die Elite hatte nichts mehr mit jener der Paläste zu tun. Ihr Interesse galt zunehmend lokalen und regionalen Beziehungen und Ereignissen. Besonders im 11. Jh. waren die Umstände so grundverschieden, daß, wie der Mykenologe John Bennett urteilt, für die damaligen Griechen der kulturelle und ideelle Abstand zur Bronzezeit unüberbrückbar geworden war.<sup>50</sup> Damit hätten doch eigentlich die alten Lieder ihre Attraktivität verlieren müssen. Die Sänger in den Herrenhäusern der protogeometrischen Dörfer unterhielten ihre Zuhörer eher mit Liedern über ‹heroische› Leistungen in lokalen Fehden und Plünderungszügen als mit solchen über lange und komplizierte Kriege in fernen Zeiten und Ländern, von denen sich niemand mehr eine Vorstellung machen konnte.<sup>51</sup>

Im 9. und besonders 8. Jh. begannen, wie erwähnt, erneut tiefe Veränderungen. Homer sang in einer Welt der sich rasch entwickelnden Poleis, der Kolonisation, eines weiten, den Mittelmeerraum von Ägypten bis Sizilien einbeziehenden Horizonts und eines neuen Gefühls der griechischen Gemeinsamkeit, des entstehenden ‹Panhellenismus›. Die epischen Gesänge paßten sich solchen Veränderungen der Umwelt erneut an. Traditionelle Themen wurden umgedeutet und umgestaltet, neue integriert. Die erhaltenen Epen widerspiegeln deshalb recht nahe die Perspektive und Umstände der Gesellschaft des Dichters. Beide Epen handeln in einer Welt früher Poleis und lassen eine weite und offene Weltsicht erkennen. In der *Odyssee* ist eine Heimkehrgeschichte in einen mittelmeerischen Kontext eingebettet. Interessen der Zeit der Erkundungs- und Handelsfahrten und der Kolonisationszüge des 9. und 8. Jh. sind offenkundig.<sup>52</sup> In der *Ilias* kämpft ein panhel lenisches Expeditionskorps gegen eine Koalition östlicher, nichtgriechischer Völ-

<sup>50</sup> In Morris und Powell (Anm. 3) 511–33.

<sup>51</sup> Dies wäre durch eine vergleichende Untersuchung historischer Elemente in mündlicher epischer Dichtung zu erhärten, die ich anderweitig vorlegen werde.

<sup>52</sup> Eine solche Perspektive hatte auch in der Bronzezeit vorgeherrscht (R. R. Holloway, *Italy and the Aegean, 3000–700 B.C.*, Louvain-La-Neuve 1981), war aber in den Dunklen Jahrhunderten weitgehend verlorengegangen.

ker. Diese Konzeption paßt zu andern panhellenischen oder zumindest überregionalen Phänomenen, die gerade im 8. und 7. Jh. aufkamen, als das griechische Pantheon homogenisiert wurde, die Griechen sich in religiösen Verbänden (Amphiktyonien) zusammenschlossen und an Festen und Spielen in großen Heiligtümern (Delphi, Olympia) zusammenkamen, und die Dichtung einen panhellenischen Charakter annahm, demgemäß ortsspezifische Belange zugunsten des für alle Griechen Wesentlichen unterdrückt wurden.<sup>53</sup> Es ist deshalb gut denkbar, daß die panhellenische Dimension, die der voll entwickelten Troia-Geschichte zugrunde liegt, ein Produkt der panhellenischen Weltsicht des Adels kurz vor Homers Zeit war – auch wenn, wie zuvor erklärt, die konkreten Details eines solchen panhellenischen Krieges jenseits der Ägäis den zeitgenössischen Vorstellungshorizont noch weit überstiegen.

Die Rolle des Gesanges in dieser epischen Welt entspricht dem recht genau. Die Zuhörer sind besonders an den neuesten Liedern über die neuesten Ereignisse interessiert (Od. 1, 350–52). Demodokos singt (lebendig und genau, als ob er selbst dort gewesen wäre) über den Trojanischen Krieg und die traurige Heimkehr der einzelnen Helden (8, 488–92): jüngste Ereignisse, die bereits zum Gegenstand heroischer Dichtung geworden sind – aber, so müssen wir doch folgern, auch wieder von noch neueren Ereignissen und Gesängen verdrängt werden können. In der *Ilias* erzählen zwei alte Männer, Phönix und Nestor, »alte« Geschichten, die jedoch in ihrer Jugend stattfanden und somit nur eine Generation zurücklagen und sich, wie wir sahen, um Themen drehten, die dem Publikum aus eigener Erfahrung vertraut waren.<sup>54</sup>

Selbst wenn die Technik und Tradition des hexametrischen Helden gesanges in ihren Ursprüngen weit in die Bronzezeit zurückgingen, so ergibt sich doch aus alledem mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die erhaltenen Epen nur sehr wenig mit der Bronzezeit zu tun haben dürften. Für die Beschreibung der sozialen Umwelt, in die die Ereignisse,

<sup>53</sup> C. Morgan, Athletes and Oracles: The Transformation of Olympia and Delphi in the Eighth Century BC, Cambridge 1990; K. Tausend, Amphiktyonie und Symmachie, Stuttgart 1992; C. Ulf, in W. Eder und K.-J. Hölkenskamp (Hgg.), Volk und Verfassung im vorhellenistischen Griechenland, Stuttgart 1997, 37–61. Poleis: Raafaub, in Hansen (Anm. 36) 41–105. Dichtung: G. Nagy, The Best of the Achaeans, Baltimore 1979; Pindar's Homer, Baltimore 1990, Kap. 1–3.

<sup>54</sup> Wichtig ist, was M. Murko, in J. Latacz (Hg.), Homer: Tradition und Neuerrung, Darmstadt 1979, 136f., 140, über die von südslawischen Sängern bevorzugten Themen berichtet.

Konflikte und heroischen Taten eingebettet sind, ist dies mit genügender Gewißheit nachgewiesen. Daß es ebenso sehr für die Ereignisse und damit auch für die Troiageschichte als solche gelten könnte, ergibt sich aus einem andern Gedankengang, den Barbara Patzek vor zehn Jahren sorgfältig erarbeitet hat und den ich hier nur ganz kurz erwähnen kann.<sup>55</sup> Es geht dabei um die Bedingungen der Entstehung von Mythen und der Herausbildung von historischer Erinnerung und historischem Bewußtsein. Auch davon sagt Latacz leider kein Wort: Patzek erscheint wie viele andere, mit denen er sich hätte auseinandersetzen müssen, nicht einmal in seinem Literaturverzeichnis.

In frühen Gesellschaften ist historische Erinnerung nichts Selbstverständliches. Interesse an der Vergangenheit besteht nur, soweit diese Vergangenheit für die Gegenwart relevant ist. Die Vergangenheit ist deshalb nie fixiert, sie wird ständig neu gestaltet und interpretiert. Historische Ereignisse jenseits der Zeitspanne direkter kollektiver Erinnerung werden ‹mythisiert› und sind dann in der Regel kaum mehr als solche erkennbar.<sup>56</sup> Mythen tragen dazu bei, gegenwärtige Verhältnisse zu erklären und zu legitimieren. Sie können gewiß historische Erinnerungen weitertragen, aber sie können auch Konstruktionen darstellen, die in die Vergangenheit zurückgespiegelt und an außergewöhnliche Objekte oder Monamente ‹angehängt› sind. Es ist durchaus denkbar, daß unsere Geschichte sich gerade und nur deswegen um einen Krieg zwischen Troia und einem unter mykenischer Führung stehenden Griechenheer dreht, weil Troia und Mykene die eindrucksvollsten Vorzeit-Ruinen darstellten, die den Generationen vor Homer bekannt waren.

Historisches Bewußtsein bezieht sich auf eine langfristige und für die Identität einer Gesellschaft wichtige historische Dimension. Es entsteht nur in relativ hoch entwickelten Gesellschaften und bedingt einen starken Gemeinschaftssinn. Auch hier ist Vergangenheit vor allem in ihrem Bezug auf die Gegenwart bedeutsam. Eine Gesellschaft, die ein historisches Bewußtsein entwickelt hat, kann Erinnerungen, die frühere Generationen ohne solches Bewußtsein verloren haben, nicht wieder gewinnen. Wenn also eine Gesellschaft nach einem Intervall ohne historisches Bewußtsein ein solches Bewußtsein und damit auch Mythen

<sup>55</sup> Homer und Mykene, München 1992 mit Lit. Siehe auch Patzeks Beitrag im vorliegenden Band.

<sup>56</sup> J. Vansina, Oral Tradition and History, London 1985; J. von Ungern-Sternberg und H. Reinau (Hgg.), Vergangenheit in mündlicher Überlieferung, Stuttgart 1988.

entwickelt, die in einer fernen Vergangenheit angesiedelt sind, handelt es sich dabei eher um historisierende Fiktionen als um genuine historische Erinnerung. Der zuvor geschilderte tiefe kulturelle Einbruch in der Mitte der Übergangsperiode zwischen Bronzezeit und Archaischer Epoche schuf nun gerade solche Verhältnisse, die kaum geeignet waren, ein historisches Bewußtsein zu erhalten. Unter den damaligen Verhältnissen drehten sich Mythen und Gesänge wohl weniger um Vorgänge in einer großartigen, aber weit zurückliegenden Vergangenheit als um Ereignisse und Herausforderungen, die eine viel kleiner gewordene Welt faszinierten.

Die griechischen Poleis entstanden in den Jahrhunderten nach dem Zusammenbruch der mykenischen Welt. Wie die germanischen Heldenlegenden, die sich nach dem Ende der Völkerwanderung herauszubilden begannen, so könnten auch die griechischen Sagenzyklen in der Konsolidierungsphase nach den Wirren der auf die Zerstörung der mykenischen Paläste folgenden Jahrhunderte entstanden sein. Ihre Verbindung mit den großen bronzezeitlichen Ruinenstätten wäre dann erneut sekundär und somit als Zeugnis für einen historischen Zusammenhang wertlos.

Gerade gegen Ende der ‹Dunklen Jahrhunderte› zeigen sich eine Reihe von neuen Phänomenen, die auf das Aufkommen historischen Bewußtseins hindeuten, darunter Heroenkulte an frühen Gräbern und Heiligtümer, die mit uralten Stätten und Objekten verknüpft waren. Die Erfindung eines Heroenzeitalters, wie es bei Homer dramatisiert und bei Hesiod konzipiert ist, paßt gut hierher. Es ist deshalb anzunehmen, daß manche scheinbar alte Elemente im kulturellen und sozialen Gesamtbild der Epen einer bewußt historisierenden oder archaisierenden Absicht entspringen.<sup>57</sup>

Schließlich erklären sich die weite Verbreitung und panhellenische Anerkennung der erhaltenen Epen gerade auch daraus, daß sie allgemeine menschliche Probleme verarbeiten und gestalten. Dies setzt eben voraus, daß auch in der Gesellschaft, die diese Epen hervorbrachte und genoß, ein solches panhellenisches Interesse vorherrschte. Dies wiederum erklärt die offenkundige panhellenische Perspektive in der Troiageschichte, die mit besonders geeigneten Örtlichkeiten verknüpft und in ein heroisches Zeitalter zurückgespiegelt wurde. Homers Leistung bestand darin, diese Geschichte in einer besonders raffinierten,

<sup>57</sup> Das gilt m. E. auch für den Schiffskatalog, der nach manchen Interpretationen ein Produkt des 8. Jh. ist: s. B. Eders Kap. in diesem Band.

dramatisch attraktiven, ästhetisch gelungenen und ethisch bedeutsamen Weise zu interpretieren und ihr eine Form zu geben, die seine zeitgenössischen wie auch spätere Zuhörer und Leser immer neu in ihren Bann zu ziehen vermochte.

Alle Argumente, die ich angeführt habe, deuten in die gleiche Richtung. Solange wir nicht über zeitgenössische Dokumente verfügen, die eine bronzezeitliche Zerstörung Troias durch ‹mykenische› Griechen ausdrücklich bestätigen, können wir über den Troianischen Krieg, der sich allenfalls in einem historischen Kern der *Ilias* verbirgt, nur spekulieren. Die große Leistung der Hethitologen und Archäologen besteht darin, die politische und kulturelle Welt des bronzezeitlichen Anatolien aufgehellt und auch neues Licht auf Beziehungen geworfen zu haben, die zwischen dieser und zumindest Teilen der bronzezeitlichen griechischen Welt bestanden. Dies hat jedoch mit größter Wahrscheinlichkeit nach wie vor mit Homer und der *Ilias* kaum etwas zu tun. Entgegen Latacz' Behauptung liegt die Beweislast weiterhin bei denen, die auf dem Gegenteil bestehen. Wie alt auch immer Mythen, Traditionen und epischer Gesang sein mögen, die uns erhaltenen Epen sind in jeder Hinsicht das Produkt der Zeit, in der sie geschaffen wurden.

Homer, Anatolien und die Levante:  
Die Frage der Beziehungen zu den östlichen  
Nachbarkulturen im Spiegel der schriftlichen Quellen\*

ROBERT ROLLINGER

I. Problemstellung und Ausgangslage

In einem vor nun etwas mehr als 10 Jahren von Joachim Latacz herausgegebenen Band, der den programmaticischen Titel *Zweihundert Jahre Homer-Forschung. Rückblick und Ausblick* trug, charakterisierte Walter Burkert die Welt Homers folgendermaßen: «Sofern es uns überhaupt darum geht, unsere Kultur als eine geschichtliche zu verstehen, ist mit einem isolierten hellenischen ‹Ursprung› bei Homer nichts anzufangen. Wie immer man ‹Homer› chronologisch zu fixieren versucht, er stand in einem Umfeld, das in immer mehr Einzelheiten kenntlich geworden ist. Der sogenannte Orient mit seinen Hoch- und Schriftkulturen als das zeitweilig dominierende, maßgebende Strahlungszentrum ist daraus nicht wegzuretouchieren.»<sup>1</sup> Damit hatte Burkert eine Überzeugung formuliert, die heute in ihren wesentlichen Konturen als Grundkonsens der Forschung bezeichnet werden darf.<sup>2</sup> Ob Götter, Mythen oder

\* Um den Text auch für ein breites Publikum lesbar zu machen, habe ich soweit als möglich auf einschlägige Abkürzungen verzichtet bzw. diese aufgelöst. Verwendet habe ich: DNP = Der Neue Pauly, Stuttgart 1996ff. KUB = Keilschrifturkunden aus Boghazköi, Berlin 1921ff. TUAT = Texte aus der Umwelt des Alten Testaments, Gütersloh 1982–2001. Trotzdem konnte schon aus Raumgründen nicht gänzlich auf Abkürzungen verzichtet werden. Diese richten sich in der Regel nach R. Borger, Handbuch der Keilschriftliteratur. Band II, Berlin/New York 1975, XI–XXXII, bzw. DNP 3 (1997) VIII–XLIV.

<sup>1</sup> W. Burkert, Homerstudien und Orient, in: J. Latacz (Hg.), *Zweihundert Jahre Homer-Forschung. Rückblick und Ausblick* (Colloquium Rauricum 2) Stuttgart/Leipzig 1991, 155–181, hier 174.

<sup>2</sup> Vgl. etwa den Überblick bei R. Rollinger, Altorientalische Motivik in der fruhgriechischen Literatur am Beispiel der homerischen Epen. Elemente des Kampfes in der Ilias und in der altorientalischen Literatur (nebst Überlegungen zur

religiöse Ausdrucksformen, Schrift oder literarische Technik, Kunstproduktion oder Tempelarchitektur – der Einfluß des Orients scheint allgegenwärtig. Dieser Befund schafft jedoch nicht nur Gewißheiten, sondern liefert gleichzeitig Zündstoff für eine rege wissenschaftliche Diskussion.

Sowohl Frank Starke als auch Peter Högemann haben in drei Aufsätzen den angeblich «luwisch-anatolischen Charakter» der homerischen Ilias herauszuarbeiten versucht und dabei viele Parallelen zwischen der Welt Homers und jener des hethitischen Großreiches in der 2. Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. gezogen.<sup>3</sup> Voraussetzung dieser These ist die Annahme einer kulturellen Kontinuität zwischen der Bronze- und Eisenzeit im westlichen Kleinasiens, die von beiden Gelehrten als gegeben erachtet wird.

Zweifelsohne ist es ein großes Verdienst von Frank Starke, solche Kontinuitäten mit hoher Gewißheit erwiesen zu haben, jedoch nicht für West-, sondern für das südliche Zentralanatolien.<sup>4</sup> Noch 1995 war für Jack Hawkins bei der Betrachtung der hieroglyphen-luwischen In-

Präsenz altorientalischer Wanderpriester im früharchaischen Griechenland), in Ch. Ulf (Hg.), *Wege zur Genese griechischer Identität. Die Bedeutung der früharchaischen Zeit*, Berlin 1996, 156–210, hier 156–159. S. P. Morris, Homer and the Near East, in: I. Morris/B. Powell (Hg.), *A New Companion to Homer* (*Mnemosyne Supplementum* 163) Leiden/New York/Köln 1997, 599–623.

<sup>3</sup> F. Starke, *Troia im Kontext des historisch-politischen und sprachlichen Umfeldes Kleinasiens im 2. Jt.*, in: *Studia Troica* 7 (1997) 447–487. P. Högemann, Der Iliasdichter, Anatolien und der griechische Adel, in: *Klio* 82 (2000) 7–39. P. Högemann, Zum Iliasdichter – ein anatolischer Standpunkt, in: *Studia Troica* 10 (2000) 183–198.

<sup>4</sup> Starke (wie Anm. 3) 483 Anm. 6 hat als Kronzeugen für seine These einer anatolischen, in die Bronzezeit zurückreichenden Prägung der Ilias den Fluch eines «mittelhethitischen Instruktionstextes» (KUB XIII Nr. 3) angeführt, den er als direktes Vorbild für den Fluch Il. 3,300 ansah. Dies wurde auch von der jüngeren, Starkes Thesen sonst sehr kritisch gegenüberstehenden Forschung akzeptiert: H. Blum, Anatolien, die Ilias und die sogenannte «Kontinuitätsthese», in: *Klio* 84/2 (2002) 275–318, hier 298–300. Hartmut Blum, Tübingen, danke ich für die Möglichkeit, sein Manuskript unmittelbar vor der Drucklegung einsehen zu können. Vgl. zur Kritik auch H. Blum, Homers Troia und die Luwier, in: H. Klinkott (Hg.), *Anatolien im Lichte kultureller Wechselwirkungen. Akkulturationsphänomene in Kleinasiens und seinen Nachbarregionen während des 2. und 1. Jahrtausends v. Chr.*, Tübingen 2001, 41–51. Es ist jedoch festzuhalten, daß der von Starke namhaft gemachte Fluch keineswegs als Beleg für den vermeintlich «anatolischen Charakter» der Ilias angesehen werden kann. Vgl. dazu R. Rollinger, Hethiter und Homer. Erwägungen zu Il. 3,300 und KUB XIII Nr. 3, III ff., im Druck.

schriften dieses Raumes die zentrale Frage von Kontinuität oder Diskontinuität ein offenes Problem.<sup>5</sup> Dies betraf vor allem die Crux der zeitlichen Einordnung des erhaltenen Inschriftenmaterials zwischen 1200 und 900 v. Chr. Hier wurden seitdem beträchtliche Fortschritte erzielt, wobei nun für viele der auf den Zusammenbruch des hethitischen Großreiches nachfolgenden Kleinstaaten in groben Umrissen ein geschichtliches Kontinuum bis in die Zeit der assyrischen Eroberung sichtbar wird.<sup>6</sup> Dies gilt allerdings ausschließlich für eine Zone, die von Zentralanatolien bis Nord-Syrien reicht und nicht für das westliche Anatolien, was Starke partiell auch konzidiert.<sup>7</sup> Freilich ist auch hier mit Brüchen zu rechnen, was allein schon die Aufgabe der Keilschrift dokumentiert.<sup>8</sup> Doch andererseits ist von intakten politischen Strukturen auszugehen, so daß sich in diesem Raum sehr wohl eine mögliche Nahtstelle zwischen Bronze- und Eisenzeit ergibt. Dies gilt in ähnlichem Maße auch für Zypern, auch wenn dort – mit Blick auf die schriftliche Hinterlassenschaft – eine in keiner Weise vergleichbare Quellsituation vorliegt.<sup>9</sup> Damit ist in zwei mit der griechischen Welt

5 J. D. Hawkins, Karkamish and Karatepe: Neo-Hittite City-States in North Syria, in: J. Sasson (Hg.), *Civilizations of the Ancient Near East. Volume II*, New York 1995, 1295–1307, hier 1299: «An important question is the degree of continuity or discontinuity between Late Bronze and Early Iron Age settlement, but none of the excavated sites has produced clear evidence».

6 Vgl. F. Starke, s.v. Kleinasiens C. Hethitische Nachfolgestaaten, in: DNP 6 (1999) 518–533.

7 Starke (wie Anm. 6) 519, hält eine solche Kontinuität im Westen Kleinasiens für «wahrscheinlich», ebenda 521 räumt er ein, daß es dafür «vorerst nur wenige Anhaltspunkte» gebe, um ebenda 531 ein solches Kontinuum wieder für sicher zu erachten. F. Starke, s.v. Hattusa. II. Staat und Großreich der Hethiter, in: DNP 5 (1998) 186–198, hier 194, meint, die Kontinuität im Westen sei «wohl ansatzweise greifbar». Man beachte in diesem Zusammenhang jetzt auch H. Craig Melchert (Hg.), *The Luwians* (Handbuch der Orientalistik 68), Leiden – Boston 2003, wo eine eisenzeitliche Präsenz der Luwier in Westanatolien erst gar nicht thematisiert wird (siehe v.a. S. 11–13, 83, 93, 125f.). Vgl. auch ebd. S. 12 Anm. 5, wo es heißt: «Starke's attempt to analyze the name Wilusa itself as Luwian is pure speculation!»

8 Dies hält Starke (wie Anm. 6) 521 selbst fest.

9 Vgl. H. Matthäus, Die Rolle Zyperns und Sardiniens im mittelmeerischen Interaktionsprozeß während des späten zweiten und frühen ersten Jahrtausends v. Chr., in: F. Prayon/W. Röllig (Hg.), *Der Orient und Etrurien. Zum Phänomen des „Orientalisierens“ im westlichen Mittelmeerraum (10.–6. Jh. v. Chr.)* (Biblioteca di Studi Ertuschi 35) Pisa/Rom 2000, 41–76. D. W. Rupp, *The seven Kings of the Land of Ia', a District on Ia-ad-na-na: Achaean Blue-bloods, Cypriot Parvenues or both*, in: K.J. Hartswick/M. C. Sturgeon (Hg.),

verbundenen Regionen die Möglichkeit eines Kulturtransfers vom 2. ins 1. Jahrtausend zumindest gegeben, und tatsächlich dürften sowohl mythisch-religiöse Stoffe<sup>10</sup> als auch Kenntnisse von Magie und Ritual<sup>11</sup> über diese Schiene nach Westen vermittelt worden sein. Dabei ist festzuhalten, daß die griechische Welt der Ägäis diese Stoffe erst rezipierte, als sie, beginnend mit dem 9. Jahrhundert, nach und nach mit der Welt der Levante (wieder) in Kontakt trat und damit für einzelne Gegenden Griechenlands einen Transformationsprozeß einleitete, der in der Zeit zwischen 750 und 650 einen ersten Höhepunkt erreichte.<sup>12</sup> Nun wurden viele Anregungen der nahöstlichen Welt aufgegriffen, die weit über jenes Material hinausreichten, das im Kontext der hellenistischen Nachfolgestaaten tradiert worden war. Dazu zählen etwa die Alphabetschrift,<sup>13</sup> mythische Stoffe,<sup>14</sup> literarische Motive,<sup>15</sup> epische

ΣΤΕΦΑΝΟΣ. Studies in honor of Brunilde Sismondo Ridgway (University Museum Monograph 100) Philadelphia 1998, 209–222. Siehe zuletzt die zahlreichen Beiträge in *BASOR* 308 (1997).

- <sup>10</sup> Das berühmteste Beispiel ist der Kumarbi-Mythos, dessen Grundstrukturen sich in Hesiods *Theogonie* wiederfinden. Vgl. dazu zuletzt A. Bernabé, *Hittites and Greeks. Mythical Influences and Methodological Considerations*, in: R. Rollinger/Ch. Ulf (Hg.), *Das Archaische Griechenland: Interne Entwicklungen – Externe Impulse*. Berlin 2003, im Druck. Weitere mythische Erzählkreise nennt V. Haas, s.v. *Kleinasiens IV Religion*, in: *DNP* 6 (1999) 551–553, hier 553, der allerdings mit einem bronzezeitlichen Transfer ins mykenische Griechenland rechnet.
- <sup>11</sup> Vgl. dazu etwa R. Rollinger, *Herodotus and the Intellectual Heritage of the Ancient Near East*, in: S. Aro/R. M. Whiting (Hg.), *Melammu Symposia 1: The Heirs of Assyria. Proceedings of the Opening Symposium of the Assyrian and Babylonian Intellectual Heritage Project held in Tärminne, Finland October 7–11, 1998*, Helsinki 2000, 65–83, hier 66–70. Siehe auch W. Burkert, *The Orientalizing Revolution. Near Eastern Influence on Greek Culture in the Early Archaic Age (Revealing Antiquity 5)* Cambridge, Massachusetts 1992, 52 (zu *Mopsos*).
- <sup>12</sup> Vgl. dazu R. Rollinger, *The Ancient Greeks and the Impact of the Ancient Near East: Textual Evidence and Historical Perspective*; in: R. M. Whiting (Hg.), *Melammu 2: Mythology and Mythologies. Methodological Approaches to Intercultural Influences. Proceedings of Second Annual Symposium of the Assyrian and Babylonian Intellectual Heritage Project held in Paris, October 4–7, 1999*, Helsinki 2001, 233–264, hier 253–258. Siehe auch R. Rollinger, *Von der Levante nach Griechenland: Die Entwicklung der Staatenwelt im ägäischen Raum (ca. 1000–700 v.Chr.)*, in: E. Wirbelauer (Hg.), *Oldenbourg Geschichte Lehrbuch: Antike*, München 2003, im Druck.
- <sup>13</sup> Vgl. zuletzt E. Wirbelauer, *Eine Frage von Telekommunikation? Die Griechen und ihre Schrift im 9.–7. Jahrhundert v.Chr.*, in: Rollinger/Ulf (wie Anm. 10). Burkert (wie Anm. 11) 88–127.
- <sup>14</sup> Rollinger (wie Anm. 2).

Erzähltechniken,<sup>16</sup> Religion und Magie,<sup>17</sup> Wissenskultur<sup>18</sup> und Gestaltungselemente der politischen Kultur<sup>19</sup> sowie ein breiter Fundus der materiellen Hinterlassenschaft, der von der Kleinkunst bis zur Großarchitektur reicht.<sup>20</sup> Hier wird ein zentraler Problemkreis erkennbar, der sich unmittelbar an die Kontinuitätsproblematik anschließt. Er umfaßt die Frage der konkret faßbaren Kulturkontakte, der Wege des Kulturtransfers, jener Verbindungslinien, über die wir uns den regen kulturellen Austausch in der Zeit des 8. und 7. Jahrhunderts v. Chr. vorstellen dürfen.

## **2. Die Wege des Kulturtransfers**

Die Dichte der kulturellen Impulse, die im 8. und 7. Jahrhundert auf die Welt der Ägäis eingewirkt haben, läßt uns nach den konkreten Übertragungszonen fragen, wobei neben Anatolien der weite Kreis der Levante ins Blickfeld tritt. Hier zeigen sich Verbindungen zur aktuellen Forschungskontroverse. Einmal mehr hat Peter Högemann, aufbauend auf den Arbeiten Frank Starkes, eine hitzige Diskussion durch die «Aufwertung des anatolischen Standpunktes» angefacht.<sup>21</sup> Seine Kernthese lautet: «Nur in Anatolien standen die Griechen in direktem, brei-

<sup>16</sup> M. Reichel, Retardationstechniken in der Ilias, in: W. Kullmann/M. Reichel (Hg.), *Der Übergang von der Mündlichkeit zur Literatur bei den Griechen*, Tübingen 1990, 125–152. M. Reichel, Grätzistische Bemerkungen zur Struktur des Gilgamesch-Epos, in: B. Brogyanyi/R. Lipp (Hg.), *Historical Philology and Romance. Papers in Honor of O. Szemerényi*, Amsterdam 1992, 187–208.

<sup>17</sup> Burkert (wie Anm. 11) 41–87.

<sup>18</sup> J. N. Lawson, Mesopotamian Precursors to the Stoic Concept of Logos, in: Whiting (wie Anm. 12) 69–91. B. Patzek, Griechischer Logos und das intellektuelle Handwerk des Vorderen Orients, in: Rollinger/Ulf (wie Anm. 10).

<sup>19</sup> R. Rollinger, Die Verschriftlichung von Normen: Einflüsse und Elemente orientalischer Kulturtechnik in den homerischen Epen, dargestellt am Beispiel des Vertragswesens, in: Rollinger/Ulf (wie Anm. 10).

<sup>20</sup> H. Matthäus, Zur Rezeption orientalischer Kunst-, Kultur- und Lebensformen in Griechenland, in: K. Raablaub (Hg.), *Anfänge politischen Denkens in der Antike: Die nahöstlichen Kulturen und die Griechen* (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 24) München 1993, 165–186. P. Haider, Kontakte zwischen Griechen und Ägyptern und ihre Auswirkungen auf die archaisch-griechische Welt, in: Rollinger/Ulf (wie Anm. 10).

<sup>21</sup> Wenn Högemann (wie Anm. 3, StTr) 184, seine Position dadurch charakterisiert, daß er für die «Aufwertung eines Standpunktes» eintrete, «der, kurz gesagt, darin besteht, die Ilias nicht nur von Mykene, sondern einmal auch von dem wohl luwisch besiedelten Troia in Anatolien aus in den Blick zu nehmen», so bewertet er gleich zu Beginn zwei Alternativen eines wissenschaftlichen Zugangs

tem und dauerhaftem Kontakt mit orientalischen Hochkulturen».<sup>22</sup> Die Phöniker werden als «Transmissionsriemen für Orientalia»<sup>23</sup> ausgeschieden, ja die Luwier werden selbst zu Vermittlern des phönischen Alphabets nach Westen, wo ein des Luwischen kundiger Dichter Homer ein in weiten Teilen anatolisches Literaturwerk schafft.<sup>24</sup> Anatolien, das «Land der Straßen und Brücken schlechthin», gilt als zentrale Vermittlungsszone orientalischen Kulturgutes, der Seeweg war «ohne größere Bedeutung».<sup>25</sup>

Werfen wir erneut einen Blick auf die greifbaren Quellen. Ist die archäologische Hinterlassenschaft, sei es nun aus der Ägäis stammendes Fundgut im Vorderen Orient,<sup>26</sup> seien es Orientalia in der ägäischen Welt<sup>27</sup> – was die Ebenen des Kontakts betrifft, die Frage des Bezugs von

in einer Ausschließlichkeit, die aufmerken lässt. Eine über Anatolien hinausgehende Welt der Levante scheint von vornherein ausgeschlossen!

<sup>22</sup> Högemann (wie Anm. 3, StTr) 185.

<sup>23</sup> Högemann (wie Anm. 3, StTr) 190.

<sup>24</sup> Högemann (wie Anm. 3, StTr) 189–191. Etwas abgeschwächt Högemann (wie Anm. 3, Klio) 24–31.

<sup>25</sup> Högemann (wie Anm. 3, Klio) 26f.

<sup>26</sup> Vgl. dazu zuletzt W.-D. Niemeier, Archaic Greeks in the Orient: Textual and Archaeological Evidence, in: BASOR 322 (2001) 11–32. Die von Niemeier angeführten Textbelege sind ergänzungsbefürftig.

<sup>27</sup> Vgl. etwa O. W. Muscarella, Near Eastern Bronzes in the West, in: S. Doeringer/D. G. Mitten/A. Steinberg (Hg.), Art and Technology, Cambridge, Mass. 1970, 109–128. O. W. Muscarella, The Archaeological Evidence for Relations between Greece and Iran in the First Millennium BC, in: JANES 9 (1977) 31–48. O. W. Muscarella, Rezension, *Gnomon* 53 (1981) 46–54. O. W. Muscarella, Greek and Oriental Cauldron Attachments, in: G. Kopcke/I. Tokumaru (Hg.), Greece between East and West: 10<sup>th</sup>–8<sup>th</sup> centuries BC. Papers of the Meeting at the Institute of Fine Arts, New York University, March 15<sup>th</sup>–16<sup>th</sup>, 1990, Mainz 1992, 16–45. H. Kyrieleis, Babylonische Bronzen im Heraion von Samos, in: JDI 94 (1979) 32–48. H. Kyrieleis/W. Röllig, Ein altorientalischer Pferdeschmuck aus dem Heraion von Samos, in: AM 103 (1988) 37–75. I. Eph'al/J. Naveh, Hazael's Booty Inscription, in: IEJ 39 (1989) 192–200. F. Bron/A. Lemaire, Les inscriptions Araméennes de Hazael, in: RA 83 (1989) 35–44. I. Kilian-Dirlmeier, Fremde Weihungen in griechischen Heiligtümern vom 8. bis zum Beginn des 7. Jhs., in: JRGZM 32 (1985) 215–254. Matthäus (wie Anm. 20). E. Guralnick, Greece and the Near East: Art and Archaeology, in: R. F. Sutton (Hg.), Daidalikon. Studies in Memory of Raymond V. Schoder, S.J., Wauconda/Illinois 1989, 151–176. E. Guralnick, East to West: Near Eastern Artifacts from Greek Sites, in: D. Charpin/F. Joannès (Hg.), La Circulation des biens, des personnes et des idées dans le Proche-Orient Ancien (CRRA 38) Paris 1992, 327–340. J. Curtis, Mesopotamien Bronzes from Greek Sites, in: Iraq 56 (1994) 1–25. U. Seidl, Orientalische Bleche in Olympia, in: ZA 89 (1999) 269–282.

Handelsware, Händler und Herkunftsgebiet, die Funktionalität von «Niederlassungen» in der Fremde, die die Interpretationspole «Koloni» – «Handelsstützpunkt» – «Söldnerlager» umfaßt, um nur einige Diskussionsfelder anzuschneiden<sup>28</sup> –, mehrdeutig,<sup>29</sup> so vermitteln schriftliche Quellen im Gegensatz dazu deutlichere Einblicke. Tatsächlich sind wir über die seit dem 8. Jahrhundert intensivierten Kontakte zwischen der griechischen Welt und jener der Levante relativ gut durch altorientalisches Quellenmaterial unterrichtet.<sup>30</sup> So ist in Keilschrifttexten von der Regierungszeit des assyrischen Königs Tiglatpilesar III. (744–727) bis zu jener seines Nachfolgers Asarhaddon (690–669) sowohl ein Ethnonym Iamnaja wie auch ein Toponym Iaman bezeugt.<sup>31</sup> Beide Bezeichnungen stehen in Beziehung zur der in griechischem Kontext erstmals bei Homer (Il. 13,685 bzw. Hom. hymn. 3,143–148) greifbaren Nennung *Iaones* (entstanden aus *IaFones*) aus der sich in der Folge die «Ionier» und die damit verbundenen Identitäten entwickeln.<sup>32</sup> Die als Iamnaja bezeichneten Personengruppen dürfen jedoch keineswegs mit diesen späteren Ioniern gleichgesetzt werden, da damit gerechnet werden muß, daß sich dahinter auch Nichtgriechen verbergen. Im Großen und Ganzen dürfen damit jedoch Menschen klassifiziert worden sein, die weit aus dem Westen stammen und in der ägäischen Welt zu lokalisieren sind.<sup>33</sup> Es handelt sich demnach um «Griechen» im weiteren Sinne, weshalb den altorientalischen Quellenzeugnissen auch ein gewichtiger Stellenwert für die Charakterisierung des ägäisch-levantinischen Kulturkontakte zukommt. Betrachten wir nun die einzelnen Textzeugnisse der Reihe nach.<sup>34</sup>

28 Siehe Rollinger (wie Anm. 12, Melammu 2) 233–235, 248–253.

29 Vgl. etwa J. K. Papadopoulos, Phantom Euboeans, in: Journal of Mediterranean Archaeology 10 (1996) 191–206.

30 Das gesamte Textmaterial findet sich bei Rollinger (wie Anm. 12, Melammu 2) 235–247.

31 Zur Lautgestalt vgl. R. Rollinger, Zur Bezeichnung von «Griechen» in Keilschrifttexten, in: Revue d'Assyriologie 91 (1997 [99]) 167–172.

32 Vgl. dazu Ch. Ulf, Griechische Ethnogenese versus Wanderungen von Stämmen und Stammstaaten, in: Ulf (wie Anm. 2) 240–280, hier 250f. Siehe ferner J. M. Hall, Ethnic Identity in Greek Antiquity, Cambridge 1997.

33 Vgl. dazu Rollinger (wie Anm. 12, Melammu 2) 236.

34 Da es bis heute keine deutschsprachige Zusammenschau aller einschlägigen altorientalischen Textzeugnisse gibt, die den neuesten Forschungsstand berücksichtigt, werden an dieser Stelle alle relevanten Texte etwas ausführlicher vorgestellt. Vgl. dazu grundsätzlich Rollinger (wie Anm. 12, Melammu 2).

Der älteste Beleg stammt aus der Zeit um 730 v. Chr. und findet sich in einem Brief eines assyrischen Beamten an König Tiglatpilesar III. Dieser Beamte, der im Bereich um Tyros stationiert war, sah sich unverzagt mit einer Attacke der ‹Ionier› konfrontiert, worüber er seinem Herrn getreulich berichtet:<sup>35</sup>

*Die ‹Ionier› sind aufgetaucht. Bei der Stadt Samsimuruna haben sie ein Gefecht geliefert, bei der Stadt Harisu, und bei der Stadt [...]. Ein Berittener kam nach Danabu (um mir alles mitzuteilen). Ich sammelte die regulären Truppen und Dienstverpflichteten und verfolgte sie. Gar nichts haben sie (die ‹Ionier›) mitgenommen. Sobald sie (nämlich) meine Soldaten sahen, suchten sie auf ihren Booten das Weite, (und) sie verschwanden in der Mitte des Meeres.*

Der Text setzt die ‹Ionier› bereits als eine bekannte Größe voraus, mit der man offenkundig schon vor geraumer Zeit in Berührung gekommen war. Sie treten nicht als geschlossene politische Macht mit territorialen Ansprüchen auf, sondern werden als Unruhefaktor präsentiert. Ihr Interesse scheint vor allem im Rauben und Plündern bestanden zu haben. Ihr Vorteil ist die Schnelligkeit. Die Auseinandersetzung mit der assyrischen Armee wird tunlichst vermieden. Rasches Beutemachen und schneller Abzug kennzeichnen ihre Taktik. Sie fallen keineswegs über den anatolischen Landweg in den Raum um Sidon und Tyros ein, sondern sind mit Schiffen unterwegs, die sie als kundige Seefahrer ausweisen. Worin ihre Beute bestanden hat, wird nicht gesagt, doch darf angenommen werden, daß sie mitnahmen, was sie in die Finger bekommen konnten. Dazu zählten neben Gütern wohl auch Menschen (Sklaven).

Eine erstaunliche Parallele zu dem eben vorgeführten assyrischen Brief findet sich in der Odyssee, wo die als besonders rudertüchtig geltenden und als Menschenhändler verschrienen Taphier in einem ähnlichen Kontext auftreten. Dort berichtet die aus Sidon stammende Amme des Eumaios von ihrer Verschleppung durch die Taphier:

*Aber die Taphier griffen mich auf, diese Räuber; ich ging da/ Eben vom Acker nachhause; sie brachten mich weg und verkauften/ Hier mich ins Haus dieses Mannes; der gab einen achtbaren Kaufpreis (Od. 15,427–429, nach Weiher).<sup>36</sup>*

<sup>35</sup> Vgl. dazu Rollinger (wie Anm. 12, Melammu 2) 237–239.

<sup>36</sup> Vgl. zu den Taphiern ferner Od. 1,181–184, 419; 14, 452; 16, 426.

Die Motivation für ein solches Verhalten war freilich nicht nur Beutegier und Profitstreben, sondern vielfach auch ökonomischer Zwang. Dies macht der als Bettler verkleidete Odysseus an einer anderen Stelle dem Schweinehirten Eumaios deutlich:

*Freilich der Magen! Er drängt und es kann ihm doch keiner verbergen,/ Diesen verwünschten, der so viele Übel den Menschen verursacht./ Er ist schuld, daß sie Schiffe mit trefflichen Ruderbänken/ rüsten aufs ruhelose Meer und Unheil bringen den Feinden (Od. 17, 286–289, nach Weiber).*

Auch sonst zeigt gerade die Odyssee reiche Kenntnis des levantinischen Raumes.<sup>37</sup> Phönizien, Zypern und Ägypten sind bekannte Größen, und es ist jeweils der Seeweg, der zu ihnen führt und niemals die Route durch Anatolien. Wie weit sich dabei die Aussagen der Odyssee mit jenen der assyrischen Quellen decken, ist frappierend. Denn auch dort ist es keineswegs nur die Gegend um Tyros, die von den ‹ionischen› Seeräubern bedroht wird, sondern die gesamte Küstenzone, die von Kilikien (das die Assyrer Que nannten) über Syrien (assyrisch Hatti) bis an die ägyptische Grenze reicht. Dieser Sachverhalt wird in den Berichten späterer assyrischer Könige evident. Allerdings findet die Auseinandersetzung mit den ‹Ioniern› nun direkten Eingang in die königlichen Inschriften. So berichtet Sargon II. (721–705 v. Chr.) in seinen Annalen, die sich in seiner Residenz Dur-Šarrukin/Khorsabad fanden, unter anderem folgendes:

*[Um die ‹Ionier› zu unterwerfen, deren Wohnsitze] mitten [im] Meer liegen, die seit fernster [Vergangenheit] die Einwohner [der Stadt] Tyros (und) [des Landes] Que töteten und den Handelsverkehr unterbrachen, fuhr ich [mit Schiffen des Landes] Hatti gegen sie aufs Meer hinaus und streckte sie (allesamt), klein und groß, mit der Waffe nieder (Khorsabad Annalen Z. 117–119).<sup>38</sup>*

Ähnliche Aussagen finden sich auch noch in anderen Inschriften Sargons. So heißt es etwa in der Zylinderinschrift aus Khorsabad:

<sup>37</sup> C. Dougherty, Raft of Odysseus. The Ethnographic Imagination of Homer's Odyssey, Oxford 2001.

<sup>38</sup> Nach A. Fuchs, Die Inschriften Sargons II. aus Khorsabad. Göttingen 1994, 319f., 109 (Transliteration). Vgl. dazu Rollinger (wie Anm. 12, Melammu 2) 240. Schattierte Schriftsetzung gibt Unsicherheiten in der Lesung wieder.

(Sargon), der Schlachterprobte, der mitten im Meer wie ein Fischer die ‹Ionier› wie Fische fing und so dem Land Que und der Stadt Tyros Ruhe verschaffte (Z. 21).<sup>39</sup>

Auch für Sargons Nachfolger, Sanherib (704–681) und Asarhaddon (680–669) sind ähnlich gelagerte Nachrichten überliefert. Während für Sanheribs Kampagne nach Kilikien diesbezüglich Informationen aus der klassischen Überlieferung durch das Zeugnis des Berossos vorliegen,<sup>40</sup> besitzen wir für Asarhaddon wiederum eine Notiz aus dem königlichen Inschriftenmaterial. Einmal mehr erscheinen die ‹Ionier› als feindliche Kräfte am Rande des Reiches:

*Alle Könige, die mitten im Meere wohnen, von Kypros und ‹Ionien› bis nach Tarsis unterwarfen sich meinen Füßen. Ihren schweren Tribut nahm ich in Empfang.*<sup>41</sup>

Dieser relativ kontinuierliche Überlieferungsstrom aus dem Nahen Osten, der die Kontakte mit der griechischen Welt erkennen lässt, kann um zwei Zeugnisse aus der Zeit der zuletzt genannten beiden Könige erweitert werden. Beide Quellen bezeugen, daß ‹Ionier› nicht nur als Räuber und Piraten am Rande des Imperiums in Erscheinung traten, sondern auch weit ins Hinterland gelangten. In einer seiner Stierschriften erwähnt Sanherib ‹ionische› Kriegsgefangene. Erneut werden diese mit der Seefahrt in Verbindung gebracht, wußte doch selbst der assyrische König sowohl deren nautische Fähigkeiten als auch deren Qualitäten in der Schiffsbaukunst zu schätzen:

*‐Hethiter – Kriegsgefangene meines Bogens – siedelte ich in Ninive an. Kunstvoll bauten sie gewaltige Schiffe, Produkte ihres Landes. Seeleute – Tyrer, Sidonier und ‹Ionier› – meine eigenhändige Beute, ließ*

39 Nach Fuchs (wie Anm. 38) 290, 34 (Transliteration). Ähnlich: Zylinderinschrift aus Nimrud, Z. 19, bzw. weitere Inschriften aus Khorsabad: Kleine Prunkinschrift des Saales XIV, Z. 15. Schwelleninschrift Typ IV, Z. 34f. Inschrift auf den Stierkolosse Z. 25. Siehe dazu Rollinger (wie Anm. 12, Melammu 2) 239f.

40 Vgl. dazu G.B. Lanfranchi, The Ideological and Political Impact of the Neo-Assyrian Imperial Expansion on the Greek World in the 8<sup>th</sup> and 7<sup>th</sup> Centuries BC, in: Aro/Whiting (wie Anm. 11) 7–34, hier 24–31. Rollinger (wie Anm. 12, Melammu 2) 241f.

41 AsBbE 10f. nach R. Borger, Die Inschriften Asarhaddons Königs von Assyrien (AfO Beiheft 9) Wien 1956, 10f., 86. Vgl. dazu Rollinger (wie Anm. 12, Melammu 2) 243.

*ich den Befehl ausfassen: <In den Tigris mit ihnen (scil. den Schiffen)!,  
An die Flussefer, bis nach Opis ließ ich sie hinabgleiten.<sup>42</sup>*

Von Opis wurden die Schiffe über Land gebracht und in den Euphrat gesetzt, von wo sie flussabwärts in den Persischen Golf fuhren, um Sanheribs Kampagne gegen Elam zu unterstützen. Eine ähnliche Situation in einem ähnlichen Kontext zeigt ein Brief, den ein in Der, im babylonisch-elamischen Grenzgebiet, weilender Beamter an Asarhaddon schickt. Dort berichtet er von einer Gruppe von Personen, wahrscheinlich Deserteuren, die aufgegriffen wurden, und erkundigt sich, was er mit ihnen anfangen soll. Eine dieser Personen trägt den Namen Addikritušu – ein Name, hinter dem sich ein ‹Grieche› namens Antikritos verbirgt. Mit einiger Wahrscheinlichkeit stammt er aus Zypern, so daß auch er mit dem Schiff nach Syrien und von dort weiter ins Landesinnere gereist sein dürfte.<sup>43</sup>

Zwar besitzen wir für die Zeit nach Asarhaddon keine direkten Informationen mehr über die Beziehungen von ‹Griechen› mit dem assyrischen Imperium<sup>44</sup>, doch gilt dieses Schweigen der Quellen nicht für die allgemeinen Kontakte nach Westen.

Was nun die angebliche Landbrücke Anatolien anlangt, verfügen wir in diesem Zusammenhang über ein aufschlußreiches Quellenzeugnis. Dabei handelt es sich um den in zwei Rezensionen erhaltenen Bericht des Königs Assurbanipal (668–627) über dessen Beziehungen zu Gyges von Lydien. Prisma E schildert zunächst die Aufnahme der diplomatischen Beziehungen:

*... sein Bote [...] um sich nach meinem Wohlergehen zu erkundigen, näherte er sich dem Gebiet meines Landes. Die Einwohner meines Landes sahen ihn und sagten zu ihm: Wer bist du, Fremder, da doch*

42 T 29 (Hist., Bull 4) Z. 57–62. Siehe den translierierten Text bei D. D. Luckenbill, *The Annals of Sennacherib* (Oriental Institute Publications 2) Chicago 1924, 73, bzw. die Kollationen bei E. Frahm, Einleitung in die Sanherib-Inchriften (AfO Beiheft 26) Wien 1997, 117. Vgl. Rollinger (wie Anm. 35, Melammu 2) 242f.

43 Vgl. dazu R. Rollinger/M. Korenjak, Addikritušu: Ein namentlich genannter Grieche aus der Zeit Asarhaddons (680–669 v. Chr.). Überlegungen zu ABL 140, in: Altorientalische Forschungen 28 (2001) 372–384. Zu einem Griechen in der assyrischen Hauptstadt Ninive siehe Rollinger (wie Anm. 12, Melammu 2) 243.

44 J. Reade, More about Adiabene, in: Iraq 63 (2001) 187–199, hier 188–192 hat auf eine griechisches Graffito auf «Panel 5» im Raum R des Nordpalastes Assurbanipals hingewiesen: ΔΕΙΟΓΕΝΕΣ, das allerdings wohl ins 2. Jh. v. Chr. zu datieren ist.

*niemals ein von euch geschickter Gesandter sich auf den Weg begeben  
hat zu unserer Grenze? Nach Ninive, der Stadt meiner Herrschaft, [...] brachten sie ihn vor mich. Die Sprachen des Sonnenaufgangs und des Sonnenuntergangs, welche Assur mir übergeben hat – kein seiner Sprache Kundiger war vorhanden, seine Sprache war fremdartig, man versteht sein Sprechen nicht.<sup>45</sup>*

Der Text liefert für unser Thema wertvolle Informationen. Die geschilderten Sprachprobleme bezeugen keineswegs, wie dies fälschlicherweise angenommen wurde,<sup>46</sup> daß die Kontakte Assyriens nach Zentralanatolien marginal gewesen wären und diplomatische Beziehungen über große Distanzen aufgrund sprachlicher Schwierigkeiten eher die Ausnahme waren. Im Gegenteil! Liest man die Inschrift im Kontext ihres ideologischen Gehaltes und berücksichtigt dabei das notorische Bemühen der assyrischen Könige, ihre Vorgänger – auch in den geknüpften Außenbeziehungen – zu übertreffen,<sup>47</sup> so wird klar, daß Assurbanipal auf einen Umstand besonderen Wert legte: Er schildert einen diplomatischen Erstkontakt. Und wie hätte das literarisch besser ausgedrückt werden können, als durch die *anfänglichen* Sprachschwierigkeiten? Entscheidend ist, was in der Folge passiert. Die Sprachprobleme werden sofort behoben – wahrscheinlich durch einen Dolmetscher<sup>48</sup> – und ein regelmäßiger Kontakt wird aufgenommen. Unmittelbar nach der Entstehung Lydiens als politischer Größe wurden demnach die Beziehungen – auch über große Distanzen hinweg – geknüpft. Verständigungsschwierigkeiten gab es keine mehr.

<sup>45</sup> Prisma E, Stück 16, Z. 1–13: Übersetzung nach R. Borger, Beiträge zum Inschriftenwerk Assurbanipals. Die Prismenklassen A, B, C = K, D, E, F, G, H, und T sowie andere Inschriften, Wiesbaden 1996, 218 (Transliteration: ebenda, 182). Schattierte Schriftsetzung gibt Unsicherheiten in der Übersetzung wieder.

<sup>46</sup> Blum (wie Anm. 4, *Klio*) 282f. hat den Text diesbezüglich mißverstanden. Er stützt sich zudem auf antiquierte Übersetzungen. So sagt etwa der assyrische Text – keineswegs eine «Chronik», wie Blum meint – nirgends, daß der assyrische Gesandte «aus einer Gegend kam zu der noch nie ein Gesandter den Weg gemacht» hatte.

<sup>47</sup> Vgl. H. Tadmor, World Dominion: the Expanding Horizon of the Assyrian Empire, in: L. Milano/S. de Martino/F. M. Fales/G. B. Lanfranchi (Hg.), Landscapes. Territories, Frontiers and Horizons in the Ancient Near East. Part I: Invited Lectures (CRRAI 44 = HANE/Monographs III/1) Padua 1999, 55–62, hier 57.

<sup>48</sup> Stück 16, wird nach Z. 15 fragmentarisch. Über die nachfolgenden Beziehungen informieren aber ausführlich die Prismen B, C, F und A.

Daraus dürfen wir einen wichtigen Schluß ziehen: Große Distanzen waren prinzipiell kein Hindernis für Kulturkontakte. Und: Sprachprobleme spielten eine untergeordnete Rolle. Sprachbarrieren waren schnell überwunden. Für die polyglotten Verhältnisse der damaligen Zeit hat Frank Starke ein eindrucksvolles Beispiel vorgelegt, das die hier angestellten Überlegungen weiter bekräftigt.<sup>49</sup>

Dabei handelt es sich um zwei hieroglyphen-luwische Inschriften des 8. Jahrhunderts v. Chr., die aus Karkemiš stammen und autobiographische Nachrichten des Prinzenerziehers Iariri enthalten. Während Iariri in der ersten Inschrift seine weitreichenden Beziehungen dokumentiert, hält er in der zweiten seine umfassenden Sprach- und Schriftkenntnisse fest:

*Meinen Namen aber hatten die Götter die Grenze überschreiten lassen, und man hörte ihn von mir einerseits in Ägypten, andererseits hörte man ihn in Urartu, andererseits hörte man (ihn) auf Lydisch, auf Phrygisch und auf Phönizisch, doch ließ ich (meine) Untergebenen ihm zusätzlich bei jedem König angenehm machen.<sup>50</sup>*

Und in der zweiten Inschrift heißt es:

*Ich konnte in 4 Schriften schreiben, und zwar] in der städtischen Schrift, in der phönizischen Schrift, in der assyrischen Schrift und in der aramäischen Schrift. Auch konnte (wörtl.: wußte) ich 12 Sprachen: Anlässlich von Reiseunternehmungen hatte mir mein Herr wegen der (erforderlichen) Sprachen(kenntnisse) den Sohn eines jeden Landes zur Verfügung gestellt, und er lehrte mich alle (sprachliche) Gewandtheit.<sup>51</sup>*

Auch wenn die Texte nach wie vor partiell sprachliche Schwierigkeiten bieten, die Identifizierung einzelner Schriften und Sprachen – die durchaus auch Dialekte sein können – mit Unsicherheiten behaftet ist und Iariri seine Fähigkeiten teilweise prahlerisch überhöht haben mag,<sup>52</sup> so ergibt sich doch ein stimmiges Gesamtbild. Angesprochen

49 F. Starke, Sprachen und Schriften in Karkamis, in: B. Pongratz-Leisten/H. Kühne/P. Xella (Hg.), *Ana șadî Labnani lü allik. Beiträge zu altorientalischen und mittelmeerischen Kulturen. Festschrift für Wolfgang Röllig (AOAT 247)* Neukirchen/Vluyn 1997, 381–395.

50 Karkamis A 6, 2–3 nach Starke (wie Anm. 49) 382 (Schattiertsetzungen R.R. – sie geben Unsicherheiten in der Übersetzung an).

51 Karkamis A 15b, 4 nach Starke (wie Anm. 49) 382f. Zur Schattiertsetzung vgl. die vorhergehende Anm.

werden weitreichende diplomatische Beziehungen, die vom zentralen Anatolien über Syrien bis nach Ägypten reichen. Sie werden selbstbewußt von einem Mitglied des königlichen Hofes präsentiert, der als ‹Diplomat› weitreichende Beziehungen pflegte und für den Sprach- und Kulturgrenzen keine Barrieren darstellten.<sup>53</sup> Iariri war gewiß keine Ausnahmeerscheinung. Wir erkennen vielmehr eine polyglotte Welt,<sup>54</sup> wie wir sie auch aus anderen, wenn auch nicht derart prägnanten Textzeugnissen kennen.<sup>55</sup> Daß der Blick Iariris nicht weiter nach

<sup>52</sup> So neige ich dazu, die Zahl 12 für «rund» zu halten. Starke (wie Anm. 48) 387 lehnt dies entschieden ab.

<sup>53</sup> In diesem Sinne scheint mir die Kritik Blums (wie Anm. 4, *Klio* 28ff. an Starke überzogen). Iariris geographischer Horizont ist alles andere als «beschränkt», wie auch nicht einsichtig ist, wieso er ein singuläres Phänomen darstellen sollte. Singulär ist, daß ein ‹Diplomat› eine Inschrift setzt und über seine Tätigkeiten berichtet. Überspitzt ist auch die Kritik an Iariris allfälligen Sprachkenntnissen. Selbst wenn er sich an den Orten, in denen man «seinen Namen hörte» nicht selbst kraft eigener Sprachgewandtheit verständigen konnte, der Befund bleibt derselbe: Die Verständigung war ohne weiteres möglich – ob über einen Dolmetscher oder nicht, ist sekundär.

<sup>54</sup> Man vgl. etwa auch die Verhältnisse in Zincirli/Şam'al, wo uns eine aramäisch-phönizisch-luwische Mischkultur entgegentritt. Einige Herrscher tragen luwische Namen (Kilamuwa, Qarli, Panamuwa), andere einen altaramäischen (Bar-Sûr, Bar-Rakkâb), manche vielleicht sogar einen altarabischen (Hayyân, Gabbâr, Bânihu). Sie setzen Inschriften zunächst auf Phönizisch, dann im aramäischen Lokaldialekt von Şam'al, und schließlich auf Altaramäisch. Auch hieroglyphen-luwische Inschriften sind aus dem Staatsgebiet bezeugt (Karaburçlu). Paradigmatisch zeigt sich dies etwa im Fall des Kilamuwa, der einen luwischen Namen trägt und vielleicht eine luwische Mutter hat. Er setzt die älteste Inschrift aus Şam'al auf Phönizisch, sein Vater Hayyân sowie sein (Halb-)Bruder Sa'il tragen semitische Namen. Vgl. zu all dem E. Lipiński, *The Aramaeans. Their Ancient History, Culture, Religion* (OLA 100) Leuven/Paris/Sterling 2000, 233–247. Zu den Inschriften J. Tropper, *Die Inschriften von Zincirli. Neue Edition und vergleichende Grammatik des phönizischen, sam'алиchen und aramäischen Textcorpus* (Abhandlungen zur Literatur Alt-Syrien-Palästinas 6) Münster 1993.

Ein ähnliches Bild sprachlicher Vernetzung vermitteln die Bilingue von Tell Fa-hariya (assyrisch-aramäisch) bzw. die Trilingue von Arslan-Taş (assyrisch-aramäisch-luwisch). Vgl. zu beiden Texten Lipiński, ebenda, 128f. bzw. 185f. mit weiterführender Literatur. Zu ersterem siehe auch W. C. Delsman, TUAT I (1982–85) 634–637. Grundsätzlich zur Bedeutung des Aramäischen F. M. Fales, *The Use and Function of Aramaic Tablets*, in: G. Bunnens (Hg.), *Essays on Syria in the Iron Age* (Ancient Near Eastern Studies, Supplement 7) Louvain/Paris/Sterling, Verginia 2000, 89–124.

<sup>55</sup> Vgl. J. C. Greenfield, *Of Scribes, Scripts and Languages*, in: C. Baurain/C. Bonnet/V. Krings (Hg.), *Phoinikeia Grammata. Lire et écrire en Méditerranée. Actes du colloque de Liège, 15–18 novembre 1989* (Collection d'Etudes Classiques 6) Namur 1991, 173–185.

Westen und Osten ausschweift, hängt allein mit der politischen Perspektive des Textes zusammen. Er dokumentiert die diplomatischen Beziehungen von Karkemiš. Andere ‹Staaten› hatten gewiß einen anderen Radius.<sup>56</sup> Handels- und Wirtschaftskontakte stehen überhaupt auf einem anderen Blatt. Doch grundlegend bleibt: Sprachgrenzen bildeten kein Hindernis für raumübergreifende Außenbeziehungen.

Wie wir gesehen haben, standen auch die Griechen mit dieser Welt in Kontakt, und es sind wieder die Taphier, die in der Odyssee mit einer vielsprachigen Welt in Berührung kamen. Diesmal ist es Athene, die in Gestalt des Taphiers Mentes zu Telemachos spricht:

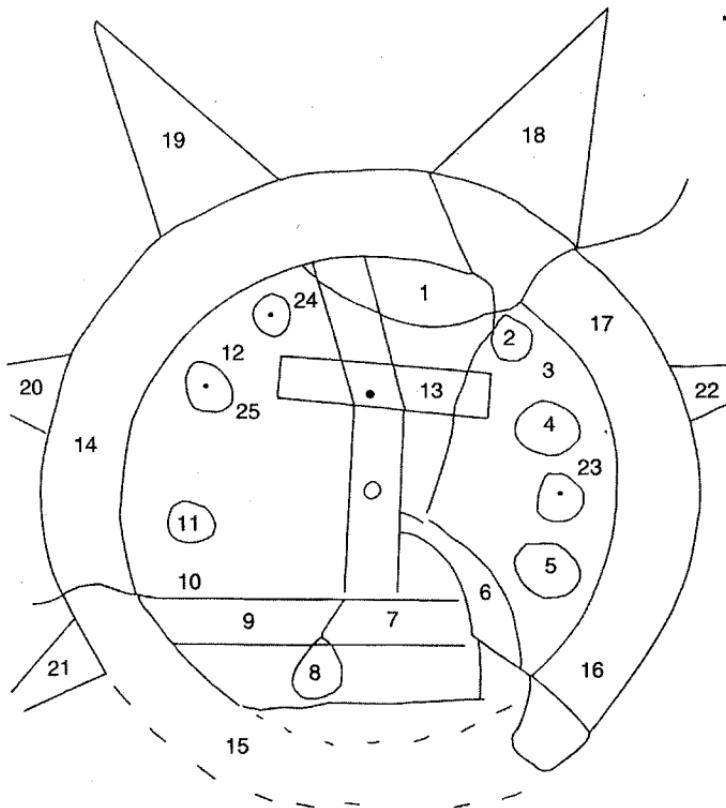
*Mentes, den Sohn des klugen Anchialos, nenn ich mich rühmend./ Herrscher bin ich der Taphier, jener Freunde der Ruder./ Jetzt bin zu Schiff ich soeben gekommen; ich fuhr mit Gefährten/ Fort auf dem weinroten Meer zu Menschen mit anderen Sprachen* (Od. 1,180–184, nach Weiber).

Unterschiedliche Sprachen standen also den Kontakten in keiner Weise im Weg. Doch was bedeutet dies für unsere zentrale Frage, nämlich welche Rolle Anatolien und damit der Landweg als Bindeglied zwischen Ost und West spielten? Die Überwindung von Sprachgrenzen weist uns auf die prinzipiellen Möglichkeiten. Über die Austauschrouten ist damit noch nichts gesagt. Kehren wir zurück zu Assurbanipal und dessen diplomatischen Beziehungen zu Gyges. Wenn der assyrische König mit Gyges jenseits aller Sprachgrenzen diplomatischen Umgang pflegte, so bleibt immer noch die zentrale Frage, auf welchen Routen dieser diplomatische Verkehr erfolgte. Darüber gibt uns die in den Prismen B, C, F und A greifbare Rezension Auskunft, die die wechselhaften Beziehungen bis zu ihrem Abbruch und ihrer Wiederaufnahme durch den Sohn des Gyges schildert. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, wie im Kontext des Erstkontaktees Gyges und sein bis dahin unbekanntes Land im assyrischen Text vorgestellt werden:

*Gyges, König von Lydien, einem Gebiet an der anderen Seite des Meeres, einem fernen Ort, dessen Namensnennung die Könige, meine Väter, nicht gehört haben.<sup>57</sup>*

<sup>56</sup> Vgl. etwa den bei Assurbanipal, Prisma A II 111–125, thematisierten ‹diplomatischen Verkehr› zwischen Gyges von Lydien und Psammetich von Ägypten: Borger (wie Anm. 45) 219.

<sup>57</sup> Prisma B II 93f. Übersetzung nach Borger (wie Anm. 45) 218 (Transliteration: ebenda, 30).



Die Babylonische Weltkarte [nach Horowitz (wie Anm. 59), 21] mit Weltscheibe und Ringstrom (14–17). Die segmentierten Dreiecke (18–22) jenseits davon geben die *nagû* an. Ferner: 1–Gebirge, 2–Stadt, 3–Urartu, 4–Assyrien, 5–Der, 6–[Beischrift fragmentarisch], 7–Sumpf, 8–Susa, 9–Kanal, 10–Bit Iakin, 11–Stadt, 12–Habban, 13–Babylon, 23–25–[ohne Beischriften]

Lydien erscheint nicht nur pauschal als ferner Ort, sondern es wird auch in das geographische Weltbild eingeordnet. Wenn es nun als ein «Gebiet» (*nagû*) charakterisiert wird, das «an der anderen Seite des Meeres» (*ša ina nēberti tāmti*) liegt, so ist dies nicht nur ein Hinweis auf eben dieses Weltbild,<sup>58</sup> sondern spiegelt darüber hinaus die realweltliche «Streckenverbindung» zwischen den beiden Mächten wider.

<sup>58</sup> Etwas zu einseitig wird dieser Aspekt von A. Kuhrt, «Greeks» and «Greece» in Mesopotamian and Persian Perspectives (J. L. Myres Memorial Lectures XXI) Oxford 2002, 18, betont.

Lydiens verkehrsgeographische Anbindung an den syrisch-mesopotamischen Raum erfolgte demnach keineswegs über die Landroute, sondern über den Seeweg! Auch wenn wir die genaue Route nicht nachzeichnen können – sie mag von den syrisch-palästinischen Häfen ihren Ausgang genommen und von dort übers Meer nach Kilikien, Pamphylien, Lykien oder gar Ionien gegangen sein, von wo aus erst der Landweg beschritten wurde – so kommt dieser Beobachtung eine zentrale Rolle für die Beurteilung Anatoliens als möglicher Landbrücke zu. Dieses Bild wird durch die Beobachtung abgerundet, daß wir die von Assurbanipal für Lydien gewählte Territorialbezeichnung, nämlich *naganû*, in der «Babylonischen Weltkarte» für jene Regionen wiederfinden, die jenseits des die Weltenscheibe umgebenden Ringstromes liegen.<sup>59</sup> Lydien mag sich aus der Sicht des Zweistromlandes gar als weit entfernte Insel präsentiert haben!<sup>60</sup>

Wir dürfen folgendes Ergebnis formulieren. Die eisenzeitlichen Kontakte zwischen der Welt der Ägäis und jener des Nahen Ostens sind seit dem 8. Jahrhundert v. Chr. relativ gut dokumentiert. Dabei spielt die Verbindung über den Seeweg die entscheidende Rolle. Die angebliche Landroute über Anatolien wird in den Quellen nirgends erkennbar. Ja selbst für die Beziehungen zwischen Syrien und dem zentral- und westanatolischen Raum scheint es keine attraktiven Alternativen zur Seeroute gegeben zu haben.<sup>61</sup> Anatolien als das «Land der Straßen und Brücken» ist für diese Zeit nicht nachweisbar!<sup>62</sup>

59 W. Horowitz, Mesopotamian Cosmic Geography (Mesopotamian Civilizations 8) Winona Lake, Indiana 1998, 20–42, besonders 30–33.

60 So Horowitz (wie Anm. 59) 31f.

61 Dies heißt nicht, daß die Landroute nicht doch auch in begrenztem Maße – vor allem im regionalen Bereich – eine Rolle spielte. Nur tritt sie gegenüber der Seeroute deutlich in den Hintergrund. Man beachte dazu etwa die Überlegungen von B. Watson-Treumann, Beyond the Cedars of Lebanon. Phoenician Timber Merchants and Trees from the ‘Black Mountain’, in: Welt des Orients 31 (2000/2001) 75–83, die das Vorstoßen der nach Schiffshölzern suchenden Phönizier nach Anatolien untersucht. Auch wissen wir nicht, auf welchem Weg das phönizische Alphabet nach Anatolien gelangte. Immerhin ist der bis heute bekannte westlichste Vertreter in Lykien zu lokalisieren (Çebel Ires Dağı bei Alanya). Vgl. dazu Rollinger (wie Anm. 2) 207f. W. Röllig, Asia Minor as a Bridge between East and West: The Role of the Phoenicians and the Aramaeans in the Transfer of Culture, in: Kopcke/Tokumaru (wie Anm. 27) 93–102, hier 98. Genau in diese Zone begibt sich Bellerophontes mit dem Proitos-Brief in der einzigen Stelle der Ilias, die implizit auf die Kenntnis der Schrift verweist (Il. 6, 156ff.). Der Dichter verrät zwar nicht, wie der Held von Tiryns nach Lykien gelangt, doch hat er gewiß die Seeroute im Auge. Jedenfalls impliziert die Geschichte die Lesbarkeit des Schriftstücks – ganz gleich, ob es sich der Dichter in

Demnach darf für die homerische Zeit die Levante als jene zentrale Zone betrachtet werden, in der der Großteil der Kontakte erfolgte. Daß auch mit der Anwesenheit von ‹Orientalen› im griechischen Raum zu rechnen ist, braucht nicht eigens erwähnt zu werden.<sup>63</sup> Eine gewichtige Rolle scheinen darüber hinaus auch die ‹kolonialen› Kontaktzonen des westlichen Mittelmeerraumes gespielt zu haben, wo Händler, Abenteurer und Kolonisten aus vieler Herren Länder aufeinander trafen.<sup>64</sup> Dabei zeigt sich ein letzter, aber wesentlicher Problem-

griechischen Buchstaben geschrieben vorgestellt haben mag oder nicht – sowohl in Hellas als auch in Lykien. Vgl. dazu W. Kullmann, Homer und Kleinasien, in: J. N. Kazazis/A. Rengakos (Hg.), *Euphrosyne. Studies in Ancient Epic and its Legacy in Honor of Dimitris N. Marinotis*, Stuttgart 1999, 189–201, hier 198f.

- 62 Man vgl. dazu auch die abschließenden Überlegungen von Blum (wie Anm. 4, *Klio*) 309–312, der vermutet «daß der kleinasiatische Binnenverkehr bis weit in die hellenistische Zeit hinein ... keinen übermäßig großen Umfang besaß» (S. 310). Mir scheint es jedoch wahrscheinlicher, gewisse Veränderungen früher anzusetzen. Spätestens mit der durch Herodot bezeugten persischen Königsstraße durch Anatolien wurde der Landweg wohl erheblich aufgewertet. Vgl. zuletzt D. French, *Pre- and Early-Roman Roads of Asia Minor. The Persian Royal Road*, in: *Iran* 36 (1999) 15–43. Diese Entwicklungen reichen aber vielleicht noch etwas weiter zurück. Während das in den assyrischen Quellen bezeugte, nördlich von Kilikien liegende Land Tabal wohl vor allem noch im Kontext eines vornehmlich regional orientierten Binnenhandels zu sehen ist (S. Aro, *Tabal. Zur Geschichte und materiellen Kultur des zentralanatolischen Hochplateaus von 1200 bis 600 v. Chr.*, Helsinki 1998, 270f., 288–296), mag mit der Ausbildung des lydischen Reiches nach Gyges auch eine Steigerung der Bedeutung der Landroute von Westanatolien über Kilikien nach Syrien einhergegangen sein. Vgl. dazu J. M. Balcer, *Herodotus, the ‹Early State›, and Lydia*, in: *Historia* 43/2 (1994) 246–249. G. B. Lanfranchi, *Dinastie e tradizioni regie d'Anatolia: Frigia, Cimmeri e Lidia nelle fonti neo-assire e nell'ottica erodotea*, in: A. Aloni/L. de Finis (Hg.), *Dall'Indo a Thule: i Greci, i Romani, gli altri*, Trient 1996, 89–111, hier 107. Die medische Präsenz spielte in diesem Zusammenhang wohl keine Rolle. Siehe dazu R. Rollinger, *The Western Expansion of the Median Empire: A Re-Examination*, in: G. Lanfranchi/M. Roaf/R. Rollinger (Hg.), *Continuity of Empire. Assyria, Media, Persia. Proceedings of the International Meeting in Padua, 26<sup>th</sup>–28<sup>th</sup> April 2001 (HANE)*, Padua 2003, im Druck.
- 63 Vgl. dazu etwa Rollinger (wie Anm. 2) 202–210. C. Bonnet, *Monde égéen*, in: V. Krings (Hg.), *La civilisation phénicienne et punique* (Handbuch der Orientalistik, Erste Abteilung, Zwanzigster Band) Leiden/New York/Köln 1995, 646–662.
- 64 Vgl. dazu etwa H. G. Niemeyer, *Gedanken zu Bild und Abbild im Grabkult der phönizischen und punischen Welt*, in: Prayon/Röllig (wie Anm. 9) 323–331, hier 323f. H. G. Niemeyer, *Die Punier auf der Iberischen Halbinsel. Bemerkungen zum archäologischen Befund*, in: T. Ulbert (Hg.), *Hispania Antiqua*. Mainz

kreis, der abschließend, aber nur mehr am Rande erwähnt werden soll: Wir sind gewohnt, mit festen geographischen Größen zu operieren, denen wir distinktive Merkmale zuschreiben. Orient und Okzident, Europa und Asien, Levante und Anatolien – sie alle sind für unsere Thematik jedoch anachronistische Bezeichnungen. Zwar sind sie als Kommunikationsbehelfe zur Bezeichnung geographischer Räume kaum ersetzbar, doch sollten sie mit Vorsicht verwendet werden, ohne ihre innenwohnende Unterscheidungskraft zu überfordern. Die Neigung, die Distinktionsfähigkeit dieser Gegensatzpaare zu überschätzen, wird in den modernen Wissenschaftsdisziplinen – Alte Geschichte, Anatistik, Altorientalistik, um nur einige zu nennen – in dem Maße verstärkt, wie sie zur Abschottung untereinander neigen. Unter diesem Gesichtspunkt kann Troia keine Brücke zwischen Europa und Asien darstellen,<sup>65</sup> und Anatolien ebensowenig ein einheitlicher kultureller Raum wie die Ägäis, Hellas oder die Levante sein. Kulturelle Entwicklungen waren im Gegensatz dazu kleinräumiger und wesentlich komplexer. Klarere Erkenntnisse sind wohl in erster Linie von einem Aufbrechen dieser Barrieren und einer Vernetzung der genannten Wissenschaftsdisziplinen zu erwarten. In diesem Zusammenhang mag sich die künftige Forschung einem Appell von Sarah Morris anschließen, «to recover the lost unity of ancient Mediterranean literature and life»,<sup>66</sup> ohne damit unbedingt einen weiteren Raum mit distinktiven Merkmalen definieren zu wollen.

2001, 413–422, hier 415. Generell: H. G. Niemeyer, Die Phönizier auf dem Weg nach Westen, in: Ulbert, ebenda, 275–282. F. Krinzinger (Hg.), Die Ägäis und das westliche Mittelmeer. Beziehungen und Wechselwirkungen 8. bis 5. Jhd. v. Chr. (Österr. Akademie der Wissenschaften, Denkschriften der phil.-hist. Kl. 288, Archäologische Forschungen 4) Wien 2000. J. Boardman, Aspects of ‘Colonization’, in: BASOR 322 (2001) 33–42.

65 Vgl. J. Cobet/H.-J. Gehrke, Warum um Troia immer wieder streiten?, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 53 (2002) 290–325, hier 316–318.

66 S. P. Morris, Homer and the Near East, in: I. Morris/B. Powell (Hg.), A New Companion to Homer (Mnemosyne Supplementum 163) Leiden/New York/Köln 1997, 599–623, hier 623. Vgl. auch S. P. Morris, Greek And Near Eastern Art in the Age of Homer, in: S. Langdon (Hg.), New Light on a Dark Age. Exploring the Culture of Geometric Greece, Columbia/London 1997, 56–71, hier 67: «I invite current thinkers to answer the challenge of envisioning Greece in terms of a Mediterranean long-term history.» Eine solche Konzeption findet sich in Ansätzen bei S. Sherratt/A. Sherratt, The Growth of the Mediterranean Economy in the Early First Millennium BC, in: World Archaeology 24 (1993) 361–378.

# Die Datierung des Trojanischen Kriegs als Problem der griechischen Historie

REINHOLD BICHLER

## I. Von Homer zu den ersten Daten für den Trojanischen Krieg

In unserem kulturellen Bewußtsein hat der Trojanische Krieg seinen festen Platz. Aber gehört er auch in die Geschichtsbücher? Homers Publikum und seinen Nachfahren stellte sich diese bohrende Frage noch nicht.<sup>1</sup> Kein anderes Geschehen, von dem die Dichter und Sänger der Griechen erzählten, war so geeignet, zu einem verbindlichen Gegenstand eines Bewußtseins gemeinsamer «Geschichte» zu werden wie dieser Krieg. Aber die Frage, wann genau er denn stattgefunden habe, hätte zu Homers Zeit nur Verwunderung ausgelöst. Homer, der hier vereinfachend, aber der Konvention folgend als Urheber der *Ilias* angesprochen wird, hatte zwar eine klare Vorstellung davon, daß er von längst vergangenen Zeiten berichtete. Doch der Gedanke, die Distanz seiner Zeit zu dieser Vorzeit im Maß von Generationen oder von Jahrhunderten auszudrücken, hätte dem Gefühl widersprochen, daß diese Dichtung von einer qualitativ anderen Zeit erzählte, von einer heroischen Zeit, in der noch Götter und Sterbliche eng miteinander verkehrten. Zwar spiegelt die vom Dichter geschilderte Vorzeit vielfach

I «Im Altertum hat man seinen (= Homers) Figuren und den Geschehnissen selbstverständlich Realität zugemessen, man hieß, mit Franz Hampl zu sprechen, die *Ilias* eben für ein Geschichtsbuch. Endgültig hat erst die Aufklärung diesen Zauber zerstört...»; so Wolfgang Schuller zur aktuellen Troia-Debatte im Feuilleton der FAZ (12.09.2001, Nr. 212, S. 52). «Die ‹*Ilias*› ist kein Geschichtsbuch»; mit diesem Titel hatte seinerzeit Franz Hampl (mein akademischer Lehrer) seine von methodischer Kritik bestimmte Auseinandersetzung mit den «Sagengläubigen» überschrieben; in: *Serta philologica Aenipontana*, hg. v. R. Muth, Innsbruck 1962 (IBK 7/8), 37–63; erweitert in: Hampl, Geschichte als kritische Wissenschaft, Bd. 2, hg. v. I. Weiler, Darmstadt 1975, 51–99. In der aktuellen Debatte lebt sein Diktum wieder auf.

vertraute gegenwärtige Verhältnisse.<sup>2</sup> Doch wenn er sinnend zurückblickt, schafft der Dichter Distanz zu jener längst untergegangenen Stadt und dem Schlachtfeld, «wo viele Lederschilde und Helme in den Staub gesunken waren und das Geschlecht der halbgöttlichen Menschen» (*Ilias* 12, 22f.). Nur der Ruhm dieser einstigen Geschlechter überlebt in der Dichtung. Ein einziges Mal ist in der *Ilias* davon die Rede, daß ein Geschlecht der Helden von einst auch in seinen leiblichen Nachfahren bis in die Gegenwart fortlebt. Nach göttlichem Willen soll Aeneas vor Achills Kampfeswut gerettet werden, damit das Geschlecht seines Ahnen Dardanos auch in Zukunft nicht aussterbe (20, 303ff.). Vielleicht hat ein regionales Herrschergeschlecht im Umfeld des Dichters beansprucht, seine Ahnen auf den legendären Troia-Kämpfer und weiter auf den Ahnherrn der Dardaner zurückzuführen (vgl. Strabon XIII 1, 52 p. 607) – Ansprüche, wie sie uns in ähnlicher Form aus späterer Zeit an vielen Orten begegnen. Eine bestimmte zeitliche Relation zwischen Troias Fall und der Gegenwart des Dichters wird nicht hergestellt.

Das gilt auch für die epische Dichtung, die an die *Ilias* anschloß. Wohl läßt der Dichter der *Odyssee* erkennen, daß die Kämpfe um Troia zur Zeit der Abenteuer seines Helden bereits ein Stück Geschichte waren. Als Odysseus, dessen List die Stadt zu Fall gebracht hatte, nach langen Irrfahrten die letzte Station vor seiner Rückkehr ins heimatliche Ithaka erreicht, die phantastische Insel der Phäaken, da ist der Ruhm seiner Taten längst vor ihm angekommen und beim Bankett erklingt aus dem Munde des dort tätigen Sängers bereits die Geschichte vom Troianischen Pferd (vgl. bes. 8, 487ff.).<sup>3</sup> Ein guter Sänger bringt eben immer auch das Neueste (vgl. 1, 351f.). Doch während sich die Kunde von den legendären Ereignissen der heroischen Vorzeit mit dem Handwerk der Dichter und Sänger rasch verbreitete, blieb das gedachte zeitliche Verhältnis zwischen der Gegenwart des Dichters und der von ihm besungenen Welt vage. Wenn sich Odysseus seiner Schätze röhmt, die gut und gerne zehn Generationen lang reichen könnten, um den einen oder anderen Mann zu ernähren (14, 325; vgl. 19, 294), so deutet der

2 Vgl. K. Raaflaub, A historian's headache: how to read 'Homeric society'?, in: N. Fisher/H. van Wees (Hg.), Archaic Greece: New Approaches and New Evidence, London 1998, 169–193.

3 In der Begegnung mit der Geschichte seiner Ruhmestaten findet Odysseus am Ende seiner Irrfahrten zu sich selbst. Vgl. E.-R. Schwinge, Die *Odyssee* – nach den Odysseen. Betrachtungen zu ihrer individuellen Physiognomie, Göttingen 1993, 138ff., bes. 145ff.

Dichter an, daß sein Held vor langer, langer Zeit lebte. Doch ein Datum für den Krieg – nach Generationen gerechnet – will uns auch die *Odyssee* nicht geben.

Auch die griechische Literatur der nachhomerischen Zeit läßt ein solches Bedürfnis noch nicht erkennen. Allerdings entwickelte sich rasch ein unterschiedliches Empfinden für Nähe und Distanz zur heroischen Vorzeit. Die theologisch-kosmologisch orientierte, um strenge Ordnung bemühte Dichtung Hesiods und seiner Nachfolger betonte, welch tiefe Kluft die heroische Vorzeit von ihrer Gegenwart trennte. Jetzt lebt ein Geschlecht aus Eisen, das fünfte, das die Götter schufen. Es ist mit Mühe und Sorge beladen und auf die Hoffnung angewiesen, durch ein rechtliches Leben zu einem guten Geschick zu finden. Vormals aber lebte ein Geschlecht anderer Art, «ein herrliches Geschlecht von Heroen, die man Halbgötter nennt, unsere Vorgänger auf der unendlichen Erde» (*Erga* 159ff.).<sup>4</sup> Seine Angehörigen waren längst in Kriegen untergegangen, sei es vor Theben, sei es vor Troia. Nur einige Auserwählte leben noch, auf den Inseln der Seligen, fernab der Welt (*Erga* 154–172). Die Trennlinie, mit der Hesiod die Zeit der Heroen bzw. der Halbgötter von der des Eisernen Geschlechts abgrenzte, wurde durch die Dichtung seiner Nachfolger, die sein mythenchronologisches Ordnungswerk fortsetzten, noch deutlicher gemacht: Nach dem Troianischen Krieg und all dem Verderben, das er mit sich brachte, beschloß Zeus, das Geschlecht der Halbgötter auszulöschen und fortan auf strikte Trennung zu achten: Götter und Sterbliche sollten sich nicht mehr in sexuellem Verlangen vereinen und gemeinsame Kinder bekommen (Fragment 10iff. Merkelbach – West).<sup>5</sup>

Doch stärker als der theologische Ordnungssinn, der die Distanz zwischen Göttern und Menschen betont, wirkte das Bedürfnis, die Sonne Homers auch auf die gegenwärtige Welt scheinen zu lassen. Szenen der *Ilias* und der *Odyssee* wurden in immer weiteren Gegenden Griechenlands durch die Rezitationskunst der Sänger beschworen. Homer galt bald als das Maß eines Dichters schlechthin. Feierliche Hymnen, die bei Festen und Wettkämpfen zu Ehren der Götter gesungen wurden, sind unter seinem Namen überliefert und schlagen eine Brücke zurück zu den Zeiten, als die Götter noch auf Erden weilten und sich selbst um die Stätten ihrer künftigen Verehrung kümmerten.

4 O. Schönberger: Hesiod, Werke und Tage. Griechisch/ Deutsch, Stuttgart 1996.

5 Übersetzung bei: Hesiod. Werke in einem Band, übers. v. L. Hallof – K. Hallof, Berlin/Weimar 1994.

ten, wie etwa Apollon in Delphi und Demeter zu Eleusis. Eine Vielzahl von weiteren Epen ergänzte die Kunde vom Geschehen, das durch *Ilias* und *Odyssee* überliefert wurde. Von ihrem Inhalt ist zwar nur sehr wenig erhalten, doch blühte die Gattung noch bis in die späte archaische Zeit, d.h. bis zum Vorabend der Perserkriege. Daneben wurde schon in hocharchaischer Zeit eine neue Art der Performance entwickelt, in der Konflikte und Begebenheiten der mythischen Vorzeit höchst wirkungsvoll musikalisch gestaltet in Szene traten: die lyrische Dichtung für Chöre. So wurde die poetische Vergegenwärtigung einer mythisch-heroischen Zeit zum Gemeinschaftsbesitz griechischer Kultur, über die unterschiedlichen Regionen und die vielen staatlichen Gemeinschaften hinweg.

Mit dieser Entwicklung wuchs auch das Bedürfnis der konkurrierenden Gemeinwesen, sich ihrer jeweils besonderen Traditionen und Ursprünge zu versichern und ihr Prestige dadurch zu steigern, daß sie ihre Herkunft von bekannten Orten und Gestalten der heroischen Vorzeit ableiteten. So entstand in nachhomerischer Zeit eine Vielfalt an Traditionen über Wanderungen von kleineren und größeren ethnischen Verbänden wie von einzelnen Heroen, Traditionen, die es möglich machten, die Gründungsgeschichten von Siedlungen und gemeinschaftlichen Heiligtümern auf berühmte Ursprünge anderorts zurückzuführen. Die Spuren, die diese Mythenbildung in der nachhomerischen Literatur hinterlassen haben, sind leider vielfach zerstört, so daß wir oft erst ihre späteren, an neue politische Konstellationen und Ansprüche angepaßten Formen kennenlernen. Immerhin bewahrt die fragmentarische Überlieferung hocharchaischer Dichtung noch ein paar Beispiele dafür, wie sich das Bewußtsein einer heroischen Abstammung mit dem Anspruch auf Bewährung in aktuellen Auseinandersetzungen zu einem Geschichtsbild verbinden konnte, in dem die Zeit des Troianischen Krieges eine wesentliche Rolle spielte.

So hat der Dichter Mimnermos aus Kolophon in Kleinasiens in einer Elegie die Männer geehrt, die vor nicht allzu langer Zeit von Kolophon aus Smyrna besiedelt hatten, und dabei erinnert er an die Herkunft ihrer Ahnen aus Pylos in Messenien, der Heimat des Nestor, des weißen Ratgebers der Griechen vor Troia (Strabon XIV 1,4 p. 634 = Fragment 9 West).<sup>6</sup> In Sparta wiederum erhoben die beiden Königsfamilien den Anspruch, direkt von Herakles' Nachfahren abzustammen, die –

6 Vgl. F. Prinz, Gründungsmythen und Sagenchronologie (Zetemata 72), München 1979, 318ff., bes. 320.

eine gewisse Zeit nach dem Trojanischen Krieg – in die Peloponnes als ihre ursprüngliche Heimat zurückgekehrt wären. Die Entstehung dieser Geschichte von der Rückkehr der Herakliden lässt sich nur annäherungsweise rekonstruieren.<sup>7</sup> Tyrtaios jedenfalls, der in seinen Elegien die Jugend zur Bewährung im Kampf aufrief, blickte bereits mit Stolz auf die heraklidische Herkunft der Männer von Sparta zurück (vgl. Fragment 2 Z. 12ff. und Fragment 11 Z. 1 West).<sup>8</sup>

So setzte noch im 7. Jh. v. Chr. ein Prozeß ein, in dem bestimmte Städte und noble Geschlechter ihre Existenz auf Abkömmlinge der Heroenzeit zurückzuführen trachteten.

Allerdings fehlt uns für die nur trümmerhaft überlieferte Dichtung aus archaischer Zeit bisher der Nachweis einer durchgängigen genealogischen Verbindungsleitung, deren einzelne Glieder nach Generationen durchgezählt werden könnten. Wir können daher auch nicht genau beurteilen, im welchem Ausmaß Hekataios von Milet bereits solche langen genealogischen Listen vorfand, als er in der spätarchaischen Zeit, am Vorabend der Perserkriege, das damals aufblühende Medium des gelehrten Prosa-Traktats benutzte, um die vielfältigen Traditionen über die verschiedenen mythischen Genealogien in ein System zu bringen. Denn auch Hekataios' Werk ist nicht mehr direkt erhalten und die einschlägigen Zitate bei späteren Schriftstellern sind nicht zahlreich. Wir besitzen nur ein einziges Zeugnis dafür, daß Hekataios eine genealogische Linie von der Heroenzeit herab bis zu seiner Zeit gezogen und dabei die einzelnen Generationsfolgen konkret verzeichnet hat. Bemerkenswerterweise betrifft dieses Zeugnis seine eigene Herkunft.

Herodot nämlich erzählt die Anekdote, daß Hekataios bei einem Besuch in Ägypten vor der Priesterschaft zu Theben stolz sein eigenes Geschlecht in der 16. Generation auf göttliche Ursprünge zurückgeführt habe (II 143,1). Seine Zuhörer hätten das nur belächelt, wissen doch diese Priester davon zu berichten, daß es damals bereits 345 Generationen her sei, daß sich die Götter von der unmittelbaren Herrschaft auf der Erde zurückgezogen hätten (II 142–145; bes. 143,4).<sup>9</sup> Stellt

7 Vgl. Prinz, Gründungsmythen (wie Anm. 6), 206ff.; Ch. Ulf, Griechische Ethnogenese versus Wanderungen von Stämmen und Stammstaaten, in: ders. (Hg.), Wege zur Genese griechischer Identität, Berlin 1996, 240–280, bes. 251ff.

8 Vgl. E. L. Bowie, Ancestors of Historiography in Early Greek Elegiac and Iambic Poetry?, in: N. Luraghi (Hg.), The Historian's Craft in the Age of Herodotus, Oxford 2001, 45–66, bes. 46ff.

9 Vgl. S. West, Herodotus' Portrait of Hecataeus, *Journal of Hellenic Studies* 111, 1991, 144–160, bes. 152; R. Bichler, Herodots Welt, Berlin 2000, 179f.; daß die

man in Rechnung, daß nach der griechischen Tradition die Zeugung von Götterkindern mit Troias Ende abbricht, so kann der Trojanische Krieg in Hekataios' Vorstellung bestenfalls 14 Generationen weit zurückgelegen sein. Rechnet man nun nach einer Faustregel, die für die klassische Zeit mehrfach bezeugt ist, rund drei Generationen auf 100 Jahre<sup>10</sup> und geht von Hekataios' mutmaßlicher Lebenszeit (um 500 v. Chr.) aus, so kommt man zu einem annäherungsweisen Datum für den Trojanischen Krieg nach Hekataios' Vorstellungen: Es läge im frühen 10. Jh. v. Chr., aber nicht weiter zurück.<sup>11</sup> Das wäre das bislang älteste «Datum» für diesen Krieg, und es ist Herodot, der es uns – indirekt – überliefert.

## 2. Das Dilemma der vielen unterschiedlichen Daten

Als Herodot seine *Historien* niederschrieb, lag die Zeit des Hekataios, der noch den Ionischen Aufstand gegen die Perser erlebt hatte, ein gutes Stück zurück, und es hatte bereits der verhängnisvolle Peloponnesische Krieg eingesetzt (431 v. Chr.). Zu dieser Zeit gab es schon eine reichere Tradition von Abstammungsketten, die angeblich bis in die Zeit der Heroen zurückführen sollten. So ist von Pherekydes aus Athen, der einige Zeit nach Hekataios an einer Systematisierung der Mythen-Chronologie arbeitete, eine Genealogie überliefert, in der die Familie der Philaiden, zu der Miltiades, der Sieger von Marathon (490 v. Chr.) gehörte, bis auf den Troia-Kämpfer Aias zurückgeführt wird (FGrHist 3F. 59).<sup>12</sup> Diese Genealogie paßt noch ganz gut zu Hekataios, denn der legendäre Krieg würde danach rund 15 Generationen vor dem Ionischen Aufstand anzusetzen sein.<sup>13</sup>

Szene authentisch sei, verficht L. Bertelli, Hecataeus: From Genealogy to Historiography, in: N. Luraghi (wie Anm. 8), 67–94, bes. 91ff. mit Anm. 78.

10 Vgl. F. Mitchel, Herodotus' Use of Genealogical Chronology, *The Phoenix* 10, 1956, 48–69, bes. 62ff.; R. Ball, Generation Dating in Herodotus, *The Classical Quarterly* 29, 1979, 276–281; W. Burkert, Lydia between East and West or How to Date the Trojan War, in: J. B. Carter – S. P. Morris (Hg.), *The Ages of Homer*. Festschrift E. Townsend Vermeule, Austin 1995, 139–148, bes. 144.

11 Vgl. Burkert, Lydia between East and West (wie Anm. 10), 143f.

12 Ein zweites Zeugnis, Pherekydes' Genealogie des Arztes Hippokrates (FGrHist 3F. 59), bleibt problematisch. Vgl. Jacoby FGrHist I (1928), 409f.; R. Thomas, Oral Tradition and Written Record in Classical Athens, Cambridge 1989, 155ff., bes. 159.

13 Vgl. A. Möller, Der Stammbaum der Philaiden, in: M. Flashar/H.-J. Gehrke/E. Heinrich (Hg.), *Retrospektive. Konzepte von Vergangenheit in der griechisch-römischen Antike*, München 1996, 17–35.

Auch ein Inschriftenstein von der Insel Chios, auf dem sich ein Mann namens Heropythos 14 namentlich aufgelistete Ahnen zuschreibt, ist hier zu berücksichtigen.<sup>14</sup> Es fehlt zwar hier ein erkenntlicher Bezug zu einem Heroengeschlecht oder zu Göttern, doch eine entsprechend lange Kette sterblicher Vorfahren stünde noch nicht im Widerspruch zu den genealogischen Vorstellungen von Hekataios und Pherekydes. Anders steht es um ein Festgedicht Pindars aus dem Jahr 462 v. Chr., das dem Königshaus von Kyrene aus Anlaß eines Sieges bei den Festspielen in Delphi gewidmet war. Pindar führte das Geschlecht des Regenten auf Nachfahren des Euphemos, eines der legendären Argonauten, zurück, deren Abenteuer eine Generation vor dem Troianischen Krieg spielen. Dabei setzt er den Gründer des Königshauses in die 17. Generation nach den Argonauten und registriert den gegenwärtigen Regenten als den achten Herrscher dieser Dynastie (*Pythien* IV 9ff., 59ff.). Kombiniert man das mit Herodots Nachrichten über das Königshaus (IV 145–167; 200–205), kann man ausrechnen, daß der gedachte Zeitpunkt für den Troianischen Krieg rund 21 Generationen vor der Zeit des Perserkönigs Dareios anzusetzen wäre.<sup>15</sup> Nach dem üblichen Generationenkalkül käme man damit in die Anfänge des 12. Jhs. v. Chr. zurück. Die Quelle dieser Tradition Pindars ist nicht klar, aber Indizien weisen nach Sparta, das auch in den Gründungsmythen von Kyrene eine Rolle spielt. Vielleicht kannte Pindar bereits genealogische Listen, die den heraklidischen Ursprung von Spartas Königsfamilien betonen, und konnte sie ‹mythenchronologisch› für das Königshaus von Kyrene nutzen.

Nachweislich erfassen wir diese Königsgenealogien Spartas erst bei Herodot. Seine einschlägigen Angaben verteilen sich auf mehrere Stellen (VI 52, 1; VII 204; VIII 131, 2). Kombiniert man sie, ergeben sich zwei parallele Linien, die von Leonidas (gefallen bei den Thermopylen i.J. 480) und Leotychidas (Sieger bei Mykale i.J. 479) zurück zu den legendären Anfängen des berühmten Doppelkönigtums in Sparta und von dort in einem Strang weiter zurück bis zu Herakles führen. Nach diesen Genealogien wäre die Zeit des Troianischen Krieges (= eine Generation nach Herakles) rund 20 Generationen vor der Zeit des

<sup>14</sup> Bildnachweis bei H. T. Wade-Gery, *The Poet of the Iliad*, Cambridge 1952, 8f. (Fig. 1); zur Einordnung des Zeugnisses Thomas, *Oral Tradition* (wie Anm. 12), 159 mit Anm. 9.

<sup>15</sup> Als König Dareios ein Heer in die Kyrenaika entsandte, war gerade der sechste König umgekommen; dessen Mutter hatte als Rächerin die Perser zu Hilfe gerufen.

Perserkönigs Dareios anzusetzen. Das fügt sich nicht schlecht zu Pin-dars Angaben und paßt auch zu Herodots Ausspruch, daß während 20 Generationen, die vor Dareios lebten, nicht soviel Unheil über Griechen und Barbaren hereingebrochen sei wie dann danach (VI 98, 2). Denn Herodot dachte dabei wohl an die Zeit, die auf den Troianischen Krieg, der für ihn der größte Krieg der Vorzeit war, folgte. Direkte chronologische Schlußfolgerungen aus seinen spartanischen Königsge-nealogien zog Herodot aber nicht.<sup>16</sup> Dafür gab es einen guten Grund: Er kannte Traditionen, die dazu nötigten, den Troianischen Krieg zeitlich noch früher anzusetzen.

Die Veranlassung dazu, diesen Krieg zeitlich immer früher anzusetzen, dürfte die konstante Ausweitung des Anspruchs auf eine genealogische Beziehung zu Herakles oder weiteren berühmten Heroen mit sich gebracht haben. Dieser Anspruch schloß auch nicht-griechische Gebiete ein. So war auf der Grundlage des Mythos von Herakles und seinem Dienst bei der Lyderkönigin Omphale der Anspruch, von diesem Helden abzustammen, auf das Königshaus der Lyder übertragen worden. Doch wurden auch weitere nicht-griechische Völkerschaften in eine mythologische Verwandtschaftsbeziehung zu bekannten griechischen Heroen gesetzt. Herodot läßt bereits ein weit verzweigtes Netzwerk solcher Völkerverwandtschaften erkennen, das so bedeutende Repräsentanten alter Kulturen umfaßt wie die Ägypter, aber auch die alten Königshäuser Asiens, die vor den Persern regierten, nämlich die Dynastien der Assyrer und Babylonier, Meder und Lyder.<sup>17</sup> Eine entscheidende Frage galt nun dem Alter dieser Königshäuser. Herodot dürfte dazu bereits einige spekulative Berechnungen vorgefunden haben (vgl. bes. I 7 und 95, 2).<sup>18</sup> Diese zwingen dazu, das Datum für Herakles bzw. für den Troianischen Krieg noch ein Stück höher anzu-

<sup>16</sup> A. Giovannini, *La guerre de Troie entre mythe et histoire*, Ktema 20, 1995, 139–176, bes. 144f., betont die geringe chronologische Relevanz dieser Genealogien bei Herodot. – Nur der Hinweis darauf, daß der legendäre Verfassungs-stifter Lykurg als Vormund des Königs Leobotes wirkte (I 65, 4), könnte aus der gleichen Quelle wie diese Stammbäume stammen. Vgl. L. Thommen, *Lakedai-monion Politeia* (*Historia Einzelschriften* 103), Stuttgart 1996, 24f.

<sup>17</sup> Vgl. Bichler, *Herodots Welt* (wie Anm. 9), 131ff.

<sup>18</sup> Vgl. Burkert, *Lydia between East and West* (wie Anm. 10), bes. 144f.; Giovannini, *La guerre de Troie* (wie Anm. 16), bes. 143ff.; Bichler, *Herodots Welt* (wie Anm. 9), 228ff.; P. Vannicelli, *Erodoto e gli Eraclidi d'Asia*, in: S. Ribichini/M. Rocchi/P. Xella (Hg.), *La questione delle influenze vicino-orientali sulla religio-ne greca*. Atti del Colloqio Internazionale, Roma, 20–22 maggio 1999, Rom 2001, 189–94.

setzen als es nach den Herakliden-Genealogien aus Sparta nötig gewesen wäre. Herodot selbst stellt aber eine solche Berechnung im Zuge seiner Geschichte der Königshäuser Asiens nicht an, so wie er auch im Kontext der Geschichte Spartas von entsprechenden Rückrechnungen mit Hilfe seiner genealogischen Listen absieht. Sein eigenes Datum für den Troianischen Krieg gehört vielmehr in die Geschichte der Götter und Könige Ägyptens.

Das hohe Alter der ägyptischen Kultur und das reiche religiöse Wissen der dortigen Priesterschaft haben Herodot beeindruckt. Diese Priester nimmt er als Zeugen dafür, daß von der Zeit an, da sich die Götter von der Erde zurückgezogen haben und mit Menes der erste sterbliche König über Ägypten herrschte, ganze 341 Generationen von Regenten und Oberpriestern im Land am Nil gewirkt haben, ehe eine erste, sehr lange Phase in der Geschichte Ägyptens zu Ende ging und nach einem kürzeren Intermezzo das Land an Psammetichos und seine Nachfolger fiel. Mit dieser in Sais residierenden Dynastie (der XVI. unserer Zählung) begann eine neue Phase der Landesgeschichte. Sie währte 145 Jahre,<sup>19</sup> dann bemächtigte sich der Perserkönig Kyros Ägyptens und eine Fremdherrschaft begann, die noch zu Herodots Zeiten anhielt.

Für die Dauer der älteren Königsgeschichte mit ihren 341 Generationen errechnete Herodot nun eine konkrete Summe an Jahren, nämlich 11340 (II 142, 1-2).<sup>20</sup> Daraus zog er den Schluß, daß die Griechen, die Herakles oder Pan und Dionysos als Gottheiten verehren, sich auf uralte Gottheiten beziehen müssen, die schon die Ägypter verehrten. Die von den Griechen in vielen Erzählungen gerühmten Gestalten gleichen Namens, denen menschliche Mütter zugeschrieben werden, müssen dagegen aus einer viel späteren Zeit stammen: «Bei dem Dionysos, von dem man sagt, er sei geboren von Semele, Kadmos' Tochter, sind es nun etwa tausend Jahre bis auf meine Zeit, bei Herakles, Alkmenes Sohn, gegen neuhundert, und bei Pan, Penelopes Sohn – denn von ihr und Hermes stammt, nach der Erzählung der Hellenen, Pan ab –, ist es

<sup>19</sup> Vgl. zu Herodots Königsdaten A. B. Lloyd, *Herodotus Book II. Introduction*, Leiden 1975, 189ff.

<sup>20</sup> Zur mutmaßlichen Rechnung vgl. D. Fehling, *Die sieben Weisen und die frühgriechische Chronologie*, Bern/Frankfurt a. M./New York 1985, 73 Anm. 152, auf der Grundlage von Mitchel, *Herodotus' Use of Genealogical Chronology* (wie Anm. 10): 341 Generationen = 333 + 8 Generationen = 11100 Jahre + 8 x 30 (= 240) Jahre = 11340 Jahre.

eine kürzere Zeitdauer als die seit dem Troischen Krieg, etwa achthundert Jahre bis zu meiner Zeit» (II 145, 4).<sup>21</sup>

Das ist nun Herodots häufig zitiertes «Datum» für den Troianischen Krieg. Es ist vage formuliert, entspräche aber in unserer Zeitrechnung in etwa dem Beginn des 13. Jhs. v. Chr. Herakles' Zeit wiederum entspricht in Herodots Augen der des ägyptischen Königs Moiris, der keine 900 Jahre vor seiner eigenen Zeit regiert haben soll (II 13, 1). So weit, so stimmig, doch tut sich sofort ein Abgrund auf, wenn man genauer auf Herodots Geschichte der ägyptischen Könige blickt. Denn da wird die Zeit des Troianischen Krieges durch die Helena-Geschichte mit der Gestalt des Königs Proteus verknüpft, der nun nicht etwa auf Moiris folgte, sondern drei Generationen später regiert haben soll (II 112–120).<sup>22</sup> Noch heikler wird es, wenn man die weitere Königsreihe bei Herodot überblickt. Denn von Proteus, als dem Zeitgenossen der Helena und des Troianischen Krieges, bis zum letzten König der älteren Zeit wären es nach Herodot nur mehr weitere acht Regenten. Stellt man dazu in Rechnung, daß die anschließende Säiten-Dynastie nach Herodots Angaben nur 154 Jahre regierte (was weitgehend zutrifft), so läßt sich eine fatale Schlußfolgerung ziehen: Die mehr als 800 Jahre, die seit dem Troianischen Krieg vergangen sein sollen, kommen nach diesen Angaben beim besten Willen nicht zusammen.<sup>23</sup> Es hilft auch nur wenig, daß Herodot ein paar von Proteus' Nachfolgern besonders lange Regierungszeiten zuschrieb.<sup>24</sup> Vielmehr öffnet sich eine tiefe Kluft zwischen Herodots geschätzten Zahlen und seiner viel zu «kurzen» Königsgeschichte. Dafür paßt diese gut zu Hekataios' angeblichem Anspruch, sein Geschlecht schon in der 16. Generation auf göttliche Vorfahren zurückführen zu können.

<sup>21</sup> Herodot, *Geschichten und Geschichte*. Buch 1–4, übers. v. W. Marg, Zürich – München 1973. Die Textkorrektur, nach der Dionysos rund 1000 Jahre vor Herodot und nicht 1600 Jahre lebte (so die handschriftliche Überlieferung), erfolgt nach sachlichen Überlegungen, ist aber nicht unproblematisch. Vgl. Michel, *Herodotus' Use of Genealogical Chronology* (wie Anm. 10), 59f. R. Waterfield (Hg.), *Herodotus. The Histories* (Oxford World's Classics), Oxford/New York 1998, gibt in seiner Übersetzung die Zahl 1600.

<sup>22</sup> Proteus war in der älteren Tradition der Griechen als Seegottheit bekannt. Seine Gestalt wurde sekundär in die eines ägyptischen Herrschers verwandelt. Vgl. A. B. Lloyd, *Herodotus Book II. Commentary* 99–182, Leiden 1988, 43f.; A. Ambühl, *Der Neue Pauly* Bd. 10 (2001), 460f.

<sup>23</sup> Vgl. Burkert, *Lydia between East and West* (wie Anm. 10), 141f.

<sup>24</sup> Vgl. P. Vannicelli, *Herodotus' Egypt and the Foundations of Universal History*, in: Luraghi (wie Anm. 8) 211–240, bes. 225ff.

So war Herodot in einer heiklen Situation: Es gab eine von Hekataios her bekannte Tradition, die zu einem relativ niedrigen Datum für den Troianischen Krieg führen mußte. Herodots hohes Datum – mehr als 800 Jahren vor der eigenen Zeit –, baut aber offensichtlich auch auf etablierten Traditionen auf. Das Dilemma war nicht zu lösen. Leichter fiel es da noch, die Lebenszeit Homers zu «berechnen». Herodot halbierte offensichtlich die von ihm geschätzte lange Zeitstrecke zwischen dem Untergang Troias und der Gegenwart, um einen ungefähren Anhaltspunkt dafür zu gewinnen, wann Homer und Hesiod, die ersten literarischen Kinder der heroischen Zeit, am besten anzusetzen wären: rund 400 Jahre vor seiner eigenen Zeit, nicht mehr (II 53, 2).

Das Spekulative an Herodots Daten für den Troianischen Krieg wie für dessen Dichter liegt auf der Hand. Doch ihre Wirkung war suggestiv. Das sieht man selbst bei Thukydides, dem Zeithistoriker und scharfen Analytiker des Peloponnesischen Krieges, der die Möglichkeit, zu plausiblen Aussagen über die fernere Vergangenheit zu kommen, recht kritisch einschätzte.<sup>25</sup> Dabei war auch er auf Homer und die von ihm vermittelte Kunde über den Troianischen Krieg angewiesen (bes. I 9–11). Wohl äußerte er sich vorsichtig, setzte Homer einfach «viel später» an als den Troianischen Krieg (I 3, 3) und gab auch für diesen selbst kein festes Datum. Wenn sich Thukydides dann aber Spartas bewunderte Verfassung, die eine legendäre Tradition mit Lykurg verband, rund 400 Jahre vor dem Ende des Peloponnesischen Krieges entstanden denkt (I 18, 1), scheint er einem ähnlichen Datierungsprinzip zu folgen wie Herodot. Lykurg käme, auf Herodots Chronologie bezogen, rund eine Generation nach Homer und Hesiod zu datieren. Zudem rechnet Thukydides gelegentlich mit Rundzahlen, um Ereignisse, die sich auf die legendäre Wanderung der Herakliden beziehen, im zeitlichen Verhältnis zu Troias Untergang zu bestimmen (I 12). Wenn er dann die von den Athenern im Peloponnesischen Krieg, 416 v. Chr., schwer heimsuchten Bürger der Insel Melos auf eine 700jährige Geschichte zurückblicken läßt (V 112, 2)<sup>26</sup>, so paßt diese Einschätzung des Alters einer dorischen Siedlung ganz gut zu einer schon bei Herodot (IX 26) bezeugten Tradition, nach der sich die dorischen Herakliden rund 100 Jahre nach Troias Fall auf der Peloponnes (von der aus dann Melos

<sup>25</sup> Vgl. H.-J. Gehrke, Thukydides und die Rekonstruktion des Historischen, Antike und Abendland 39, 1993, 1–19; R. Nicolai, Thucydidies' Archaeology: Between Epic and Oral Traditions, in: Luraghi (wie Anm. 8) 263–285.

<sup>26</sup> Vgl. dazu Giovannini, La guerre de Troie (wie Anm. 16), 146.

besiedelt wurde) ausbreiteten. Auch Thukydides' Vorstellung, daß die ersten griechischen Gründungen in Sizilien rund 300 Jahre nach der Einwanderung der Sikuler entstanden, die ihrerseits eine geraume Zeit nach dem Untergang Troias erfolgt sein soll (VI 2), paßt ins Bild.<sup>27</sup> Herodots Einschätzung, nach welcher der Trojanische Krieg gut über 800 Jahre vor seiner eigenen Zeit stattfand, hatte eine Richtung vorgegeben, der Thukydides nicht ausweichen konnte.

Wohl ließen die widersprüchlichen Angaben in Herodots Werk erkennen, auf welch schwankender Grundlage ein solches Datum beruht. Wollte man aber die Vorzeit in ein chronologisches Kontinuum mit der jüngeren Vergangenheit einbeziehen, konnte man nicht gut eine Datierung des für alle relative Chronologie dieser Vorzeit zentralen Ereignisses aussparen. So entwickelt sich in der Folgezeit eine Vielzahl unterschiedlicher, miteinander konkurrierender Systeme. Das Bedürfnis, dabei die jeweiligen Vorgänger zu übertreffen und ihre Resultate zu «verbessern», machte die Sache nicht besser. Dennoch wurde immer wieder versucht, den Anschein äußerster Exaktheit zu erreichen. Schon Hellanikos, ein Zeitgenosse des Thukydides, hatte aufgrund mythographischer Spekulationen den Fall Troias sogar auf den Tag genau festzulegen versucht. Sein Datum ist uns leider nicht genau überliefert.<sup>28</sup> Aber eine Chronik aus hellenistischer Zeit bewahrt uns noch ein solches «exaktes» Datum mit Jahr, Monat und Tag.<sup>29</sup> Es konnte sich aber genauso wenig durchsetzen.

<sup>27</sup> G. L. Huxley, Thucydides and the Date of the Trojan War, *La parola del passato* 12, 1957, 209–212, betont die Übereinstimmung von Thukydides und Herodot und vermutet dahinter eine authentische Tradition. Er übergeht völlig, daß bereits Herodot höchst unterschiedliche Ansätze zu einer Datierung des Trojanischen Krieges vor sich hatte.

<sup>28</sup> Nach Clemens Alexandrinus, *Stromateis* I 21 § 104, hat Hellanikos Troias Einnahme auf Monat und Tag, bezogen auf das Ende des – mythischen – Königs der Athener und Troia-Kämpfers Menestheus, datiert (FGrHist 4F, 152 a). Doch wissen wir nicht, wie Hellanikos das letzte Jahr des Menestheus, um das es geht, in bezug auf seine eigene Zeit angesetzt hat. Vgl. Jacoby FGrHist I (1928), 468; Giovannini, *La guerre de Troie* (wie Anm. 16), 145f.; Burkert, *Lydia between East and West* (wie Anm. 10), 142 mit Anm. 25.

<sup>29</sup> Es geht um das Marmor Parium, eine 264/3 v. Chr. in Paros auf einem Marmorstein abgefaßte Chronik (vgl. FGrHist 239 A 24). Auf unsere Zeitrechnung umgerechnet fiele Troias Ende, das ins 22. Jahr des mythischen Königs Menestheus gesetzt wird, ins Jahr 1209/8 v. Chr. Vgl. H. Cancik, Der Trojanische Krieg. Seine Bedeutung für das Geschichtsbild der Griechen und Römer, in: *Troia – Traum und Wirklichkeit*, Begleitband zur Ausstellung, Stuttgart 2001, 174–179, 174f.

Obwohl sich in hellenistischer Zeit eine vereinheitlichende Zeitrechnung nach Olympiaden durchgesetzt hatte, bezogen auf eine noch in die klassische Zeit zurückgehende Siegerliste, deren höchstwahrscheinlich fiktiver Beginn nach unserer Chronologie mit 776 v. Chr. anzusetzen ist, war die Datierung von Ereignissen der ferneren Vorzeit weiterhin heftig umstritten. Nun schien sich aber *ein* Gefüge von Namens-Listen als Grundlage für weiter gespannte, tief in die mythische Vorzeit zurückführende chronologische «Berechnungen» besonders anzubieten, sofern man nur diese Listen noch etwas bearbeitete. Es ging dabei um die Herakliden zu Sparta. Die nur zum Teil authentischen, vielfach rein fiktiven Gestalten auf dieser Liste erhielten jetzt auch noch genaue Jahreszahlen ihrer vermeintlichen Regentschaft zugewiesen. Wann und von wem diese «Ergänzungen» durchgeführt wurden, ist nicht mehr klar zu ermitteln. Fest steht, daß es Diodor, der zur Zeit Caesars ein universal angelegtes Geschichtswerk schuf, zwar nicht möglich schien, eine zuverlässige Chronologie der Ereignisse *vor* dem Trojanischen Krieg zu bieten, wohl aber für die Zeit danach, und dies eben dank dieser spartanischen Königslisten: «Vom trojanischen Kriege an gerechnet, nehme ich 80 Jahre bis zur Rückkehr der Herakliden an, wobei ich Apollodoros aus Athen folge, von dort wiederum bis zur ersten Olympiade 328, und zähle dabei nach den Königen in Sparta...» (Diodor I 5, 1).<sup>30</sup>

Besagter Apollodoros, der Verfasser eines bedeutenden, uns aber nicht mehr erhaltenen chronographischen Werkes aus dem 2. Jh. v. Chr., hatte mit seinem Datum für Troias Fall im alexandrinischen Gelehrten Eratosthenes aus Kyrene einen renommierten Vorläufer.<sup>31</sup> Welche Überlegungen dessen Berechnung zugrunde lagen, läßt sich nicht mehr sicher ermitteln.<sup>32</sup> Jedenfalls hat das Datum des Eratosthenes bzw. des Apollodor eine besondere Wirkung ausgeübt, weil der Kirchenvater und Chronograph Eusebios von Caesarea dieses Datum in seine chronologische Übersicht über die Weltgeschichte übernom-

<sup>30</sup> Diodoros. Griechische Weltgeschichte Buch I-IX, Erster Teil, übers. v. G. Wirth und O. Veh, Kommentar v. Th. Nothers, Stuttgart 1992.

<sup>31</sup> Eratosthenes setzte nach Clemens Alexandrinus den Untergang von Troia 80 Jahre vor der Rückkehr der Herakliden, 407 Jahre vor dem Beginn der Olympischen Spiele und 860 Jahre vor dem Tod Alexanders des Großen an; *Stromateis* I 21, § 138, 1-3. Clemens von Alexandria, *Die Teppiche (Stromateis)*, übers. v. F. Overbeck, hg. v. C. A. Bernoulli/L. Früchtel, Basel 1936.

<sup>32</sup> Vgl. K. Geus, Eratosthenes von Kyrene (Beiträge zur Papyrusforschung und antiken Rechtsgeschichte 92), München 2002, 315ff.

men und gewissermaßen legitimiert hat, wobei er auch gleich die spartanischen Königsdaten nach Diodor im Detail wiedergab. In der uns erhaltenen armenischen Übersetzung seiner im frühen 4. Jh. n. Chr. verfaßten Chronik läßt sich noch die Begründung dieses Datums fassen: «Wir werden aber, da es sich so getroffen hat, daß von den troischen Dingen bis zur ersten Olympiade die Zeit schwer zu ermitteln ist, weil noch nicht, weder in Athen noch in einer anderen Stadt, zu jenen Zeiten jährliche Fürsten vorhanden waren, zum Beispiel die Lakedämonierkönige in Anwendung bringen. Von der Troer Zerstörung bis zur ersten Olympiade sind, wie Apol(l)odoros der Athener sagt, 8 Jahre über vierhundert» (p. 105ff. Karst).<sup>33</sup>

Das solcherart gedealte Datum des Eratosthenes wurde schließlich zur Basis des Bestrebens, im Sinne Schliemanns eine zeitlich dazu passende bronzezeitliche Schicht in den Ruinen von Troia als das «Troia Homers» zu identifizieren. Die Fragen methodischer Art, die mit einem solchen Vorgehen zusammenhängen, bilden ein Thema für sich.<sup>34</sup> Hier galt es, in Erinnerung zu bringen, daß das Datum des Eratosthenes zum einen auf willkürlicher Spekulation beruht und zum anderen keineswegs als *das* antike Datum für den Trojanischen Krieg gelten kann. Denn der konkurrierenden Daten waren viele, und das war den führenden Gelehrten auch bewußt. Der um die Wende vom 2. zum 3. Jh. n. Chr. wirkende Kirchenschriftsteller Klemens aus Alexandrien listete einen ganzen Katalog unterschiedlicher Daten auf, ohne sich selbst festzulegen (*Stromateis I* 21, § 139, 3–4). Aber das sagt noch nicht alles über die notorische Unsicherheit in Sachen Chronologie der Frühzeit. Es war den Alten ebensowenig möglich, sich auf ein Datum für Homer zu einigen. Herodots Methode der deklarierten groben Schätzung war nicht jedermanns Sache, und so wurde scheinbare Genauigkeit in extremen Varianten geboten. Die einschlägige Auflistung bei Klemens bietet Daten, die um Jahrhunderte streuen (*Stromateis I* 21, § 117).

33 Eusebius, Werke Bd. 5: Die Chronik, aus dem Armenischen übers. v. J. Karst, Leipzig 1911.

34 Vgl. E. Meyer, RE Suppl. XIV 1974, Sp. 813f.; J. Cobet, Gab es den Trojanischen Krieg?, *Antike Welt* 14, 1983, Heft 4, 39–58, bes. 43ff.; Kurt A. Raaflaub, Homer, the Trojan War, and History, *Classical World* 91, 1998, 386–403, bes. 389ff.; D. Hertel, *Troia. Archäologie, Geschichte, Mythos*, München 2001, 60ff. und 67ff.; J. Cobet – H.-J. Gehrke, Warum um Troia immer wieder streiten?, *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* Jg. 53, Heft 5/6, 2002, 290–325, bes. 301ff.; Ch. Ulf, Herkunft und Charakter der grundlegenden Prämissen für die Debatte über die historische Auswertung der homerischen Epen, *Klio* 84, 2002, 319–354, bes. 345ff.

Was konnte ein kritischer Geist aus der mißlichen Situation für die Datierung des Troianischen Krieges für Schlussfolgerungen ziehen? Der römische Grammatiker und Gelehrte Censorinus, der eine knappe Zeit nach Klemens im 3. Jh. n. Chr. wirkte, scheute sich nicht, das Dilemma beim Namen zu nennen. Er konstatierte zunächst wie auch Klemens in seinen chronologischen Ausführungen die Vielfalt der in der Literatur anzutreffenden Berechnungen des Zeitabschnitts zwischen Troias Fall und der ersten Olympiade: «Sosibios jedenfalls schrieb, es seien 395 Jahre, Eratosthenes gab 407 Jahre an, Timaios 417, Aretes 514...», und setzte dann fort: «... viele anderslautende Angaben kommen hinzu, deren Verschiedenheit (*dissensio*) selbst schon ihre Unsicherheit offenlegt» (*De die natali* 21,3).<sup>35</sup>

Dem Urteil des Censorinus wäre nicht viel hinzuzufügen. Die antiken Datierungen für den Troianischen Krieg beruhen auf Mutmaßungen. Es fehlt ihnen ein sicheres Fundament. Die Dichtung Homers und auch Hesiods spielt in einer qualitativ anderen Zeit, die noch nicht in einem messbaren Kontinuum hin zur Gegenwart stand, sondern von dieser abgehoben war. Die antike Historiographie mußte daher in ein Dilemma geraten, als sie nach und nach ein großes, an Varianten reiches, aber in den Grundzügen generell akzeptiertes Bild von der griechischen Frühzeit zu schaffen trachtete, bei dem diese Vorzeit nun in ein chronologisches Gesamtsystem einbezogen sein sollte.

### 3. Fazit und Ausblick: «Die straßen weithin-deutend werden blasser»<sup>36</sup>

Die Wege von den antiken Daten für den Troianischen Krieg zur zeitlichen Festlegung eines «Troia Homers» erweisen sich als trügerische Pfade. Das ist nichts Neues.<sup>37</sup> Aber vielleicht sollten hier auch ein paar

35 Censorinus, Betrachtungen zum Tag der Geburt, hg. u. übers. v. K. Sallmann, Leipzig 1988.

36 Nach dem Vorbild von Wolfgang Schuller und Joachim Latacz im Feuilleton-Streit zur Troia-Frage setze ich mit dem Zitieren Stefan Georges fort. Vgl. Schuller, Der Hügel, wo sie wandeln, liegt im Schatten..., FAZ Nr. 212, 12.09.2001, S. 52; Latacz, Der Mond auf seinen zarten grünen Matten..., FAZ Nr. 234, 9.10.2001, S. 54.

37 Vgl. Hampl, Die «Ilias» ist kein Geschichtsbuch (wie Anm. 1), 57ff.; E. Meyer, RE Suppl. XIV 1974, Sp. 813f.; Cobet, Gab es den Trojanischen Krieg? (wie Anm. 34), bes. 47; Burkert, Lydia between East and West (wie Anm. 10); Giovannini, La guerre de Troie (wie Anm. 16), bes. 140ff.

über die müßige Datierungsfrage hinausweisende Reflexionen der Alten zu ihrem Recht kommen, die ihres souveränen, ja gewitzten Umgangs mit dem heiklen Thema wegen gut in die aktuelle Troia-Debatte passen könnten.

An Herodot könnte sich orientieren, wer sich im Streit der Meinungen der Lagerbildung entziehen und doch nicht zu unverbindlich urteilen möchte. Denn Herodots Haltung ist ambivalent. Einerseits ist ihm der Trojanische Krieg das bedeutendste Beispiel für das hohe Alter des Konflikts zwischen den Völkern diesseits und jenseits des Helle-  
spont, ein durch Homer paradigmatisch gewordenes Glied in einer langen Kette von Schuld und Torheit, die von der mythenbekannten Vorzeit in die jüngste Vergangenheit führt und über sie hinaus mitten in die Probleme seiner Gegenwart weist. Andererseits zeigt Herodot eine durchaus ironisch gefärbte Distanz zur Überlieferung, schlägt seine Pointen aus der literarischen Tradition vom Frauenraub als der Ursache großer Kriegszüge, ohne sich aber ganz von dieser Tradition zu lösen.

So hatte der Rekurs auf den Trojanischen Krieg und auf andere durch einen Frauenraub ausgelöste Konflikte für ihn durchaus seinen Reiz, bis hin zur politisch nicht unwitzigen Geschichte, wie Athens «Nationalheld» Theseus einst die Helena raubte und damit einen verheerenden Einfall der Peloponnesier in Attika provozierte (IX 73). Wie die Perserkriege erhält damit auch der Peloponnesische Krieg sein mythisches Vorbild. Zu diesen Konflikten der fernen Vorzeit äußert sich Herodot aber nur distanziert. Es will ihm nicht einleuchten, daß der Raub einer Frau so verhängnisvolle Kriege nach sich ziehen konnte. Doch bei aller ihm möglichen Korrektur an den Geschichten über Helena – sie war seiner Ansicht nach zur Zeit der Belagerung Troias gar nicht dort, sondern in Ägypten, wo sie ihr Entführer zurücklassen mußte (II 112–120)<sup>38</sup> – hält Herodot doch eines fest: Daß Troia belagert und erobert wurde, obwohl Helena gar nicht dort anwesend war, «das geschah, wenn ich meine Meinung dazu sagen soll, weil die Gottheit es so lenkte, auf daß die Troer mit ihrem vollständigen Untergang das allen Menschen deutlich machten, daß für großes Unrechtun groß ist auch die Strafe der Götter» (II 120, 5).<sup>39</sup>

<sup>38</sup> Zur Geschichte von der «ägyptischen Helena» vgl. Georg Danek, Epos und Zitat. Studien zu den Quellen der Odyssee (Wiener Studien Beiheft 22), Wien 1998, 10ff.

<sup>39</sup> W. Marg (wie Anm. 21).

Thukydides verzichtete auf eine moralische Lehre aus Troias Zerstörung. Auf Helenas Anteil am Krieg will er sich gar nicht einlassen (vgl. I 9,1). Überhaupt wirkt es aufs erste Hinsehen, als könnte Thukydides als Anwalt derer dienen, die Troias Bedeutung nicht überschätzt wissen wollen: Kein Krieg der Vorzeit, auch nicht der Troianische, habe an Größe und Bedeutung an die Kriege seiner Gegenwart auch nur annähernd herangereicht. Und eine genaue Rekonstruktion des Geschehens der Vorzeit mit Hilfe der Dichtung (nicht nur Homers) stoße auf klare Grenzen. Thukydides zeigt sich kritisch und beurteilt die Eignung Homers als einer Quelle zur Rekonstruktion des konkreten Geschehens in der Vorzeit mit Skepsis (vgl. bes. I 9,3). Aber er hatte nur seinen Homer, um die historische Bedeutung des an sich nicht in Frage gestellten Kriegszugs gegen Troia einzuschätzen. So begann er doch, mit den Angaben des Dichters im Schifffskatalog zu operieren. Zwar habe dieser das Geschehen poetisch weit überhöht, doch lasse sich gleichwohl erkennen, wie gering im Verhältnis zu den Kriegsereignissen der Gegenwart die militärische Stärke von Heer und Flotte der Belagerer Troias gewesen sein müsse (vgl. bes. I 10,3-4). Schon wegen der Schwierigkeiten mit der Fouragierung hätten die Griechen damals nur ein relativ kleines Heer mitnehmen können und wären obendrein gezwungen gewesen, einen Teil der Kombattanten damit zu beschäftigen, Ackerbau und Seeraub zu betreiben, so daß es die bekannten zehn Jahre währte, bis endlich die Stadt eingenommen werden konnte. In Wirklichkeit habe dieser Krieg weit weniger Bedeutung gehabt als sein dem Dichter geschuldetter Ruf es uns glauben läßt (vgl. I 11).

Doch konzediert Thukydides, und das könnte denen gelegen kommen, die Troia als ein Handelszentrum sehen wollen, daß diese Stadt für damalige Zeiten modern gewesen sei: Des Handels wegen sei sie nahe dem Meer errichtet und zugleich durch gute Mauern geschützt worden, so daß sich dort ein Überschuß an Gütern angesammelt hätte (vgl. I 7,1; 8,3). Zudem gibt Thukydides am Beispiel Mykenes, der Heimat des siegreichen Heerführers Agamemnon, zu bedenken, daß der Rückschluß aus den möglicherweise zu bescheiden wirkenden Ruinen einer Stadt auf ihre vormalige Bedeutung trügerisch sein könne. Und dafür hat er ein recht zynisch klingendes Argument parat: Sähe man Sparta und Athen, die Rivalen im Peloponnesischen Krieg, nur mehr als Ruinenstätten vor sich, so käme man wohl kaum darauf, welche der beiden Städte damals die stärkere war (I 10,1-3).

Zuletzt könnte sogar kein geringerer als Platon in den Zeugenstand gerufen werden, um als Experte im modernen Streit um Troias geo-

politische Bedeutung auszusagen. Zwar scheint auch er seine Zweifel gehegt zu haben, was die Dimensionen von Agamemnons Feldzug betrifft, doch wollte er die Bedeutung Troias als eines westlichen Außenpostens einer orientalischen Großmachtbildung hoch veranschlagt wissen. Einschlägige Überlegungen trug er in seinem großen Alterswerk, den *Gesetzen*, vor. Im staatsphilosophischen Gespräch über die potentielle Gründung einer Stadt mit optimalen Institutionen und Gesetzen legt dabei der anonyme Athener, die zentrale Dialogfigur, eine kleine Entwicklungsgeschichte der ersten Verfassungen menschlicher Siedlungsgemeinschaften dar, wie sie sich in großen Zyklen – nach periodisch auftretenden Flutkatastrophen – immer wieder von Anfang an zu vollziehen pflege (*Nomoi* III 677a–682e). Troia steht dabei exemplarisch für einen dritten Typus in der Geschichte der Siedlungstätigkeit, als die letzten Überflutungen, die alle Zivilisation zerstört hatten, längst vergessen waren, die Bevölkerung wieder an Dichte zunahm und die Siedler den Schutz der Anhöhen aufgaben und sich ins ebene Gelände wagten (III 681d–682d). «Auch andere Städte, denke ich mir, wurden damals bereits in großer Zahl gegründet, weil die Menschenmenge anwuchs», lässt Platon den Athener sagen. Und der fährt, nachdem sein Dialogpartner zugestimmt hat, entsprechend fort: «Die vermutlich sogar gegen Troia zu Felde zogen, vielleicht sogar zur See, da bereits alle ohne Furcht das Meer befuhren» (682c).<sup>40</sup> Was die konkrete Durchführung des Zuges gegen Troia betrifft, so will sich Platon nicht genauer festlegen. Ihm kam es auf die Fortsetzung der Geschichte an. Denn als die Troia-Kämpfer auf die Peloponnes zurückkehrten, stießen sie zuhause auf eine gestörte Ordnung und es kam zu Mord und Totschlag (682d/e). Als dann aber die aus dem Exil in die Peloponnes zurückgekehrten Herakliden die Macht übernahmen, da hätten diese, so lässt er seinen Athener nun weiter erzählen, einen neuen, stabileren Typus der staatlichen Ordnung geschaffen. Im Besitz der drei Städte Sparta, Argos und Messene, die sie nun regierten, schlossen die Nachfahren des Herakles nämlich eine feste Bundesgenossenschaft, die verpflichtet war, gegenseitig auf die Einhaltung der Gesetze zu achten und das Heeresaufgebot im Verteidigungsfall zu konzentrieren (682 e – 686 a). Es war eine militärisch sinnvolle Ordnung, die freilich auch nicht lange Bestand haben sollte, da den Königen dazu nun doch die nötige Weisheit fehlte (686b ff.).

<sup>40</sup> Platon, *Gesetze*. Buch I–VI (Werke 8/1), übers. v. K. Schöpsdau, Darmstadt 1990.

Den hier entscheidenden Punkt an Platons Geschichte aber stellt der Grund für diese Wehrverfassung der Herakliden dar: Es war die militärisch-geopolitische Bedeutung von Troia, das auf einmal als ein Außenposten des Assyrerreichs erscheint, dessen geballte Heeresmacht die Griechen fürchten mußten: «Denn ein gewichtiger Grund zur Klage gegen die Hellenen war die zum zweiten Mal<sup>41</sup> erfolgte Eroberung Troias geworden; dieses bildete nämlich einen Teil des Reiches der Assyrer.» Zwar hätte Troia selbst «kecken Mutes» den Krieg provoziert. Doch die Situation nach dem Fall der Stadt sei ernst gewesen, und nur das wohlgeordnete Heer der Herakliden hätte damals für den Schutz von Hellas sorgen können (685 c-d). So gestaltete Platon mit seiner Variante der Geschichte vom Königtum der in die Peloponnes heimgekehrten Herakliden zugleich das Bild von Troia als einem Außenposten einer orientalischen Großmacht – eine zeitgeschichtlich interessante Spekulation<sup>42</sup> und ein Grund genug, auch seiner im aktuellen Troia-Streit respektvoll zu gedenken.

An Troias Ruinen hatte sich schon die Imaginationskraft wie der Scharfsinn der Alten entzündet, da dürfen ihre spätgeborenen Verehrer im akademischen Wettkampf nicht nachlassen. Folgt doch auch ihr edler Streit der homerischen Mahnung, die einst Hippolochos seinem Sohn Glaukos in das Feld vor Troia mitgegeben hatte: «Stets sich herzutun und ausgezeichnet zu sein vor den Andern» (*Ilias VI 208*). Denn wie es Joachim Latacz so schön als Schlußsatz seines Troia-Buchs festgehalten hat, muß es auch hier sein: «Homer ist ernstzunehmen.»<sup>43</sup>

<sup>41</sup> Einer alten, schon Homer bekannten Tradition nach hatten bereits Herakles und seine Helfer Troia einmal erobert.

<sup>42</sup> Platons Vorstellung von Troia als Vasall der Assyrer könnte durch den phantastievollen Historiker Ktesias inspiriert worden sein. Vgl. Diodor II 22; J. Außerger (Hg.), *Ctésias, Historien de l'Orient*, Paris 1991, 148f.

<sup>43</sup> J. Latacz, *Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels*, München/Berlin 2001, 342.



## **ANHANG**



## Abkürzungsverzeichnis

AA	Archäologischer Anzeiger
ABSA	Annual of the British School at Athens
AJA	American Journal of Archeology
AK	Antike Kunst
AM	siehe MDAI (A)
ArchCl	Archeologia Classica
ArchE	Archaiologike ephemeris
ArchHom	Archaeologia Homeric
BASOR	Bulletin of the American Schools of Oriental Research
Ber. RGK	Bericht der Römisch-Germanischen Kommission
BMCR	Bryn Mawr Classical Review
CQ	Classical Quarterly
CW	The Classical World
EAA	Enciclopedia dell'arte antica
EClás	Estudios Clásicos
FGrHist	Fragmente der griechischen Historiker, hg. v. F. Jacoby
GWU	Geschichte in Wissenschaft und Unterricht
HZ	Historische Zeitschrift
IEJ	Israel Exploration Journal
JANES	Journal of the Ancient Near Eastern Society
JKI	Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts
JHS	Journal of Hellenic Studies
JRGZ	Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums
LMC	Lexicon iconographicum mythologiae classicae
MD	Materiali e discussioni per l'analisi dei testi classici
MDAI (A)	Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts (Athen)
MH	Museum Helveticum
MSS	Münchener Studien zur Sprachwissenschaft
NP	Der Neue Pauly
QUUC	Quaderni Urbinati di Cultura Classica
RA	Revue archéologique
TaPhA	Transactions and Proceedings of the American Philological Association
ZA	Zeitschrift für Assyriologie und vorderasiatische Archäologie
ZVS	Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung



## Register

### Moderne Namen

- Bakker, E. 226–228  
Beckman, G. 151, 153  
Berg, N. 222–224  
Blegen, C.W. 32f., 85–91, 93, 99, 122,  
  124, 129, 140  
Blümel, C. 44f.  
Brückner, A. 98f.  
Calvert, F. 25  
Caskey, J.L. 91  
Ceram, C.W. 30  
Chadwick, J. 201, 240  
Choiseul-Gouffier, M.G.F.A., Graf  
  23ff., 27  
de Rougé, E. 197  
Deger-Jalkotzy, S. 208, 271  
Dörpfeld, W. 19, 29, 33f., 85–87, 89, 93,  
  98, 122, 124, 136  
Eichhorn, J.G. 23  
Finley, M.I. 30–32  
Forrer, E. 146–148, 154, 156, 190, 196–  
  199, 201f., 205, 214  
Frazer, J.G. 42  
Friedrich, J. 147, 150, 198  
Goetze, A. 147, 159, 193, 198, 201  
Grote, G. 26  
Güterbock, H.G. 151, 156, 206  
Hachmann, R. 32f.  
Hampl, F. 28–30, 32  
Hawkins, J.D. 149, 161, 163, 174, 192  
Heyne, Ch.G. 264, 267  
Houwink ten Cate, Ph.H.J. 151, 155,  
  314  
Hrozný, B. 202, 205  
Korfmann, M. 9, 33f., 37, 54f., 85, 88f.,  
  93, 107f., 120–126, 128–132, 134–140,  
  148, 174, 176, 192  
Kretschmer, P. 146–148, 199–201, 210  
Latacz, J. 9f., 32, 35, 54–56, 86, 147–150,  
  169, 194f., 204, 209  
Lechevalier, J.B. 24  
Lesky, A. 30, 250  
Lord, A.B. 247  
Lubenau, R. 23  
MacLaren, Ch. 25  
Meister, K. 232  
Meyer, E. 29, 34, 197, 298  
Moltke, H. von 34  
Müller, K.O. 267  
Murko, M. 247, 326  
Nagy, G. 254  
Newton, Ch.Th. 25  
Niebuhr, B.G. 26  
Niemeier, B. 161, 204  
Niemeier, W.-D. 148, 160f., 204,  
  208f.  
Parry, Adam 249  
Parry, Anne Amory 252  
Parry, Milman 237, 247  
Pope, A. 23f., 27  
Ranoszek, R. 199, 206  
Reinhardt, K. 250  
Rodenwaldt, G. 34  
Ruijgh, C.J. 219, 221, 228  
Schachermeyr, F. 147, 156, 199, 202,  
  270  
Schadewaldt, W. 20, 250, 320  
Schlegel, F. 275  
Schiemann, H. 9, 19f., 25–35, 37, 39–41,  
  85, 107, 122, 150, 362  
Siebler, M. 32, 86f., 148, 150, 204, 214  
Snell, B. 54  
Sommer, F. 147, 151, 198–201, 203–205,  
  207, 210f.  
Spon, J. 23

- Starke, F. 38, 148–152, 155, 158–165, 174, 176, 192, 331f., 342  
 Tekoğlu, R. 209f.  
 Thorvaldsen, B. 45  
 Tichy, E. 224  
 Ventris, M. 201
- Visser, E. 226f.  
 Wilamowitz-Moellendorff, U. v. 29, 238  
 Winckelmann, J.J. 39  
 Wolf, F.A. 23, 25, 33, 245f., 250, 267  
 Wood, R. 23

## Antike Personen, Orte und Sachen

- Abbaitis 185  
 Achäer, Achaioi 13, 21, 23, 33, 75f., 78, 129, 193–200, 209f., 214, 257, 293, 315, 317  
 Achaia 53, 288, 293, 304f., 323  
 Ahhiyawa 13, 193–196, 198–200, 202–211, 214, 296, 310, 314–317  
 – Ahhiyawa-Frage 147, 195–197, 201  
 – König von Ahhiyawa 152, 155, 161, 199, 202, 206  
 Achilleus 20, 34, 260, 288, 298–300, 320, 350  
 Achtsilsbler 221–223, 225  
 Adana 209f.  
 Adel 72, 74, 140, 253, 255, 261, 263, 268, 271f., 274, 279, 321, 325f.; s.a. Heroen  
 – Wettbewerbsethik 266, 274, 278  
 Adiabene 340  
 Ägäis 31, 105, 107, 109, 112–119, 138f., 190f., 287, 313f., 322f., 326, 333–335, 346, 348  
 Ägypten, Ägypter 28, 32, 70, 72, 105, 118, 139, 154, 174, 176–178, 181, 184, 207, 257f., 283, 313, 316, 323, 325, 338, 342–344, 353, 356f., 364  
 Äoler, Äolien [Unterbegriffe löschen, Seitenzahlen übernehmen] 36, 186, 196, 221  
 Agamemnon 20, 29, 40, 78, 287f., 297–300, 304f., 316, 320, 365f.  
 Agapenor 288  
 Agora 42, 50, 77  
 Aias 224, 288, 354  
 Aigaleon 298f.  
 Aigina 45f.  
 Aeneas 22, 75, 350  
 Aitolien 296  
 Akarnanien 40
- Alaksandu 146f., 150f., 153–156, 201, 210f.  
 Alashiya 205  
 Aléxandros 146, 201  
 Alexándra 201  
 Alinda 181  
 Alişar 89  
 Alphabet 233, 333, 335, 346; s. a. Schrift(kultur)  
 Alpheios 298  
 Alsa/Alse 190  
 Alter Orient 20, 107, 154, 207, 258f., 283, 330, 335, 348  
 Altes Testament 23, 28, 245  
 Amarynthos 302f.  
 Amphion und Zethos 303  
 Amurru 207  
 Anatolien 10f., 15, 31, 107, 116f., 119, 126f., 138f., 157, 177, 181, 191, 273, 309, 313f., 329f., 332, 334f., 338, 340f., 343f., 346–348  
 Anthropologie, Ethnologie 63, 66, 250, 277f.  
 – big-men-Gesellschaften 278  
 – chiefdoms 278  
 Andreus 196  
 Antarawa 196  
 Aphaia 45f.  
 Appawija 185  
 Aqa(j)a waša 209  
 Archaik, griechische 283, 319  
 Archäologe 12, 37, 42, 44, 47, 52–54, 86, 109–111, 135, 148, 329  
 – Feldforschung 246–248, 253  
 – Prähistorische Archäologie 33  
 – Stratigraphie 25, 52  
 Argioi 194  
 Argolis 293, 304

- Argonauten 295
- Argos 296, 304, 306
- Aristoteles 275
- Arkadien 42f., 47
- Arslan-Taş, Trilingue von 343
- Artuga, Artukka 178f.
- Arzawa 152–154, 156, 159–164, 178–181, 184f., 190f., 193f., 198, 202, 204, 208
- Arzawa-Länder 153f.
- Asarhaddon 336, 339f.
- Asdod 97
- Asien 10, 21, 107, 348, 356f.; s. a. Anatolien
  - Troia als Außenposten des Orients 365ff.
- Assiros 116
- Assurbanipal 340f., 344, 346
- Aššuwa 153, 211
- Assyrien 207f., 210, 252, 258, 341
- Aštarpa 163
- Athen 53, 97, 306, 308
- Athena Chalkioikos 47
- Atropa 155, 164, 203, 211
- Atreus 196
- Atriden 295, 305
- Attar(ri)šiya 196, 205f.
- Aulis 289, 301, 317
- Awayana 203
- Axiochori 116
- Babylonien 154, 207
- Babylonische Weltkarte 345f.
- Ballı Dağ-These 25
- Berossos 339
- Beshik Tepe, Friedhof 139
- Boğazköy 146, 193, 196, 200, 202
- Boiotien 288f., 293, 301f., 305f.
- Boz Dağları 162, 164
- Bronzezeit 18, 28, 31–33, 86f., 107f., 112, 116, 129, 134, 136, 138, 157, 161, 173, 176, 197, 293, 303, 305, 307, 311f., 317, 319, 324–326, 328, 331
- Bunarbaschi 25, 115
- Chalkis 303, 306
- Chania 292
- Çineköy 209
- Computer-Simulation 124f., 127 ·
- Danaer, Danaoí 75f., 78, 194, 293, 315
- Danaya 315f.
- Dardanellen 20–22, 25, 34, 86, 104, 147
- Dardanidai 186
- Dardanja 184, 186f., 190–192
- Dardaner, Dardanoi 36, 176, 186f., 189, 350
- Dardanos 186
- Dark Ages 35, 71, 255, 279, 283
- Delphi 41
- Demetrios von Skepsis 22
- Demodokos 72, 233, 326
- Dialekte, altgriechische 232
- Dimini 116
- Diomedes 73, 304
- Dipylon-Kanne 233, 243
- Dodekanes 287, 306, 315
- Eisenzeit 18, 108, 210, 294, 297, 303, 331f.
- El-Amarna 161, 208
- Elaioūsa 147
- Eleon 302f.
- Elis 191, 288, 297f.
- Epeier 298, 320
- Ephesos (Apasa) 158, 160f.
- Epos, Heldenepos 14, 218, 235f., 240, 252, 258f., 262–271, 273–276, 279–283; s. a. Volk(s-Begriff)
  - Episierung 280
  - kyklische Epen 251
  - Poetisierung 280, 282
  - Publikum 281, 287, 290, 295, 307
  - schriftliche Komposition 251f.
  - mittelalterliche Heldenepik 271; s. a. Mittelalter
  - serbokroatische Heldenepik 251f.
  - Narratologie 280
- Eretria 303, 306
- Eteokles 196, 201, 207
- Ethnogenese 276–278
- Euboia 293, 301f.
- Europa 10, 21, 107, 112, 121, 273, 279, 348
- Euphrat 157
- Eutresis 302f.

## Register

- Geographie Kleinasiens 149, 157, 163, 291–294, 297f., 306–308
- Geschichte
  - Anachronismus 14
  - Archaisieren 281
  - Erinnerung (kollektive) 23–25, 27, 64–66, 68–73, 245, 255, 260ff., 272, 279, 290, 300, 308, 310, 324f., 327f.
  - «Rückerinnerung» 270, 272
  - Gedächtnis 14, 22, 64f., 68f., 247, 249, 252f., 259–261, 269
  - Geschichtlichkeit 27–29, 31–34, 37f., 246
  - Konstruktion 15, 23, 27, 283
    - Fiktion 21, 23, 35, 38, 62
    - Heroisierung 280f.
    - Historisierung 21, 28, 37, 75
    - Identitätsbildung 65f., 68, 266, 277
    - intentionale Geschichte 77, 283
  - Geschichtswissenschaft 11, 13, 62, 64, 66, 282
  - Altertumswissenschaften 25, 29, 33, 39, 121, 246, 309
  - Altorientalistik 348
  - historische Kritik 28, 34f.
  - Historismus 34
  - Immunisierungsstrategie 11
  - Quellenkritik 23, 25–29, 34f., 37f., 87
  - Geisteswissenschaften 62
  - Gelehrtenstreit 43
  - Geschichtsbegriff 13
  - Geschichtsschreibung 21, 69, 262
- Gla 304f.
- Glaukos 73
- Gulla 202
- Gyges 340, 344, 347
  
- H/Kuntara 152
- Halbgötter 350f.
- Halys 157
- Handel 11f., 14, 54, 103–105, 107–115, 117f., 121, 125, 137–139, 177f., 269, 324, 334–336, 339, 344, 346, 365
- Hapalla 153, 162, 164, 174, 185
- Hatti 150–153, 155, 157, 162, 193, 199, 202–206, 211, 214
- Hattuša (Bogazköy) 123, 146, 157, 193, 200, 202
  
- Hattušili III. 151, 203, 205f.
- Heldenlied 280f., 271
- Helena 320, 358, 364f.
- Hellespont 20f., 23, 35, 109, 364
- Heraion von Samos 52
- Herakles 255
- Herakliden 352f., 355–359, 361f., 366f.
- Hermes von Olympia 45
- Hermos (türkisch Gediz) 164
- Herodot 76f., 199, 210, 321
- Heroen 27, 264, 268f., 272, 274, 278, 295, 350–358
- Hesiod 76f., 328, 333, 351, 359, 363
- Hethiter 32, 36, 149, 153f., 157, 165, 177, 184, 193, 198, 203, 206f., 208f., 211, 296, 316, 331–333, 339
- Hethitologie 35, 146, 149, 156, 200
- Hexameter 14, 35, 217–229, 233, 237–239, 256, 270, 310f., 317, 324
- Hieronymus 21
- Hisarlık 9f., 14, 32, 35, 105, 126, 147f., 150, 165, 175, 186
- Historischer Kern 26–30, 86, 103, 272f., 277
- Homer 40, 54f., 73–78, 150, 194f., 209f., 214, 217, 239–241, 310, 315f., 319, 325, 330, 335f.
- Homeranalyse 25, 250, 253
- homerische Zeit 250, 257, 347
- Homerkritik 23
- Ilias 55, 73–78, 150, 194, 209, 250–252, 254, 257, 260, 331
- Odyssee 55, 72, 250f., 253f., 337, 344
- Neoanalyse 26, 35, 38, 251, 253f., 256
- Schiffskatalog 15, 365
- Hyle 302f.
- Hypachäer 199, 210
- Hypothebai 302
  
- Ialyssos 190
- Iariri 342f.
- Ijalan[ta] 181
- Ilios, (W)Ilios 146–148, 150, 165, 175f., 190, 194f.
- Iolkos 116, 295
- Ionien 160, 339, 346
  - Iamnaja 336

- Ionische Inseln 287
- Ionier 221, 336–339
- Iyalanti 152, 155
- Jericho 28
- Jerusalem 22
- Kadesch, Qadeš 184, 258, 316
- Kaikos (Bakir Çay) 164
- Kalydon 296
- Karabel(-Paß) 161–164
- Karien 158, 161, 181
- Karkemış 342, 344
- Karkiša 152, 184f.
- Karkiya 203
- Karystos 302f.
- Kaška 184f., 179, 187
- Kastanas 108
- Kaštariya-Fluß 159
- Kentauren 270
- Kestros 159
- Kilikien 165, 198f., 201f., 209f., 338f.
- Kizzuwatna 159, 201f.
- Kleinasien 306, 331; s.a. Asien
- Knossos 89, 209, 239, 292, 300
- Kolonie 336
- Kolonisation 360
- Konya 157
- Korinth 293, 296, 304, 306
- Kreta 209, 287, 292, 306
- Kultur 277
  - kulturelles Gedächtnis 64, 68f., 331; s.a. Geschichte
  - Kulturkontakt, Kulturtransfer 333f., 336, 341ff.
- Kurunta 159
- Kuwalija 153, 162, 185
- Kykladen 287
- Kyparissia 298, 300
- Labarna 153
- Lakisch 93, 95–97
- Lakonien 300, 306
- Laokoon-Gruppe 39
- Lapithen 270
- Lesbos (Lazpa) 89, 164, 154f., 183, 196, 211
- Levante 334, 347, 338
- Linear B 10, 70, 115, 201, 208f., 219, 229, 231, 233, 236–238, 258, 270, 292–294, 298–300, 302f., 312f.
- Literarische Gattung 77, 233, 245f., 262–266, 269, 274–276, 282, 309, 352
- Lukka 154f., 159f., 181, 184–186, 193, 202–204, 208
- Luwisch, Luwier 149, 159, 161, 209, 331, 335, 342f.
- Lydien 160, 165, 341f., 346
- Lykaion 47–49
- Lykiyen 158f., 161, 181, 184, 346
- Madduwatta 205
- Mäander 163, 177, 183
- Makedonien 40
- Mala-ziti 202
- Malthi 89
- Manapa-Tarhunta 151, 154f., 164, 211
- Marjannu 189
- Maša 152, 154, 164f., 174, 179, 184–186, 203
- Mashat Höyük 126
- Mašhuiluwa 162
- Mašhuitta (oder Parhuitta?) 152, 214
- Megara 308
- Menelaos 321
- Merenptah 209
- Messene, Messenien 49–52, 292f., 297–300, 306
- Midea 305
- Milet, Millawanda 36, 97, 151, 155, 158, 160f., 164, 198, 202–204, 207f., 211, 214, 314f.
- Milawata-Brief 151, 155, 161
- Minyer 295
- Mira 153f., 160–164, 183, 185, 203, 214
- Mediävistik, Mittelalter 22, 265f., 273, 276, 278, 282f.
- Mündlichkeit – Schriftlichkeit 14, 65, 228, 233, 245–247, 248, 249–251, 253f., 256f., 259f., 267, 269–271, 277, 279–283; s.a. Gedächtnis, Schrift(kultur), Zeitrechnung
  - Formel 235, 247, 249, 251, 256f.
  - Sängerlyrik 73, 217, 240, 246, 250, 255, 260, 267, 269, 271, 274, 277
- Mursili II. 153f., 160, 162f., 202, 205

## Register

- Muwatalli (II.) 146, 150, 151, 153f., 205,  
211
- Mykene 11, 39, 71, 86f., 89f., 103f.,  
196f., 199, 201f., 204, 207–210, 214,  
255–258, 260, 270f., 273, 278f., 287,  
291–296, 300, 303–308
- Mythos, Mythologie 63f., 73, 77, 261,  
264, 267f., 270, 282f., 290, 297, 301,  
303, 305f., 308, 320, 327–330, 354ff.,  
360ff.; s. a. Troia
- Nea Olynthos/Agios Mamas 116
- Neleiden 295, 300f.
- Nestor 73, 86, 297f., 300, 320, 326
- Nestorbecher aus Ischia 233, 255
- Nibelungenlied 267, 297, 311
- Odysseus 320
- Oidipus 302
- Oinoanda 159
- Olympia 39–42, 44f., 57f., 326
- Olynth 96
- Orchomenos 196, 295, 302f.
- Oros 46
- Pamphylien 196, 198
- Paphos 93, 96f.
- Parha 159
- Parhuitta 214
- Paris 146, 320f.
- Parry-Lord-Theorie 247, 250
- Pausanias 41–45, 50–52
- Pefkakia 116
- Pergamon, Asklepieion 50
- Perge 159
- Perunefer 177f.
- Peteon 302f.
- Phigalia 42f.
- Philoktetes 289f.
- Phöniker 209, 335, 338, 342, 346
- Phrygisch 342
- Pidasa 184
- Pinala 159
- Pinara 159
- Pitaša 160, 162, 184, 186
- Piyamaradu 155, 164, 203, 205–207, 211,  
314
- Platon 275
- Pleistoanax 47
- Poseidon 75
- Praxiteles 44
- Priamos 40, 146f.
- Proitos-Brief 346
- Prosymna 89
- Protesilaos 289f.
- Psammetich 344
- Puduhepa 206
- Pylos 86, 114, 233, 239, 292, 295, 297f.,  
300, 306
- Qarkiša 184
- Ramses II. 258
- Rolandslied 297, 311
- Saewulf 22
- Sage 21f., 27–31, 33f., 36, 38, 85, 103, 147,  
251–256, 264, 267, 272, 296, 303
- Šallapa 157
- Sanherib 339f.
- Sardes 88, 93, 95f.
- Sargon II. 338f.
- SARIPUTU-Leute 155, 164
- Šaušgamuwa 207
- Schrift(kultur) 139, 248–250, 252–254,  
258, 269, 271, 279, 281, 330; s. a. Al-  
phabet
- Seevölker 36, 99, 103, 209f.
- Šeha 151, 153f., 160, 162–164, 174, 183,  
185, 211
- Sidon 337
- Sivrihisar 157
- Siyanta 163
- Smyrna 74, 96f.
- Sparta 47, 296, 300, 306
- Spata 89
- Staatsbegriffe s. a. Anthropologie
- Großkönig 151, 154, 163, 206
  - Großmacht 207f.
  - Monarchie 266, 273, 278
  - Seemacht 199
  - Nationalstaat 265
- Stadt – Siedlung 14, 121, 123, 126–128,  
140
- Residenzstadt 120f., 125
  - Polis 72, 279, 318, 323

- Strabon 22, 25  
 Šuppiluliuma I. 153  
 Syrien 332, 338, 343, 346
- Talawa 152, 155, 159  
 Tanaja 210  
 Taphier 337, 344  
 Tarhuntassa 159f., 202  
 Tarkashnawa 161f., 164  
 Taruša 13, 146–148, 150, 152f., 156, 169, 172, 315  
 Tawagalawawa 151, 155, 161, 196, 200f., 205–207, 211, 214  
 Tell Fahariya, Bilingue von 343  
 Theben 53, 208, 292, 302f., 305, 317  
 Thermi 89  
 Thessalien 40, 287  
 Thessaloniki 116  
 Thukydides 77f., 87  
 Tiglatpilesar III. 336f.  
 Tiryns 108, 292, 300, 304f.  
 Tlos 159  
 Toroni 116  
 Triphylien 293, 297f.  
 Troas 11, 19, 21–23, 25, 34, 36f., 75, 90, 104, 138, 140, 147, 149, 156, 158, 164f., 175f., 183, 186, 189–192, 195  
 Troer 186  
 Troia 39f., 105, 146–148, 150, 156, 176, 194; s. a. Asien  
  - Belagerung 86f., 91, 98f., 103
  - Eroberung 86f., 92, 98, 103
  - Handelszentrum 365
  - Epos 256, 259, 289f., 291, 296, 306
  - Brandzerstörung 86–92, 94–96, 98–103
  - Erdbeben 87
  - Mauern 256
  - Krieg 92, 95; s. a. Trojanischer Krieg
  - Grabensystem 130, 132, 134
  - Zerstörungsschichten 86–90, 92–96, 99f., 103
  - Entwässerungsgraben 132–134, 136
  - Mythos 289, 296
  - Unterstadt 19, 34, 121, 123–125, 127, 131, 136f., 140, 171, 173
  - Forschung 9, 12, 19, 26, 32, 35, 38, 41, 56, 107, 120f., 150, 124, 349, 364
  - Trojanischer Krieg 86f., 150, 195, 214, 255, 257, 259–261, 290, 292, 296, 302, 306, 308, 367
  - Troios 186
  - Tukulti-ninurta-Epos 258
  - Tuthaliya I./II. 153, 211
  - Tuthaliya IV. 151–153, 156, 159, 203, 207
  - Tyros 337

Ugarit 99f., 126  
 Uhabaziti 160, 162  
 Ulu Burun 117

Vardaroftsa 116  
 Vergil 22  
 Volk(s-Begriff) 10, 66, 246f., 252–254, 256, 259, 265f., 268–272, 276, 278f.

Wajur/laji/Wajur/ljija/Waju-r/laja 190f.  
 Walmu 151, 155, 204, 211  
 Waršiyalla 154  
 Wiluša 10, 13, 140, 146–156, 158, 162–165, 174–176, 183, 185, 189–191, 193, 195, 204, 210f., 214, 310, 315f.  
 Wiyanawanda 159

Zeitrechnung, Zeitmessung 21, 238, 359–362  
  - Chronographie 360ff.
  - Genealogien 350, 352ff., 354ff.
  - Generationenrechnung 353ff., 357
  - Heroenzeit 197, 264f., 268, 270f., 273, 277f., 283, 328, 350, 353
  - Olympiaden-Rechnung 361ff.
  - Zeitstufen 245, 282, 349ff.
 Zeus 46–49  
 Zincirli/Šam'al 343  
 Zypern 332, 338, 340



## Autorenverzeichnis

*Reinhold Bichler* lehrt als Universitätsprofessor Alte Geschichte an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, Institut für Alte Geschichte und Altorientalistik

*Justus Cobet* lehrt als Universitätsprofessor Alte Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, Fachbereich 1/Geschichte

*Birgitta Eder* ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Mykenischen Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien und lehrt als Lektorin Mykenologie am Institut für Alte Geschichte der Universität Wien

*Hans-Joachim Gebrke* lehrt als Universitätsprofessor Alte Geschichte an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Seminar für Alte Geschichte

*Bernhard Hänsel* lehrt als Universitätsprofessor Prähistorische Archäologie an der FU Berlin

*Peter W. Haider* lehrt als Universitätsprofessor Alte Geschichte an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, Institut für Alte Geschichte und Altorientalistik

*Ivo Hajnal* lehrt als Universitätsprofessor Allgemeine und Vergleichende Sprachwissenschaft an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, Institut für Sprachen und Kulturen, Abteilung Sprachwissenschaft

*Susanne Heinholt-Krabmer* lehrt Hethitologie an der Paris Lodron Universität Salzburg, Institut für Alte Geschichte und Altertumskunde

*Dieter Hertel* lehrt als Privatdozent Klassische Archäologie am Institut für Klassische Archäologie der Universität zu Köln

*Frank Kolb* lehrt als Universitätsprofessor Alte Geschichte an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Seminar für Geschichte, Abteilung Alte Geschichte

*Michael Meier-Brügger* lehrt als Universitätsprofessor Vergleichende und Indogermanische Sprachwissenschaft an der FU Berlin, Seminar für Vergleichende und Indogermanische Sprachwissenschaft

*Barbara Patzek* lehrt als Privatdozentin Alte Geschichte an der Universität-Gesamthochschule Essen, Fachbereich 1/Geschichte

*Kurt A. Raafstand* lehrt als Universitätsprofessor Alte Geschichte an der Brown University, Providence, Rhode Island, Department of Classics

*Robert Rollinger* lehrt als Universitätsprofessor Alte Geschichte und Altorientalistik an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, Institut für Alte Geschichte und Altorientalistik

*Ulrich Sinn* lehrt als Universitätsprofessor Klassische Archäologie an der Universität Würzburg, Seminar für Klassische Archäologie

*Christoph Ulf* lehrt als Universitätsprofessor Alte Geschichte an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, Institut für Alte Geschichte und Altorientalistik